



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

# Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

G. Steinhausen

## Germanische Kultur in der Urzeit

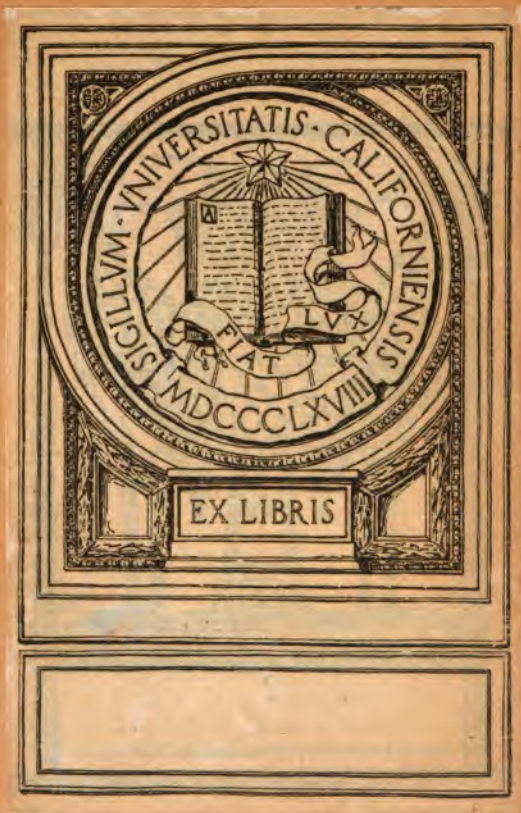
Zweite Auflage

UC-NRLF



5B 288 729

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Natur  
und Geisteswelt" befinden.

## Die Sammlung

# „Aus Natur und Geisteswelt“

die nunmehr auf ein mehr denn zehnjähriges Bestehen zurückblicken darf und jetzt über 350 Bände umfaßt, von denen 70 bereits in zweiter bis vierter Auflage vorliegen, verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. So lehrt sie nicht nur die zurzeit auf jene Fragen erzielten Antworten kennen, sondern zugleich durch Begreifen der zur Lösung verwandten Methoden ein selbständiges Urteil gewinnen über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder Mensch an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, erhebt, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien“ auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Freilich kann diese gute und allein berechnete Art der Popularisierung der Wissenschaft nur von den ersten Kräften geleistet werden; in den Dienst der mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn aber auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, und die Sammlung hat sich dieser Teilnahme dauernd zu erfreuen gehabt.

So wollen die schmunen, gehaltvollen Bände die Freude am Buche wecken, sie wollen daran gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt“ vereinigt.

Leipzig, 1911.

B. G. Teubner.



# Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

75. Bändchen

## Germanische Kultur in der Urzeit

Von

Prof. Dr. Georg Steinhäusen

Bibliotheksdirektor in Kassel

Zweite, stark umgearbeitete Auflage

Mit 13 Abbildungen im Text



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1910

1152.  
22  
1910

Copyright 1910 by B. G. Teubner in Leipzig

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

## Vorwort.

Das Büchlein trägt wie die ganze Sammlung „wissenschaftlich-gemeinverständlichen“ Charakter, d. h. die auf weitere Kreise berechnete Darstellungsweise schließt nicht aus, daß es auf eingehenden Quellenforschungen beruht und durchaus selbständige Anschauungen enthält. Den Fachgenossen, aber auch den Geschichtsfreunden werden die Literaturnachweise und Belege willkommen sein, die freilich weiter ausgedehnt und ausführlicher hätten gestaltet werden können, wenn das Büchlein lediglich für Fachleute bestimmt wäre.

Die Arbeit war seinerzeit im Zusammenhang mit den Studien zu meiner „Geschichte der Deutschen Kultur“ entstanden, deren ausführliche Darlegung ich jedoch erst mit dem Hervortreten der eigentlichen „Deutschen“ beginnen wollte, weshalb ich dort auch die germanische Zeit nur sehr kurz behandelte. So wird die vorliegende systematische Darstellung der germanischen Urzeit auch den Lesern jenes Werkes eine willkommene Ergänzung sein, während sie im übrigen ein in sich völlig abgeschlossenes Ganze bildet.

Die nunmehr notwendig gewordene zweite Auflage wird in erster Linie den seit Erscheinen der ersten Auflage in bedeutendem Maße eingetretenen Fortschritten der Forschung gerecht. Der Gesamtstandpunkt ist hier und da leise geändert, sehr viel aber in den Einzelheiten anders gefaßt, gekürzt oder erweitert.

Im ganzen tritt eine noch höhere Einschätzung der germanischen Kultur (z. B. in der Frage des Ackerbaus) hervor als in der ersten Auflage; noch schärfer als früher ist auch betont, wieviel als spezifisch germanisch Angesehenes mehr oder weniger auch anderen Völkern gleicher Stufe zu eigen ist.

Bemerkt sei noch, daß R. Schröders Rechtsgeschichte nach der 4., nicht nach der S. 2 aufgeführten 5. Auflage zitiert ist.

Kassel, im Dezember 1909.

Georg Steinhausen.



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>Vorwort</b> . . . . .	III
<b>I. Älteste Sitze und Ausbreitung der Germanen. Fremde vor-römische Einflüsse</b> . . . . .	1
<b>II. Quellen für die germanische Kulturgeschichte. Die allgemeine Kulturstufe der Germanen</b> . . . . .	27
<b>III. Der germanische Volkscharakter</b> . . . . .	51
<b>IV. Religiöses und geistiges Leben</b> . . . . .	64
<b>V. Soziale Zustände</b> . . . . .	81
<b>VI. Äußere Lebensverhältnisse</b> . . . . .	102
<b>Register</b> . . . . .	135

## Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
<b>Abb. 1. Bastarne vom Tropaeum Trajani. (Nach Tocilescu bei Heyne, Deutsche Hausaltertümer III, S. 253)</b> . . . . .	15
<b>Abb. 2. German. (idealisierte) Frauenstatue, sog. Thusnelde (Statue i. d. Loggia dei Lanzi in Florenz). (Nach Photographie)</b> . . . . .	31
<b>Abb. 3. Pferde (und Boote) der Germanen. (Bündnißschluß.) (Nach Peterfen usw., Die Markussäule)</b> . . . . .	37
<b>Abb. 4. Runenalphabet. (Nach Vogt u. Koch, Gesch. d. d. Literatur, 2. Aufl. I, S. 7)</b> . . . . .	75
<b>Abb. 5. Germanische Ratsversammlung. (Nach Peterfen usw., Die Markussäule)</b> . . . . .	95
<b>Abb. 6. Hose einer Moorleiche. (Nach Heyne a. a. D. III, S. 259)</b>	109
<b>Abb. 7. Schuh der Damendorfer Moorleiche. (Nach Heyne a. a. D. III, S. 265)</b> . . . . .	110
<b>Abb. 8. Germane und Germanin mit Halsring. (Nach Hettner, Steindenkmäler d. Prov.-Mus. zu Trier S. 269)</b> . . . . .	113
<b>Abb. 9. Holzkeule. (Nach Bindenschmit, Deutsche Altertumskunde I, S. 185)</b> . . . . .	114
<b>Abb. 10. Pfeilspitze. (Gefunden in der Mark Brandenburg.) (Photographie)</b> . . . . .	115
<b>Abb. 11. Germanische Wohnbauten. (Nach Peterfen usw., Die Markussäule)</b> . . . . .	119
<b>Abb. 12. Hausurne, gefunden in Hoym. (Nach Heyne a. a. D. I, S. 24)</b> . . . . .	120
<b>Abb. 13. Schere. Photographie. (Gefunden in der Mark)</b> . . . . .	129

## I. Kapitel.

### Älteste Sitze und Ausbreitung der Germanen. Arende vorrömische Einflüsse<sup>1)</sup>.

Die schönste Epoche menschlicher Kultur, die griechische, näherte sich schon ihrem Verfall, als die damalige gebildete Welt die erste äußerliche Kunde von Naturmenschen erhielt, die im Norden, am „Ende der Welt“, am Meer wohnten. Teutonen nennt der griechische Handelsherr, der eine Expedition nach der Bernsteinküste und dem Norden überhaupt leitete und von dem noch die Rede sein wird, den von ihm entdeckten Stamm. Aber wie dem abenteuerlichen Bericht des Mannes auch sonst wenig Glauben beigemessen wurde, so rauschte, trotzdem sich die damaligen Gelehrten immer wieder damit beschäftigten, diese erste Kunde vom germanischen Menschen vorüber.

Es war an der See, wo der Grieche aus Massilia die Germanen entdeckte: ein Seevolk waren sie, aber hier, im germanischen Norden, war die See ein rauhes und herbes Element, und danach erzog sie die Menschen, die an ihr wohnten. Unwirklich und öde waren die Küsten, das Land selbst aber vielfach ein ungeheures, von den Flüssen immer neu genährtes Sumpfsgebiet, dessen Entwässerung die große Kulturaufgabe einer späteren Zeit sein sollte. Ein großer Teil der Sumpfstrecken, die nur im Winter durch Frost gangbar wurden, und weiter des trockenen Landes war aber von Wald bedeckt. Waldarm und kulturfähig war nur wenig Land.

1) So sehr der Verfasser trotz der gemeinverständlich gehaltenen Darstellung bemüht war, auf die erhaltenen unmittelbaren schriftlichen und bildlichen Quellen zurückzugehen, so nötig war die Benutzung der umfangreichen neueren und neuesten Literatur über unsern Stoff. Von Hauptwerken seien die folgenden allgemeinen Werke genannt, womit auf eine Anführung derselben an einzelnen Stellen in der Regel verzichtet wird: J. K. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme.

Die ältesten Sitze der Germanen an der See und zwar an der Ostsee zu suchen, dahin neigt heute die überwiegende Mehrzahl der Forscher, der Prähistoriker wie der Linguisten. Das unsichere Gebiet weiterer Fragen betreffs der Abzweigung von einem indogermanischen Urvolk, der Urheimat und der Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Germanen und anderen Indogermanen wie der Einwanderung der Indogermanen in das von einem andern

München 1837. — Gust. Freytag, Aus dem Mittelalter. Silber. Leipzig 1867. — R. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Bd. I bis V. Berlin 1870 ff. — R. Th. v. Fnama = Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Bd. I. Leipzig 1879. (2. Aufl. 1909.) — L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde. Teil I. Braunschw. 1880—89. — G. Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Bd. I. Die Germanen der Urzeit. Leipzig 1880. — F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Bd. I. Berlin 1881. — W. Arnold, Deutsche Urzeit. 3. Aufl. Gotha 1881. — R. W. Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburg Religionsfrieden, hrsg. v. G. Matthäi. Bd. I. Lpz. 1883. — R. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Bd. I. Berlin 1891. (3. Aufl. 1902.) (Ein mit Recht angegriffenes, im breiten Publikum sehr überschätztes Werk.) — Osk. Guttsche u. W. Schulze, Deutsche Geschichte von der Urzeit b. z. d. Karolingern. Bd. I. Die gemeingermanische Urzeit und d. germanischen Mittelmeerstaaten. Stuttgart 1894. — D. Seel, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Bd. I m. Anhang. Berlin 1895. (Der Anhang ist namentlich wegen der Anführung und Kritik der wichtigsten Quellenstellen wertvoll.) — Fr. v. Löhner, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Bd. I. Germanenzeit und Wanderzeit. 2. Ausg. München 1896. (Ist wenig zu verwerten und recht kritisch anzusehen.) — D. Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme (Abdr. aus dem Grundriß der germanischen Philologie, Bd. III<sup>2</sup>). Straßburg 1900. — G. Grupp, Kultur der alten Kelten und Germanen. München 1905. — Fel. Dahn, Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Leipzig 1905. — H. Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. Leipzig 1908. (Nüchtern, vielfach aber dürftiger Grundriß; für Benutzer vorliegenden Buches überflüssig.) — L. Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, hrsg. von v. Below und Meinde. Abt. II). München und Berlin 1909. (Wesentlich politisch geschichtlich.) — Für Einzelheiten aus verschiedenen Gebieten sind besonders zu nennen: Moriz Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert (unvoll., nur 3 Bände: Wohnung; Nahrung; Körperpflege und Kleidung, Leipzig 1899—1903; D. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas, Straßburg 1901; F. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Straßburg 1905; Richard Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 5. Aufl., Leipzig 1907.

angeblichen Urbolk bewohnte Europa sei hier nicht weiter berührt<sup>1)</sup>.

Die Frage der Einwanderung der Germanen selbst mag immerhin gestreift werden. Freilich haben wir auch hier durchaus keinen festen Boden unter den Füßen, und sehr haben die Ansichten im Laufe der Zeit gewechselt. Früher ließ die allgemeine Annahme einer Einwanderung der Indogermanen aus Asien die Einwanderung der Germanen von Osten her wahrscheinlich erscheinen. Man nahm weiter und nimmt z. T. noch heute zunächst eine slawo-germanische Volkseinheit mit einigermaßen gesteigerter Kultur an, wobei aber kaum mehr wahrscheinlich zu machen ist als ein sehr alter slawisch-germanischer Verkehr. Das sonst als Urheimat der Slawen angesehene Gebiet am mittleren und oberen Dnjepr stellt man als Ursitze dieses slawo-germanischen Volkes hin. Aus dem nordwestlichen Teile desselben an der Weichsel sei das Germanenvolk herausgewachsen, nicht sowohl durch räumliche Trennung als durch Änderung des Volksgeistes, durch eine innere Revolution<sup>2)</sup>. Durch zwei germanische Haupteigenschaften, Sondersucht und Achtung vor dem Eigentum, sei eine Auflehnung gegen eine bis dahin unbestrittene Form des Eigentums, die Hauskommunion, erfolgt. Dieser Auffassung widersprechen aber Forschungen, die besser begründet erscheinen. Es haben sich Anthropologen, Archäologen und Sprachforscher in neuerer Zeit mehr und mehr dahin geeinigt, die Küstengebiete der westlichen Ostsee und deren Hinterland als die wahrscheinlich älteste Heimat der Germanen<sup>3)</sup> anzusehen. Einige erweitern das Gebiet nach Norden und wollen Germanen bis zum Anfang des 3. Jahrtausends hinauf in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland — gewissermaßen dem Zentrum —, auf den dänischen Inseln und in Südschweden verbreitet wissen. Die An-

1) Zur Kritik der Indogermanen-Hypothese der Sprachforscher vgl. vor allem B. Bretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896, Kap. 2 u. 3, daneben G. Kossinna, Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VI, S. 1 ff.) S. 3 ff.; gegen beide D. Schrader, Reallexikon S. VIII ff. Vgl. noch Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet (Zeitschrift für Ethnologie 1902, Heft V).

2) Vgl. W. Seyne a. a. D. Bd. I, S. 4 ff.

3) Über die Urheimat der Germanen an der Ostsee vgl. u. a. Hedinger in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum zc. II, 3/4, S. 562 ff., Firt ebenda S. 570 ff., Kossinna a. a. D. S. 8 ff., Bremer a. a. D. (Grundr. III<sup>2</sup>) S. 763, 770 ff., 782 ff., Schrader a. a. D. S. 886 ff.

thropologen haben als für die Ostseegebiete, namentlich Südschweden, sprechende Gründe die Gleichartigkeit der Schädel der prähistorischen und der jetzigen Bewohner Südschwedens, auch ihre helle Augen- und Haarfarbe angesehen. Als sprachliche Beweise hat man die Fauna und Flora des Gemeingermanischen angeführt, auch die noch zu besprechende Rolle der See. Andererseits ergibt sich durch die von Müllenhoff bestimmten keltischen Orts- und Flußnamen eine Beschränkung der nichtkeltischen auf die Gebiete zwischen Weser und Oder sowie auf Holstein und Skandinavien. Die Archäologen, die neuerdings, nicht immer mit Erfolg, versucht haben, die Funde der Vorzeit bestimmten Völkern zu vindizieren, haben durch Berücksichtigung der „entschieden“ keltischen Funde, wobei aber kaum von einer sicheren Abgrenzung die Rede ist, das altgermanische Gebiet ebenfalls schrittweise beschränkt, andererseits durch Prüfung der Ausdehnung der „sicher germanischen“ nordischen Bronzefunde und auch der Reste der Steinzeit nach rückwärts eine stetige Verengung jener Gebiete nach Norden zu festgestellt. Jedenfalls spricht die stetige Entwicklung, die sich aus den Funden der Bronzezeit ergibt, dafür, daß diese Entwicklung nicht durch irgendeine Einwanderung gestört ist. — Wie die Germanen in das Ostseegebiet gekommen sind, bleibe dahingestellt. Rosinna<sup>1)</sup>, der sie früher von der mittleren und unteren Donau, als möglicher indogermanischer Urheimat, zwischen Oder und Elbe abwärts dorthin gelangen, die Einwanderung in die Gebiete zwischen Oder und Weichsel aber später aus Skandinavien erfolgen ließ, hat nachher die Urheimat der Indogermanen überhaupt mit der der Germanen, ebenso wie Much, identifiziert<sup>2)</sup>, läßt also die ganze Einwanderungsfrage als überflüssig erscheinen. Das Verhältnis zu Skandinavien, von dem aus schon Wadernagel die Germanen nach Deutschland eindringen ließ, ist ein umstrittenes. Die Vertreter der germanischen Uritze im Weichselgebiet behaupten naturgemäß eine Einwanderung nach Skandinavien, eine Besiedelung von Schweden durch die Goten. Die Funde können für Einwanderung der Skandinavier aus Deutschland wie dagegen sprechen. Für die Bildung der Ostgermanen haben die Nordgermanen aber neben bereits eingedrungenen Westgermanen doch wohl den Grundstock abgegeben. Sie kamen über die Ostsee oder zu Lande von Jütland her.

1) A. a. D. S. 14; vgl. auch Hirt a. a. D. S. 571.

2) Zeitschr. f. Ethnologie 1902, Heft V, S. 163.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit mag man nach alledem ein Küstenleben an der westlichen Ostsee und wohl auch an der östlichen Nordsee, die damals freilich von der Küste noch nicht so viel verschlungen hatte, als erste Etappe germanischen Lebens annehmen<sup>1)</sup>. Die Germanen waren früh ein kühnes Seefahrer-volk. Auch Posidonius (etwa 125 bis 40 v. Chr.), von dem wir bei Plutarch zuerst etwas wie eine Schilderung Germaniens besitzen, läßt die Kimbern ursprünglich am Ozean wohnen, von wo sie sich aber damals schon bis zum Herzynischen Wald erstreckt hätten, und Pytheas fand, wie gesagt, lange vorher die Teutonen als Ozean-anwohner. Für dieses urgermanische Seeleben darf man nun auch ohne Bedenken die Sprache als gewichtige Zeugin anrufen. Die Tatsache, daß wir in allen altgermanischen Sprachen eine verhältnismäßig große Anzahl gemeinsamer auf das Meer, die Fischerei und die Schifffahrt bezüglicher Worte finden, kann die große Wichtigkeit der See für die Urgermanen geradezu beweisen<sup>2)</sup>. Es sind das Worte wie See und Haß, Flut und Woge, Klippe, Strand und Eiland, Hafen, wie Sturm und Mäwe, Schwan und Wal, wie Angel, Netz, wato [mhd.] (Bugnetz), ferner eine Reihe gemeinsamer Fischnamen, endlich Worte wie Schiff, Kiel, Bord, Steuer, Mast und Segel. Jene Germanen im Besitz von Segelschiffen zu glauben, hat insofern seine Bedenken, als nordische Felsenzeichnungen der Bronzezeit, die sonst schon eine bessere Technik der nordischen Schiffe zeigen, und auch die bisherigen vorgeschichtlichen Schiffs-

1) Vgl. auch H. Penning, Die Germanen in ihrem Verhältnis zu den Nachbarvölkern (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst Bd. VIII) S. 50.

2) Schrader, Vom Neuen Reich (darin: Die Deutschen und das Meer) S. 29 ff.; vgl. auch schon Arnold a. a. O. S. 41 f. — R. Helm (Die Heimat der Germanen und das Meer in: Indogermanische Forschungen Bd. 24, S. 221 ff.) hält auf Grund der bekannten Tatsachen ebenfalls für eine der „augenfälligsten“ Eigenschaften der Germanen die „Seetüchtigkeit“. Die Vertrautheit mit dem Meere sei ihr unverlierbares Erbteil geblieben. Selbst meeranwohnende Völker würden nicht ohne weiteres ein Seevolk. Kein anderes indogermanisches Volk, auch das der Griechen nicht, sei schon in der Urzeit mit der Seefahrt vertraut gewesen. Nur weil die Germanen schon in der frühesten Urzeit in einem unwirklichen Lande dem Boden noch nicht genügend Nahrung entnehmen konnten, andererseits aber von Meeren und Meeressteilen umgeben waren, die ihnen Nahrung boten, wurden sie Seefahrer, Seefischer. Aus ihrem frühzeitigen Charakter als Seevolk ergibt sich aber wieder, daß sie „aus primitiven Anfängen dort erwachsen sind, wo wir später ihr Zentrum finden“, an der Nord- und Ostsee.

funde dem Gebrauch von Segeln widersprechen. Auch Tacitus (Germ. 44) berichtet von den Sionen, daß sie bei ihren Fahrten sich der Segel nicht bedienen. Zunächst werden ihre Fahrzeuge Einbäume<sup>1)</sup> gewesen sein, die ihnen der Wald ebenso wie den Bast zu den Tauen bot; von Einbäumen spricht auch noch Plinius, und sie sind ja zudem in gewaltigen Exemplaren in den erwähnten Gegenden wieder aufgefunden worden. Es bedarf nun nicht erst der Herbeiholung antiker Stellen, um den Gebrauch des Segels doch als eine sich bald von selbst ergebende Erfindung jener Küstenbewohner anzusehen. Die Segel werden freilich, ähnlich wie dies Cäsar von den Küstenbewohnern der Bretagne berichtet (de bello Gallico III, 13), solche aus Tierfellen d. h. Leder gewesen sein. Erst die Verwendung der Leinwand zu großen Segeln mochte die Leute später zu weiten „Wikingersfahrten“ befähigen. Indessen kommt auch hier ein Wort Kapels<sup>2)</sup> über die Schiffervölker in Betracht, daß nämlich „ihre Todesverachtung und Ausdauer hoch über ihrer Schiffbaukunst und Schifffahrtskunde standen“. Frühzeitig mögen sie andere Küsten aufgesucht haben, nachdem sie in den Buchten und den Inseln der westlichen Ostsee und der Nordsee ihre erste Schule auf leichten Booten durchgemacht hatten. Ein primitiver Handelsverkehr mag sich früh entwickelt haben, natürlich auch sein Vorstadium, die Plünderung fremder Küsten (so der belgischen), die Seeräuberei, die noch lange in diesen Gegenden heimisch war. Sie wird auch für die Küstengermanen der späteren Zeit wiederholt hervorgehoben, so von Plinius; die Chauken plünderten unter Kaiser Claudius die gallischen Küsten; ihnen taten es seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. die Sachsen, die als richtige Seebären von Sidonius geschildert werden und der Schrecken der gallischen Gestade waren, und später die Normannen nach. Auf den dürftigen Schiffen, die ihnen lieb waren wie dem Reiter sein Roß, fuhren sie weit hinaus, von den Sternen geleitet. Dieses ganze Seeleben gewann allmählich sicherlich eine immer reichere Entwicklung, und die Nachklänge solchen entwickelteren Lebens weist die Gudrun auf. Natürlich spielte in diesem Leben auch der Fischfang eine Rolle: insbesondere wird der Hering eine große Bedeutung gehabt haben, und der Reichtum der skandinavischen Meere an diesen Fischen mag früh die germanischen Küstenfahrer

1) Vgl. Schrader a. a. O. S. 31. Einbäume erwähnt auch Belleius II, Kap. 107.

2) Anthropogeographie I<sup>2</sup>, S. 328.

angelockt haben. Sie mögen, wenn Scandinavien wirklich Herings-  
aue bedeutet<sup>1)</sup>, dessen Küsten diesen Namen gegeben haben.

Jenes erste Stadium gemeingermanischen Seelebens aber müssen wir uns doch recht primitiv denken, und wie elend das Küstendasein wenigstens an der Nordsee gewesen sein mag, das zeigt die spätere Schilderung des Plinius von der thauischen Fischerbevölkerung, die in gemilderten Zügen noch lange zutraf. Andererseits aber schenkte Ostsee wie Nordsee ein Gut, das ihren Gestaden eine besondere Bedeutung verlieh, den Bernstein.

Das war auch für die Alten das Interessanteste an dem Bericht des Pytheas, daß er die Bernsteinküste des „Sthyenlandes“ befahren habe. Pytheas aus Massilia, der Konkurrenzstadt der Rhönizier, muß, wie erwähnt, als antiker Entdecker der Germanen gelten. Der leider verlorene Bericht über seine, wie es scheint, aus wirklichem Forschergeist heraus etwa um 345 v. Chr. unternommene Nordlandfahrt<sup>2)</sup>, von dem uns einiges namentlich bei dem ihm ungünstig gesinnten Strabo und bei Plinius, auch bei Diodor u. a. erhalten ist, hat seinerzeit wenig Glauben und kritische Gegner (ein solcher war besonders Polybius) gefunden: es waren eben fabelhafte Lande für die Alten. Pytheas ist übrigens nicht an der Ostsee gewesen, sondern an der Nordsee, an der auch heute noch Bernstein gefunden wird. Der Küste, die von den Teutonen bewohnt sei, berichtet er, lägen Inseln vor, so die Insel Abalos, die Bernstein in Masse besäße. Von hier käme er zu den Teutonen an der Mündung der Elbe, die ihn dann über Land nach dem Süden verhandelten.

Aus ihren Sizen an der Küste und in deren Hinterland breiteten sich nun die Germanen aus, hinein in das Innere des Landes. Es beginnt die Vorbereitung einer tiefen Spaltung der späteren Deutschen. An der See und in ihrem Gesichtskreis, ihr mit seinen Lebenszielen zugewandt, blieb der eine Teil. Der andere stürmte

1) Schrader, Reallexikon S. 333.

2) *Περὶ τοῦ ἀρκτικού πεπραγατευμένα*. Über Pytheas vgl. vor allem Müllenhoff a. a. O. I. S. 211 ff., 307 ff., 364 ff., 476 ff., ferner L. Hoff, Die Kenntnis Germaniens im Altertum bis zum 2. Jahrh. n. Chr., Progr. Coesfeld 1890, und G. Hergt, Die Nordlandfahrt des Pytheas, Diss., Halle 1893. Ein Programm (Gymnasium in Pola) von G. Mair, Auf alten Handelswegen: Die Fahrten des Pytheas ins Zinn- und Bernsteinland, habe ich nicht einsehen können, ebenso nicht ein früheres Programm desselben: Jenseits der Rhipäden, 1. Die Fahrten des Pytheas in die Nordsee, Billach 1893.



nach Süden und Westen wie nach Südosten, er trat in Berührung mit neuer, höherer Kultur. Die Stürme der Völkerwanderung und der Abzug von der Ostsee haben dann den binnenländischen Charakter der deutschen Kultur verstärkt, die Zeiten des Kaisertums ihn gewaltig besiegelt.

Die Richtung zur südlichen Kulturwelt hin ergab sich also früh, aber gerade die mächtigen Waldlandschaften und Waldgebirge schlossen die Germanen noch lange von ihr ab und hinderten eine rasche Berührung. Denn der eigentliche Urwald war nicht die Stätte der menschlichen Siedelungen. Seine Unzugänglichkeit, seine Vegetations- und Bodenverhältnisse ließen solche nicht zu. Der Wald trennt vielmehr die einzelnen Stämme und Volksteile, die nur auf waldfreien oder waldfreien Gebieten siedelten. Und solche gab es. Die ziemlich allgemein verbreitete romantische Vorstellung, daß unser Vaterland in vorgeschichtlicher und germanischer Zeit fast ausschließlich von Urwald bedeckt gewesen sei, ist durch die neuere Forschung zerstört worden<sup>1)</sup>. Neben der gewaltigen Waldmasse bestanden kleine und große offene Steppenstriche, Heide- oder auch Grasflächen, und gerade diese, die sich an den Rändern des Waldes, zum Teil zwischen Waldteilen hinzogen oder von Walzungen und -inseln unterbrochen waren, sind die Ausgangspunkte menschlicher Siedelung gewesen, nicht etwa die Stromtäler mit ihren breiten Wasserflächen und ihrer ausgedehnten Bruchlandschaft. Diese Steppenstriche waren die aus natürlichen Gründen erhaltenen Reste der einförmigen Tundren-, später Steppenflächen, zu denen die in der Tertiärzeit von Wald bedeckten Gebiete in der Eiszeit geworden, in die aber dann mit der größeren Wärme und bei der starken Feuchtigkeit die Waldbäume (zunächst kamen Birke und Kiefer) wieder rasch und massenhaft eingedrungen waren. Manche südlicheren Gebiete waren überhaupt nicht vergletschert gewesen. Die zu Beginn der historischen Zeit noch vorherrschende Eiche tritt allmählich vor der Buche zurück. Mächtige Waldmassen hatten sich so gebildet. Schon die ältesten Sitze der Germanen, die kimbrische Halbinsel, Vorpommern, Mecklenburg, die Mark und die Gegenden an der unteren Elbe, waren sicherlich waldbedeckt. Noch nach Adam von Bremen war Fütland z. B. waldfarrender als das übrige Deutschland. Die bei

1) Insbesondere ist dafür die Arbeit von R. Gradmann, Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung (Geographische Zeitschrift Jahrg. VII, 1901) zu erwähnen; vgl. ferner das oben (S. 2) genannte Werk von Hoops, S. 91.

Plutarch erhaltene Schilderung des Posidonius von den Kimmeriern gibt eine richtige Anschauung: „Am Ende der Welt — ich folge Müllenhoffs Übersetzung — am äußeren Meere angefessen, bewohnen sie ein Land, schattig und waldbreich und der Sonne überall wenig zugänglich wegen der Tiefe und der Dichtigkeit der Forsten, die sich einwärts, d. h. südwärts bis zu den Herkynischen erstrecken.“ Der Schilderung der Nekyia bei Homer lägen solche Gegenden zugrunde, meinte Posidonius. Die Möglichkeit der Ansiedlung und primitiven Anbaus nun gaben allein jene natürlichen Steppengegenden. Was sich durch die Funde als uralte Siedelung erweisen läßt, findet sich immer in solchen Strichen, und diese Siedelungen hatte man denn auch bis in die historische Zeit dauernd inne. Zur künstlichen Erweiterung der Flächen durch Rodung war man bei der Mangelhaftigkeit der Werkzeuge noch gar nicht imstande. Von einer Beseitigung des Waldes durch die sog. Brennwirtschaft kann auch keine Rede sein. So blieb denn den germanischen Völkern, denen bei ihrer Fruchtbarkeit diese immerhin beschränkten Heide- und Grasstriche bald zu eng wurden, nichts übrig als Weiterbringen in andere, schon besetzte Siedlungsstätten, die der Kelten. Von dieser Ausbreitung wird später die Rede sein.

Die Waldmasse, mächtig auch in bezug auf die Größe der Bäume — des Plinius Bericht von den gewaltigen Bäumen des Urwaldes hat nichts Unwahrscheinliches —, ist nun aber doch in vieler Beziehung von bedeutendem Einflusse gewesen. Zunächst in bezug auf das Klima. Es war nicht nur die See, die Nebel und Regensandte, nicht nur die Sumpflandschaft der Flüsse, die die Nebel steigen ließ; auch der große Waldbestand selbst beförderte die Feuchtigkeit. Auch hier sind die Berichte der Alten von der Masse der Niederschläge und der Feuchtigkeit, die im Westen übrigens größer sei, durchaus richtig. Noch die Quellen des 9. und 10. Jahrhunderts klagen über unaufhörlichen Regen, über häufige Wolkenbrüche und sehr starke Gewitter<sup>1)</sup>. Die Feuchtigkeit des Bodens verraten auch noch die späteren Ortsnamen auf -bruch, -ried, -loch usw. Und daß den Bewohnern des sonnigen Südens dieses feuchte Land, das überdies eben durch seine Feuchtigkeit wie auch durch die nördlichere Lage viel rauher und kälter war, das ferner im Norden mächtig der Seewind oder im Osten die Stürme aus der weiten

1) Vgl. H. Gerdes, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter, Bd. I, S. 343.

Ebene durchbrausten, nicht sympathisch war, ihrem Naturgefühl so gar nicht entsprach, daß sie seine Unwirtlichkeit und Unfreundlichkeit, zumal es sich um ein verachtetes barbarisches Land handelte, leicht übertrieben, das ist gewiß klar. Freilich wurden solche Schilderungen von den Alten oft urteilslos nachgeschrieben. Auch zeigen die Kulturverhältnisse der Germanen, daß von völliger Unwirtlichkeit keine Rede ist.

Die große Waldmasse, die auf der einen Seite die Germanen lange abschloß, war andererseits doch auch für sie ein Schutz. Den römischen Heeren wurde später der Wald ein Schrecken. Ganz konnten sie ihn nicht vermeiden, und dann bot sein morastiger Boden, sein undurchdringliches Gewirr schwerste Hindernisse. Der Wald war ferner für den äußeren Menschen von großer Bedeutung. Er war in überwiegendem Maße Laubwald oder wenigstens Mischwald (Eiche und Buche sind am wichtigsten, auch die Erle, weniger wichtig die Ulme, Esche, Birke, noch weniger die Linde). Nadelbäume herrschten dagegen im Schwarzwald (Tannen), in großen Teilen Frankens (Kiefern), im Fichtelgebirge (Fichten), im Bayerischen und Böhmerwald, Erzgebirge, vielfach auch im Osten und Nordosten vor. Ein damals häufiger Nadelbaum war die Tanne. Im ganzen zog der Laubwald den Menschen mehr an: die in oder bei ihm liegenden waldfreien Stellen waren für den Ackerbau in der Regel geeignet, weil, wie Hoops hervorhebt, der Laubwald selbst besseren Boden braucht. Er gab ferner reichlich Früchte für das Vieh, Eicheln und Bucheckern, und beherbergte auch mehr Wild. So diente denn der Wald und zwar immer der den Siedlungsstrichen benachbarte, wohl auch lichtere Wald zunächst der Viehzucht, der Viehmast, insbesondere der der Schweine. Aber auch die Pferde und Rinder weideten in ihm (Laub und Gras). Weiter kommt eben das Wild des Waldes, das tief im undurchdringlichen Innern des Urwaldes ja spärlich war, aber in den lichteren Teilen doch in Fülle vorkam, in Betracht. Der Wald beherbergte damals noch den Ur, den Wisent, den Bär, den Elch. Der Wolf war noch im Mittelalter eine arge Plage. Der Wald, d. h. immer nur in den an die Siedlungen grenzenden lichteren Teilen, war ferner die unerschöpfliche, sorglos ausgenutzte Vorratskammer, die das Material zu allen denkbaren Zweigen des Haushalts gab. Aus dem Holze des Waldes zimmerte der Germane sein Haus und stellte die primitiven Möbel her, auch wohl mancherlei Gerät, hölzerne Näpfe, Becher (Ahornbecher), Gefäße und Ackergeräte aller Art. Das Holz, namentlich

das Buchenholz, gab ihm das Heizungsmaterial, aber auch, besonders das Kienholz, sein Licht. Den Speer lieferte die Esche, aus Holz war der Schild, waren der Bogen (Eibenholz), die Pfeile. Daneben diente der Wald durch sein Laub, die Rinde seiner Bäume, durch Schwämme, Harz usw. wirtschaftlichen Zwecken der verschiedensten Art, durch den Honig der Bienen, durch seine Beeren natürlich auch der menschlichen Nahrung. An der Küste und an größeren Flüssen lieferte er das Fahrzeug (Einbaum), und auch des Toten Behausung entnahm man öfter dem Walde (Totenbaum).

Groß ist aber auch die Bedeutung des Waldes für den inneren Menschen. Ist der Germane auch kein eigentlicher Waldbewohner, so beeinflusste doch die ständige innige Berührung mit dem Walde sein Wesen außerordentlich. Auch für den Slawen gilt das. Es ist ein tiefes und wahres Wort Niehls<sup>1)</sup>, daß „in Rußlands undurchdringlichen Wäldern, deren inneres Dickicht nach den Worten des Dichters Mickiewicz ein so tiefes Geheimnis ist, daß es das Auge des Jägers so wenig kennt wie des Fischers Auge die Meeres-tiefe, die Zukunft des großen Slawenreiches verbürgt ist“, und es läßt sich dieses Wort mit noch viel größerer Schärfe auf die germanische Urzeit anwenden. Der Wald übt auf das Innere eine starke Anziehung aus, schreckt freilich zunächst durch seine Verlassenheit. Aus der Verknüpfung desselben mit dem ganzen Leben entsteht zwar noch keine Liebe zu ihm; man betrachtet ihn vielmehr vom Nützlichkeitsstandpunkt aus. Aber aus dem ständigen Umgang ward später Liebe. Hier liegt der große Gegensatz zur Antike, hier der noch heute erkennbare Gegensatz des Deutschen zum Italiener. Die Rahlheit der Berge entspringt im Süden einem wahren Haß gegen den Wald. Was dem Deutschen der Wald ist, das hat der antike Mensch, obzwar er den Wald bei dem heißen Klima seines Landes als kühlen Zufluchtsort zu preisen weiß, nie empfunden. Unserem Volke ist der Wald der Jungbrunnen seines Wesens. Was so in das innere Wesen des Deutschen ein für allemal übergegangen ist, was die deutsche Dichtung bis heute besungen hat, die deutsche Malerei von Dürer und Cranach bis zu Böcklin stimmungsvoll wiedergibt, das ist aus der Urzeit ererbt, aus der Landesnatur erwachsen. Durch die Waldeinsamkeit und die Waldesstiefe, das Schweigen namentlich der mitteldeutschen Waldgebirge, wurden innere gemütliche Kräfte und Stimmungen geweckt. Die Ursprünglichkeit des Waldes erhielt

1) Land und Leute, 10. Aufl., S. 49.

die Seele frisch. Das leise Waldesrauschen im Winde erfüllte die Seele mit geheimnisvollen Schauern und legte Sinnigkeit in sie, das Sturmgebrause im Walde weckte und nährte die Empfänglichkeit für das Unheimlich-Dämonische, für die gewaltige Wildheit übermenschlicher Gewalten. Das Hochstrebende des Waldes beeinflusste die Phantasie, ein Einfluß, der vielleicht noch im gotischen Baustil nachklingt. Je mehr die Germanen in die Waldregionen eintauchten, um so mehr milderte sich weiter das Strenge, Harte und Rauhe, das das Seeleben großgezogen hatte, und ebenso das Schwermütige, Melancholische des Nordens. Das Waldgebirge mittleren Charakters machte sie aber auch kleinlicher, sonderfächtiger und verengte ihren Blick. Welche Stelle aber der Wald noch später im deutschen Leben und Denken einnahm, das beweist der Reichtum des Deutschen an Bezeichnungen für den Wald, das zeigen die Namen, Bilder und Worte, die er, seine Bäume, seine Tiere hergegeben haben. Im Walde dachte sich ferner der Germane den Sitz der höheren Wesen, hier waren seine Kultstätten, hier viele Gräber. Heilig nennt nicht nur die Poesie den Wald: zahlreich begegnen uns vielmehr entsprechende Benennungen bestimmter Wälder (Heiligenloh, der Heilige Forst bei Hagenau, das hillige holt). In ihnen leben die alten heidnischen heiligen Haine fort, von denen schon Tacitus berichtet, und die ebenso noch Adam von Bremen kennt („die Haine, die unsere Sumpfbewohner mit einer albernen Ehrfurcht immer wieder aufsuchten“), die aber, dem Waldland der Slawen entsprechend, ebenso auch bei diesen vorkommen.

Indem die Germanen in das Binnenland weiter und weiter eindringen und sich nach allen Seiten ausdehnten, gewannen sie eine neue größere Heimat<sup>1)</sup>. Die untere Weser läßt man sie neuerdings schon in oder vor dem 9.—8. Jahrhundert überschreiten, nimmt dann überhaupt gerade an der Küste ein frühes weiteres Vordringen nach Westen bis nach dem heutigen Holland an. Nach der neuesten Ansicht<sup>2)</sup> hätten die Germanen den Niederrhein sogar schon

1) Über die Ausbreitung vgl. u. a. Bremer a. a. D. S. 772 ff., 791 ff. und Kossinna a. a. D. — Im ganzen bietet doch weder die Archäologie noch die Sprachwissenschaft genügende Grundlagen zu chronologisch sicheren Bestimmungen. Sicher wissen wir eigentlich nur, daß die Zurückdrängung der Kelten durch die Germanen im 4. Jahrhundert v. Chr. begann.

2) Kiehebusch, Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins, Stuttgart. 1908, bes. S. 58.

im 8. Jahrhundert erreicht und saßen seitdem dort, wie die Funde bewiesen. Cäsar erwähnt freilich eine Tradition, daß ein Teil der Belger Germanen und vor alters wegen der Fruchtbarkeit des Landes eingewandert seien. Die ganz keltisierten Trevirer hielten sich nach Tacitus ebenfalls für Germanen. Damit ist aber für die Zeitbestimmungen nichts gewonnen. Bezüglich der sonstigen Ausbreitung wird angenommen, daß die Germanen im 8.—7. Jahrhundert links der Saale bis zur Unstrutmündung vorgebrungen seien usw. Im 2. Jahrhundert, meint man, reichten sie bis zum Main, Erzgebirge und Riesengebirge, begannen aber bald nach Süden über die Mainlinie hinaus vorzubringen und dehnten ihr Gebiet im 1. Jahrhundert v. Chr. schon über den mittleren Rhein bis in das Elsaß aus. Kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung zogen andere Teile auch nach Osten bis nach Böhmen. Das Volk, das sie aus all diesen Gebieten verdrängt hatten und das bisher, wie wir (S. 23 ff.) sehen werden, für sie von großer kultureller Wichtigkeit gewesen war, waren die Kelten. Im Nordosten aber waren seit langer Zeit ihre Nachbarn die Slawen, die, wenn man an einer Einwanderung der Germanen aus Skandinavien (etwa seit 700 v. Chr.) festhält (S. 4), möglicherweise einst mit den Letten die Gebiete östlich der Oder innehatten, aber — die Letten im Norden, die Slawen im Süden — bereits im 6. Jahrhundert v. Chr. nach Osten und Südosten zurückgedrängt sein mögen. Zum Teil fand vielleicht eine gewisse Durchdringung beider Völker statt (vgl. S. 3). Manche früh entlehnte Wörter des Slawischen scheinen eine uralte kulturelle Abhängigkeit der Slawen von den Germanen, die sie auch beherrscht haben mögen, anzudeuten. Im 4. Jahrhundert reichten die Germanen im Osten wohl jedenfalls bis zur Weichsel und bis zu den Gebirgen Schlesiens. Und spätestens zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. sind die Ostgermanen mit ihrer Ausbreitung in den neuen Sizen zur Ruhe gekommen. Nach Osten verlieren sie sich in die weite Ebene hinein zu den Slawen, die im einzelnen von den Germanen nicht scharf unterschieden werden können. Die Alten warfen alle diese Völker unter dem Begriff der Skythen zusammen. In jenen Landen brachte man, ähnlich wie in Afrika, mit Vorliebe allerlei Monstra von Menschen und Tieren unter. Die Germanen lagen noch außerhalb des Gesichtskreises der antiken Kultur. Lange Zeit haben die Alten auch nicht zwischen Kelten und Germanen unterschieden. Wenn diesen Unterschied aber schon Cäsar feststellen konnte, so finden wir eine Sonderung der Slawen oder Wenden

(Venedi) erst bei Plinius. Halten die einen nun jenes anfängliche Zurückdrängen der Slaven für wahrscheinlich, so glauben andere wieder an eine frühzeitige Gegenbewegung der Slaven, wenn auch deren eigentliches Vordringen nach Westen erst viel später sich geltend macht.

Das Motiv der ganzen sich wie mit Naturnotwendigkeit vollziehenden Ausdehnung und Ausbreitung der Germanen war in erster Linie die Übervölkerung, dasselbe Motiv, das lange nachher die sog. Völkerwanderung mit hervorrief, erklärlich durch den Widerspruch zwischen der von den antiken Autoren später hervorgehobenen Fruchtbarkeit der Germanen und den Schwierigkeiten, die das beschränkte Kulturland den zu intensiverem Anbau noch nicht fähigen Menschen, die auch noch nicht zu roden verstanden, bot. Auch für die so wichtige Viehzucht mochte das Land nicht immer ausreichen. Schwere Naturereignisse (vgl. S. 9) trugen zur Schmälerung oder Vernichtung des Siedellandes bei, Sturmfluten, die z. B. zum Abzug der Kimbern geführt haben mögen, oder Flußüberschwemmungen. Zu diesen wirtschaftlichen Motiven kam nun die Beutelust, die Kunde von reicheren Ländern im Westen und Süden. Früh mögen auch Streitigkeiten zwischen einzelnen Führern zur Auswanderung größerer Gruppen geführt haben. Die Art der germanischen Ausbreitung findet sich wieder bei Posidonius, dessen Bericht von dem „Mischvolk“ der Keltothythen man hier heranziehen muß, richtig geschildert: <sup>1)</sup> „auswandernd, nicht auf einmal und in einem Stück und nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern bei guter Zeit in jedem Jahr immer weiter vorwärts schreitend, hätten sie mit Krieg in langen Zeiten das Festland durchzogen.“ Ähnlich wie bei dem Ver sacrum zogen aber nicht ganze Stämme, sondern Teile des Stammes auf den Kriegspfad, sich eine neue Heimat zu suchen. Es geschah ganz formell auf Beschluß des Volkes; andere Teile blieben festhaft zurück. Die kriegerischen Sueven sandten zu Cäsars Zeiten, bis wohin diese erste unruhige Epoche reicht, alljährlich Kriegs- und Beuteexpeditionen aus. Dieser nicht mehr nur wirtschaftlich bedingte, abenteuerliche Zug zu Kampf und Raub trieb nach Tacitus (Germ. 14) die vornehmen Jünglinge aus Stämmen, die zu lange friedlich lebten, zu anderen Völkern, die Krieg führten. Solche Völker konnten ganze Massen herbeirufen, wie die Sequaner den Ariovist mit 15 000 Sueven, der dann freilich in ihrem Gebiet blieb und immer

1) Übersetzung nach Müllenhoff II, S. 169 f.

neue Haufen nach sich zog. Aber hier sind wir schon in die spätere Zeit gelangt.

Bei jener früheren Ausbreitung der Germanen ist zunächst ein Teil um das Jahr 200 v. Chr. im Osten mit der antiken Welt in Berührung gekommen, ohne daß die Alten, die an die Züge der Kelten aus dem Norden her — im 3. Jahrhundert wandten diese



Abb. 1. Bastarne vom Tropaeum Trajani.

sich auch nach Griechenland und Kleinasien — gewöhnt waren, in ihnen etwas anderes sahen als eben Kelten: es waren die Bastarnen (vgl. Abb. 1) und Skiren, welche in den pontischen Gegenden etwa um 200 v. Chr. auftraten. Ihre Schilderung durch Polybius und andere zeigt ganz die Art der Germanen; ihre hünenhafte Größe, ihre außerordentliche Kriegslust, ihre Trunksucht und die Sitte,



unter einem Herzog in den Krieg zu ziehen und Weiber und Kinder mit sich zu führen — alles verrät Germanen. Im Westen aber vollzogen sich die Vorgänge in der Hauptsache, ohne daß die antike Kulturwelt etwas merkte. Von den Kelten spürte man früh etwas, aber die Germanen waren bis zu dem Einfall der Kimbern und Teutonen — jener Zug der Vastarnen muß außer Betracht bleiben — hinter ihren Waldgebirgen den Augen der Alten entrückt.

Waren sie deshalb auch allen Beziehungen zu einer höheren Kultur entrückt? Diese Frage führt uns auf die große Bedeutung der so oft unterschätzten Kultureinflüsse. Für die Entwicklung des späteren Deutschen ist die Wichtigkeit der fremden Kultureinflüsse öfter gewürdigt worden. „Wir bauen den Acker nicht,“ hat Kaufmann<sup>1)</sup> treffend gesagt, „wir schließen kein Handelsgeschäft, wir gehen keine Ehe ein, wir machen kein Gedicht, wir geben kein Gesetz, wir sprechen kein Gebet: ohne uns bald altrömischer, bald italienischer, bald französischer, bald jüdischer, bald arabischer Formen zu bedienen oder uns solchen Vorstellungen hinzugeben.“ Freilich hat der Deutsche auch von jeher ein so großes Kapital von nationaler Eigenart aufgewiesen, daß er doch immer wieder und überraschend schnell nach Verarbeitung des Fremden nationale Blüteperioden erlebte. Entsprechend muß die Bedeutung der Kultureinflüsse schon für die Germanen eingeschätzt werden. Ein fremde Einflüsse begünstigendes geographisches Moment ist seit je die zentrale Lage Deutschlands, schon für eine frühe Zeit.

Denn lange vor den für die Frühzeit meist überschätzten Einwirkungen der römischen Kultur bestanden schon andere, die im einzelnen sicher aufzudecken freilich niemals gelingen wird. Vieles Ähnliche beruht auch nicht auf Entlehnung, sondern auf alter Verwandtschaft der Germanen mit Slawen und Kelten, anderes auf dem den meisten Naturvölkern gemeinsamen Kulturgut. Es handelt sich wesentlich um äußere Einflüsse, die auf frühzeitigem Völkerverkehr, dem fördernden Faktor aller Kultur-entwicklung, beruhen. In sehr früher Zeit hat der Orient mit seiner entwickelten Kultur auf das ganz unzivilisierte Europa überhaupt gewirkt, und die Wellen solcher Einflüsse mögen sich selbst bis zum Norden erstreckt haben. Weiter aber hat der Germane von der Kulturwelt des Mittelmeeres mancherlei materielles

1) A. a. D. I, S. 5; vgl. ferner besonders meine Geschichte der deutschen Kultur, Leipzig 1904.

Kulturgut durch den Handel erhalten. Schon in der jüngeren Steinzeit mögen die Menschen gegen geschliffene Steinwerkzeuge und Feuersteinwaren — denn in manchen Gegenden gab es besonders gutes Material, und frühe Übung hatte dort auch schon eine Art gewerblicher Herstellung besserer Produkte hervorgerufen —, gegen Muscheln und auch bereits gegen Bernstein, der zu dieser Zeit, freilich in geringem Maße, schon bis zur Schweiz gedrungen ist, mancherlei eingetauscht haben. Den Anstoß zu weiterer Entwicklung aber gab eben jenes Gut, das die See den Germanen spendete, der Bernstein<sup>1)</sup>. Seine Rolle entspricht dem Eindringen der Metalle in den Norden: er war das gegebene Tauschäquivalent gegen das Gold und vor allem die Bronze, die nun in den Norden, wie er in den Süden zog. Er wurde frühzeitig der Gegenstand des damaligen Welthandels, wie man z. B. Bernstein in Menge in den mykenischen Königsgräbern gefunden hat — er gelangte auch zuerst nach dem Balkan und in jenen mykenischen Kulturkreis. Der Bernstein kam (vgl. S. 7) vielleicht noch lange Zeit fast allein von der Nordsee. Er war, wie schon Homer bestätigt, ein wichtiger Artikel des großen phönizischen Handelsvolkes, aber direkte Beziehungen der Phönizier zu den Germanen über See darf man nicht annehmen. Der Bernstein wird vielmehr vor allem auf dem Landwege, den Rhein herauf, die Rhone herab, nach dem ligurischen Süden und der Poebene gekommen und dort ein Handelsartikel der Phönizier geworden sein. Ein zweiter bedeutenderer Landweg für den Handel mit dem Nordsee-Bernstein, und zwar vielleicht der älteste, war sodann ein östlicher, die Elbstraße nach Böhmen und Mähren und weiter über Norikum (S. 18). Vielleicht haben aber doch die karthagischen Phönizier später zur See über die britischen Zinninseln, von wo man das Zinn für die Bronze holte, hinaus Vorstöße bis zur Nordsee gemacht. Als die Griechen die Phönizier im Westen zu verdrängen begannen, folgten sie, namentlich die Massilioten, diesen alten Straßen, bis auch sie gelegentlich, eben mit Pytheas, die Nordsee erreichten. Wenn die Griechen anfangs

1) Über den Bernstein vgl. Müllenhoff a. a. O. I, S. 212 ff. (Über Nordsee-Bernstein ebd. I, S. 482), ferner Hoff a. a. O. an verschiedenen Stellen und Kretschmer, *Histor. Geographie von Mitteleuropa*, München u. Berlin 1904, S. 159 f. Betreffs der Phönizier hat Müllenhoff (vgl. I, S. III) die ausgesprochene Absicht, „den ausschweifenden Vorstellungen von der Ausdehnung der phönizischen Handelsreisen in den Norden ein Ziel zu setzen.“

im wesentlichen durch die Phönizier den Bernstein erhielten, so scheint doch auch früh ein dritter Importweg bestanden zu haben, und zwar über den Pontus her, an dem griechische Kolonien einen lebhaften Handel betrieben. Aber keineswegs ist hier an einen regen Verkehr nach dem Norden hin zu denken. Diese Gebiete blieben den Griechen Terra incognita, und wenn man auch neuerdings die direkten Handelsbeziehungen über Land mit der Ostsee, namentlich mit Samland, in frühere Zeiten hinaufrückt als das noch Müllenhoff getan hat, so wird der Bernstein vorwiegend doch auf indirektem Wege über Zwischenstationen nach dem Pontus gelangt sein, ebenso wie griechische Kunstarbeiten und griechische Münzen auf ähnlichem Wege nach dem Norden. Übrigens bestehen bezüglich der Funde von voraugustischen Münzen erhebliche Zweifel, und es scheint aus ihnen ein Beweis für einen frühzeitigen Verkehr mit dem Süden nicht abgeleitet werden zu dürfen. Es wird der Bernstein eher von der Nordsee auf dem (S. 17) erwähnten östlichen Verkehrsweg zu Lande zur Adriatischen Küste gelangt sein, woher die Griechen ja namentlich den Bernstein bezogen. Diese sogenannte Bernsteinstraße ging von der Adria nach Nordosten in die Steiermark, weiter zur Donau und dann die March hinauf. Auf diesem Wege führten die Etrusker (Italiker) den Bernstein so reichlich ein, daß die Griechen in Entstellung einer besseren Überlieferung den Po für seinen Fundort halten konnten. Wie vom Pontus, könnten ja allerdings auch von der Adria her direkte Beziehungen zur Ostsee bestanden haben. Es scheint aber überhaupt nach den antiken Quellen, als ob die Ostsee als Bezugsland des Bernsteins erst um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. den Alten bekannt geworden ist. So berichtet Tacitus von den Aestiern, daß sie den Bernstein ruhig hätten liegen lassen, bis ihn römische Üppigkeit in Ruf brachte, und sehr darüber verwundert gewesen seien, daß man ihnen Gold dafür bot. Aber solche Äußerungen sprechen vielleicht nur für den außerordentlichen Aufschwung dieses Handels in der römischen Kaiserzeit. Diesem freilich nicht zu überschätzenden Aufschwung entspricht, daß damals römisches Gut in ziemlicher Menge in jene Lande strömte. Aber diese anscheinend neuen Handelswege über die Donau bei Carnuntum, dem Übergangspunkt der alten Bernsteinstraße, zur Weichsel und weiter sind besser wohl als Wiederaufnahme älterer Handelsbeziehungen aufzufassen, die ja, wie betont, wesentlich nur indirekte gewesen sein mögen. So werden die Etrusker z. B. ihre direkten Beziehungen weder über die Alpen

noch über die Donau ausgedehnt haben: weiter hinaus, und ähnlich bezüglich des Weges vom Pontus her, war das Arbeitsfeld des kleinen fahrenden Händlers, der mit kleinen Lasten unwegsame Gebiete durchschritt. Daneben wurde zwischen den Stämmen selbst getauscht, das fremde Gut wanderte von Stamm zu Stamm.

Für den Bernstein und ebenso für das nordische Pelzwerk — die wichtigste Pelzquelle war der Nordosten, wo Pelzwerk von jeher als Zahlungsmittel galt — kam also manch nützliches Gerät und manch gleißender Tand als Gegengabe zu den Germanen. Früh muß besonders der Südosten den Ostgermanen infolge dieses Verkehrs als ein begehrtes Gebiet erschienen sein. Das zeigt sich vielleicht darin, daß bald nach 200 v. Chr. jene unzweifelhaft germanischen Bastarnen<sup>1)</sup> nach Südosten, von den Slawen nicht gehindert, vorrückten und an der Donau erschienen. Immerhin ist es nicht allzuviel, was der Germane diesen frühen Handelsbeziehungen im Westen wie im Osten zu verdanken hat. Was derartige Völker von denen höherer Kultur immer am ehesten begehren, ist glänzender Schmuck und Metall. Darüber hinaus mag im Laufe der Zeit mancherlei Gerät eingedrungen sein. Das könnten neben den Funden überhaupt speziell die Depotfunde beweisen, Funde von Vorräten wandernder Händler (bes. Waffen, Schmuck, Geräte). Freilich hat man diese zuweilen von Steinplatten bedeckten Funde auch als Schätze, die man vor Feinden versteckte, oder als Botengaben für die Götter aufgefaßt. Weiter zeugt aber die Sprache für manche Aneignung fremden Kulturguts schon zu den ältesten Zeiten. Viel mehr als jener südlichen Kulturwelt entnahm der Germane freilich seinen Nachbarn, dem Slawen und vor allem dem Kelten, der seinerseits nicht nur eigenes, sondern namentlich wieder höheres, südliches, ihm schon vertrauter gewordenes Gut übermittelte. Man kommt indes neuerdings mehr und mehr von der Anschauung der nordischen Archäologen, die alle höheren Anregungen von der Mittelmeerkultur, von der südlichen Kulturwelt herleiten<sup>2)</sup>, ab und betont wenigstens für den Nordwesten schon für

1) Siehe S. 15. Vgl. über sie noch Müllenhoff a. a. O. II, S. 219 ff. und Henning in Westd. Ztschr. Bd. VIII, S. 44.

2) Insbesondere sieht Sophus Müller (Urgeschichte Europas, Straßburg 1905) den Süden als die leitende und spendende Kulturmacht an. Er läßt schon die Kultur des nordischen Steinalters von angeeigneten Elementen durchdrungen sein. Die letzte Steinzeit repräsentiere gewissermaßen eine Metalkultur, bei der jedoch der Feuerstein das Metall vertrete.

die jüngere Steinzeit eine größere Eigenart, während Nord- und Ostgermanen stärker von jener Welt abhängig waren. Im ganzen ist auch noch für eine viel spätere Zeit von einem wirklichen südlichen Kultureinfluß auf Innergermanien keine Rede, und selbst die bloß äußerliche Einführung von Handelswaren (wie der Metallgefäße) ist im Nordwesten noch lange nach Christus gering.

Für die südlichen Handelseinflüsse hat man früher das handelsmächtige Etrurien, das, von Griechenland beeinflusst, zugleich Sitz einer außerordentlich entwickelten Industrie war, als Hauptausgangspunkt angesehen. Die Metallgegenstände, vor allem die Bronzen, die man in vorrömischen Gräbern und sonst fand, galten als Exportwaren aus der Poebene, in der sich jene leistungsfähige Industrie besonders konzentrierte. Indessen haben die Etrusker oder, besser, die Italiker, wie gesagt, direkt nur mit den Alpenvölkern gehandelt, von denen dann weitere Handelsbeziehungen nach Norden gingen. Der Hauptverkehr ging auch nicht über die Alpen, sondern um sie herum. Aber es scheint überhaupt vor dem südlichen Import ein südwestlicher zu überwiegen, der schon sehr alt sein muß und für den namentlich der Aufschwung und der Verkehr von Massilia von großer Bedeutung sind. Weder der südliche noch der südwestliche Import stehen aber den Kultureinflüssen des Südostens gleich.

Die Frage des Imports wenigstens des materiellen fremden Kulturguts führt uns auf das Gebiet der archäologischen Funde. Zweifellos hat die Prähistorie durch ihre Methode wie durch ihre Ausgrabungserfolge neuerdings erhebliche Fortschritte gemacht. Für die Kenntnis gewisser äußerer Zustände der Germanen dürfen die Funde als hauptsächlichliche Grundlage durchaus gelten. Aber es ist doch immer nur eine beschränkte Seite des Lebens, die uns so näher gebracht werden kann. Ueberdies ist von der Zuweisung von „Kulturkreisen“ an bestimmte Völker nur in mäßigem Umfang die Rede, und die Chronologie der Fundgruppen ist nicht so sicher, wie die Archäologen meinen.

In die Steinzeit wollen wir hier nicht zurückgehen. Auf sie läßt man bekanntlich eine nicht lange dauernde, weniger wichtige Kupferperiode, sodann eine Bronzezeit in verschiedenen Stufen folgen, die indes meist direkt an die jüngere Steinzeit anknüpft. Kupfer gab es in Deutschland nicht, aber auch nicht Zinn, das als 5—15 prozentiger Beisatz zu Kupfer die Bronze ergab. Die den äußeren Schmuck des Lebens mächtig fördernde, zugleich aber größere

Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit der Schneidwerkzeuge und Waffen verbürgende Bronzekultur ist eine sich seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. und früher über das Mittelmeergebiet, Mittel- und Nordeuropa erstreckende Strömung, die aber den Völkern keineswegs zu gleicher Zeit gemeinsam ist. Das Bronzealter, sagt Sophus Müller<sup>1)</sup>, ist ein Kulturstadium, keine Zeitperiode. Der mykenische Kulturkreis scheint der eigentliche Ausgangspunkt zu sein; für Westeuropa ist dies aber zunächst Italien, das den nördlichen Ländern voranging. Während aber im Süden neben und vor der Bronze noch andere Momente die Kultur charakterisieren, ist die Bronze im Norden trotz aller Kulturunterschiede im einzelnen das gemeinsame Hauptcharakteristikum. Wie erwähnt, läuft das Auftreten der Bronzesachen wie des Goldes im Norden und des (wohl jütischen) Bernstein im Süden ganz parallel. Beides wurde miteinander getauscht. Nun tritt aber im skandinavischen Norden der überhaupt geringe südliche Import, wenigstens der fertigen Stücke, zurück gegenüber einer nur den Import roher Bronze benutzenden, sonst auf selbstständigen Guß zurückgehenden eigenartigen Entwicklung, die es zu höheren Leistungen bringt. In Südschweden, Dänemark, namentlich Jütland, und in Mecklenburg entfaltet sich eine sehr merkwürdige, reiche nationale Blüte der Bronzekunst. Die Bronzezeit bedeutet im allgemeinen den Eintritt einer gewissen Zivilisation (Schwert, Schutzwaffen, Metallschmuck, Wolltracht, Gürtel, Wagen, bespannter Pflug, bessere Schiffe usw.), ein gewisses technisch-industrielles Können und setzt auch einen nicht geringen Handel voraus. Nach Sophus Müller<sup>2)</sup> kamen auch jene sonstigen Kulturelemente aus dem Süden, zum Teil aber erst, als dieser schon in der Eisenzeit war, und nur als ein mehr zufälliger Auszug aus der dortigen reicheren Kultur. Jedenfalls entspricht die nordische Bronzekultur einer auch durch vorgeschichtliche Bilder auf Felsen wahrscheinlich gemachten, etwas entwickelteren Kultur, die von einer zahlreichen Bevölkerung getragen wird. Freilich widerspricht die Roheit dieser Felsenzeichnungen der künstlerischen Höhe der Ornamentierung der Bronzefunde. Das Problem, das diese an sich bieten, glaubt man durch die Annahme südöstlicher Einflüsse lösen zu können<sup>3)</sup>, während

1) A. a. D. S. 144.

2) Ebenda S. 146 ff. Vgl. indessen die Gegenbemerkung oben S. 19.

3) Ebenda S. 94: „Die Grundlage dieser Kulturgruppe muß in den Mykenä-Elementen liegen, die sich im 2. Jahrtausend über Ostmitteleuropa verbreitet hatten, von dort wieder weiter nach Norden vordrangen

man die südlichen Einflüsse nur für Mittel- und Nordwesteuropa, wo die Bronzezeugnisse bei weitem nicht die nordischen erreichen, gelten läßt. Die jüngere nordische Bronzezeit wäre dann auch nur die Fortsetzung der älteren; sie zeigt ebenfalls schöne Eigenart und künstlerische Höhe. Sie steht auch für sich, hat zugleich etwas Rückständiges, wie das Fehlen des Eisens und die Dürftigkeit der Keramik zeigen. Gerade deshalb ist der nationale Charakter der Bronzezeit um so ausgeprägter. Wegen ihrer Höhe scheint sie aber eben auch von der beginnenden Eisenzeit, der Hallstattkultur, nicht so leicht zu verdrängt gewesen zu sein wie die dürftigere Kultur anderer Länder. Aber trotz der eigenartigen Entwicklung auch in dieser Zeit machen sich südliche Einflüsse doch erheblich geltend, so in den Menschen- und Tierdarstellungen (Vogelbilder). Viel fertige Arbeiten sind eingeführt.

In den andern Ländern aber stieg der südliche Einfluß stärker. Er zeigt sich vor allem in der sogenannten Hallstattkultur (nach den reichen Funden bei Hallstatt im Salzkammergut benannt) (8.—5. Jahrhundert v. Chr.). Sie ist keineswegs für die von den Kelten eben besiedelten östlichen Alpengegenden allein charakteristisch, erstreckt sich vielmehr, von Norditalien ausstrahlend, über nördlichere Gebiete überhaupt und stellt eine Mischkultur dar, in der neben der Bronze nunmehr das Eisen eine Rolle spielt.<sup>1)</sup> Die italische Industrie stellte die griechischen Bronzegegenstände jetzt direkt als Exportstücke in Masse her, brachte sie aber, wie erwähnt, keineswegs selbst nach Norden. Diese Bronzegefäße italischen Fabrikats treten im deutschen Norden in der jüngeren Bronzezeit zahlreich auf. Es sind andererseits alle die kleinen getriebenen Vasen und Schalen sowie die großen, oft künstlerischen Gefäße und Kannen

und hier die große Spiral-Bronzezeit hervorriefen.“ . . . „Der Teil des mykenischen Kulturbestandes, der von den näher wohnenden Völkern übernommen werden konnte, ist zuerst von diesen Stämmen behandelt worden und erfuhr sodann im Norden nicht Nachahmung, sondern eine Renaissance, Jahrhunderte nach der Ausbildung des Grundstoffes in Griechenland.“ Müller nimmt als Faktoren dieser Entwicklung nicht nur älteren Wohlstand und die vorhandenen natürlichen und geographischen Bedingungen für eine Kultursteigerung sowie die Rolle des Bernsteinhandels von Westjütland aus an, sondern möchte auch einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Ausgangspunkt im Südosten durch persönliche Verbindungen vermuten.

1) Mit dem Vorstehenden berichtige ich meine Geschichte der deutschen Kultur S. 4.

aus Bronzeblech aus der Hallstattperiode nicht nur italischen Ursprungs, vielmehr machte man sie früh an Ort und Stelle nach, wenn auch der einheimische Guß bei weitem nicht die Höhe der einheimischen Keramik erreichte. Die Hallstattkultur, deren jüngere Periode das Eisen in immer größerem Maße für die Waffen verwendet, hat aber im ganzen, wie gesagt, auf den germanischen Norden, Nordwestdeutschland inbegriffen, wenn auch Importwaren im Hallstattstil bis dorthin gelangt sind, wenig gewirkt, mehr auf den bis dahin anscheinend noch in Zuständen der Steinzeit befindlichen deutschen Osten (Schlesien, Posen und Westpreußen) und, wie auf Westeuropa, auf den Süden Deutschlands. Man nimmt heute in der Regel einheimische Herstellung der Bronzegeräte an und betont dabei die selbständige Entwicklung der einzelnen Gegenden. Wenn schon die Funde von Gußformen, Gußzapfen, Rohmaterial usw. unzweifelhaft dafür sprechen, daß Metallgegenstände auch an Ort und Stelle hergestellt wurden, so ist auch der Fortschritt von der Benutzung eingeführter Geräte zum Versuch der Nachahmung nur natürlich. Es handelt sich ja auch nicht um gänzlich unkultivierte Völker. Andererseits bleibt, wie gesagt, der Import für die technisch und künstlerisch höher stehenden Typen, die weder mit der sonstigen Kultur noch mit dem Mangel an plastischer Betätigung noch mit der damaligen Stufe der Keramik harmonieren, doch recht wahrscheinlich.<sup>1)</sup>

Eines darf aber als sicher angenommen werden: sowohl für den Import aus Süden wie aus Westen und auch aus Südosten war der Südgermane, wenigstens in den letzten Jahrhunderten v. Chr., im wesentlichen auf die Vermittlung eines anderen ihm ursprünglich nahe verwandten Volkes angewiesen, der Kelten<sup>2)</sup>. Vielleicht gab es eine Epoche, in der beide noch wenig geschieden

1) Zur Frage der Herkunft der Metallgeräte, die nördlich der Alpen gefunden werden, vgl. u. a. K. Schumacher; Die Handels- und Kulturbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Metallzeit (Neue Heidelberger Jahrbücher IX, 2) und namentlich für den skandinavischen Norden Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig-Holstein, deutsche Ausgabe, Bd. I, Straßburg 1897, S. 217 ff.

2) Vgl. u. a. Henning in Westdeutsche Zeitschrift Bd. VIII, S. 29 ff.; A. Meißner, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven, 3 Bde., Berlin 1895; auch A. Bachmann, Gesch. Böhmens I, S. 17 ff.; Much, Deutsche Stammeskunde S. 41 ff.



*[The text in this section is extremely blurry and illegible. It appears to be a multi-column layout of a document, possibly a newspaper or a book, with several columns of text visible.]*

aus Bronzeblech aus der Hallstattperiode nicht nur italischen Ursprungs, vielmehr machte man sie früh an Ort und Stelle nach, wenn auch der einheimische Guß bei weitem nicht die Höhe der einheimischen Keramik erreichte. Die Hallstattkultur, deren jüngere Periode das Eisen in immer größerem Maße für die Waffen verwendet, hat aber im ganzen, wie gesagt, auf den germanischen Norden, Nordwestdeutschland inbegriffen, wenn auch Importwaren im Hallstattstil bis dorthin gelangt sind, wenig gewirkt, mehr auf den bis dahin anscheinend noch in Zuständen der Steinzeit befindlichen deutschen Osten (Schlesien, Posen und Westpreußen) und, wie auf Westeuropa, auf den Süden Deutschlands. Man nimmt heute in der Regel einheimische Herstellung der Bronzegeräte an und betont dabei die selbständige Entwicklung der einzelnen Gegenstände. Wenn schon die Funde von Gußformen, Gußzapfen, Rohmaterial usw. unzweifelhaft dafür sprechen, daß Metallgegenstände auch an Ort und Stelle hergestellt wurden, so ist auch der Fortschritt von der Benutzung eingeführter Geräte zum Versuch der Nachahmung nur natürlich. Es handelt sich ja auch nicht um gänzlich unkultivierte Völker. Andererseits bleibt, wie gesagt, der Import für die technisch und künstlerisch höher stehenden Typen, die weder mit der sonstigen Kultur noch mit dem Mangel an plastischer Betätigung noch mit der damaligen Stufe der Keramik harmonieren, doch recht wahrscheinlich.<sup>1)</sup>

Eines darf aber als sicher angenommen werden: sowohl für den Import aus Süden wie aus Westen und auch aus Südosten war der Südgermane, wenigstens in den letzten Jahrhunderten v. Chr., im wesentlichen auf die Vermittelung eines anderen ihm ursprünglich nahe verwandten Volkes angewiesen, der Kelten. Vielleicht gab es eine Epoche, in der beide noch wenig ge-

1) Zur Frage der Herkunft der Metallgeräte, die nördlich gefunden werden, vgl. u. a. K. Schumacher, Die Handelsbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Zeit, Heidelberg Jahrbücher IX, 2) und namentlich für den Norden Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Nordische Denkmäler aus Dänemark und Schleswig-Holstein, Leipzig, Bd. I, Straßburg 1897, S. 217 ff.

2) Vgl. u. a. Hennrich in Westdeutsche Zeitschrift, I, 2, 1897, S. 100, Agrarwesen der Germanen, I, 1, 1897, S. 100, Germanen und Slaven, I, 1, 1897, S. 100, Germanens I, 1, 1897, S. 100.

waren. Die Ansicht, daß einst Kelten auch über Germanen östlich der Elbe geherrscht hätten, ist abzutweisen; lange Zeit müssen sie aber ein ihnen überlegenes Volk gewesen sein. Jedenfalls bestand zwischen beiden eine starke Sitten- und Kulturgemeinschaft, die sich z. B. in der Namengebung zeigt. Aber die äußere Machtstellung der Kelten ging seit dem 4. Jahrhundert infolge immer geringerer Widerstandskraft rapide zurück. Gerade West- und Süddeutschland, das ihr erstes Hauptgebiet gewesen zu sein scheint und von wo sie sich nach Westen und Süden wie nach Südosten bis in die Balkanhalbinsel hinein ausbreiteten, ging an die Germanen schrittweise verloren. Die Kelten scheinen dabei anfangs ganz und gar gewichen oder verdrängt worden zu sein, und eine stärkere Vermischung von Germanen und Kelten kann erst im weiteren Westen und Süden, am Rhein und an der Donau, eingetreten sein. Möglicherweise hat auch eine freiwillige langsame Räumung der rechtsrheinischen Gebiete stattgefunden, vielleicht infolge Nachrückens nach dem Westen, der durch große Auswanderungen entleert war. Diese bewirkte, wie auch schon die Alten meinten, der Anreiz der südlichen Kulturwelt, mit der die Kelten viel früher als die Germanen rege Handelsbeziehungen hatten. Durch ihre gewaltsamen Vorstöße, namentlich jene Einfälle in Italien, um 400 v. Chr., traten sie auch viel früher in den Gesichtskreis der alten Welt. Indessen darf man auch in bezug auf die Kelten die Warnung vor allzu großer Sicherheit der Annahmen wiederholen. Ob die Kelten rasch oder langsam zurückgewichen sind, ob man wirklich alles das als keltisch bezeichnen darf, was Philologen und Archäologen dafür ausgeben, dies und anderes ist keineswegs sicher zu entscheiden. Wenn Müllenhoff das keltische Gebiet nach den Orts- und Flußnamen abgrenzt, Meizen nach der Ansiedlungsweise (Einzelhöfe) und den Haustypen, so ergeben sich dabei keineswegs die gleichen Gebiete. Im übrigen sind, wie betont, Kelten und Germanen verwandt und daher in vielen Beziehungen einander ähnlich gewesen. Von den antiken Autoren hat erst Cäsar eine genaue ethnographische Unterscheidung beider Völker gegeben, aber noch Strabo nennt die Germanen von den Kelten wenig verschieden, jene seien wilder, größer und blonder, „sonst an Gestalt, an Sitte, an Lebensart ihnen ähnlich“. Man müßte danach, wie es auch von einigen Forschern geschehen ist, für beide Völker eine ziemlich gleiche kulturelle Stufe annehmen. Indessen beruht eben jene Kulturverwandtschaft nicht nur auf wirklicher Verwandtschaft, sondern vermutlich auf einer kulturellen Abhängigkeit der Germanen, und

diese steigerte sich um so mehr, als der ältere germanische Verkehr von der Ostsee nach Südosten in den letzten Jahrhunderten v. Chr. wohl zurückging, während die Kelten in dieser Zeit in immer engere Fühlung mit der südlichen Kultur traten. Auf diese rasche Annahme der Mittelmeerkultur gründete sich der wachsende Unterschied zwischen Kelten und Germanen. Zunächst hatten die Kelten jene Kultur als Söldner Karthagos oder der sizilischen Tyrannen kennen gelernt. Dieses Söldnertum beförderte zugleich den auch ihnen innewohnenden kriegerischen Zug. Die Kelten wurden ein ausgeprägt militärisches Volk. Schon der alte Cato hebt dies Moment neben der Zungenfertigkeit als charakteristisch für die Gallier hervor. Dieser Zug nun sowie eine anscheinend früh ausgeprägte und durch eine heitere, gesellige Anlage verstärkte Neigung zum Luxus, zu Prunk und schmückendem Tand, zu äußerlichen Eitelkeiten, auch eine gewisse phantastische Art haben zur Ausbildung einer nicht geringen Metalltechnik früh beigetragen. Unter den prähistorischen Kulturperioden gilt die La-Tène-Kultur (La Tène in der Nähe Neuchâtel) als für die Kelten besonders charakteristisch. Es ergibt sich aus der nunmehr bedeutenden Eisentechnik namentlich eine Pflege der kriegerischen Rüstung. Aus Eisen sind aber nicht nur die Waffen, deren wichtigste jetzt das mächtige Schwert ist, sondern auch die Gegenstände des Schmucks. Mit dem Eisen werden Geräte und Waffen gegenüber der Bronzezeit schmuckloser. Gingen die Kelten in der Anwendung des Eisens den Germanen voran, so haben sie diese naturgemäß auch darin beeinflusst. Die germanischen Eisensfunde der La-Tène-Zeit zeigen solchen Einfluß deutlich; auch das Wort Eisen ist keltisch. Überhaupt wächst in dieser Zeit, die ein Vordringen der Germanen auf Kosten der Kelten zeigt, der letzteren kultureller unkriegerischer Einfluß gleichwohl außerordentlich. Die La-Tène-Kultur, die allmählich siegreich, aber abgeschwächt das deutsche Gebiet durchdringt und auch die Formen der eigenartigen jüngeren nordischen Bronzezeit verdrängt, während in deutschen (rheinischen) Gebieten gleichzeitig der italische Einfluß (Bronzefäße, Schnabelfannen, Goldschmuck) fort dauert, diese Kultur, die Müller überhaupt als die erste gleichmäßig verbreitete barbarische Kultur bezeichnet, ist ihrerseits stark von südlichen, eigentlich griechischen, selbst von orientalischen Elementen genährt. Zuletzt sinkt sie indessen entsprechend dem politischen Niedergang ihrer Träger von der erreichten Feinheit zu plumperen Formen herab.

Ihre höchste Kulturstufe erreichten im Gegensatz zu den öst-

lichen, mehr zurückgebliebenen Teilen die Kelten in ihren rheinischen und gallischen Sizen, wieder wesentlich infolge südlicher, besonders griechischer Kultureinflüsse, vor allem von Massilia aus. Die lebhafteste Auffassungsgabe und Anpassungsfähigkeit der Kelten zeigte sich hier von neuem. Ihr Handelsverkehr war äußerst rege, und die bereits erwähnte gewerbliche Tätigkeit entwickelte sich rasch weiter. Sie bauten selbst Städte, die freilich doch nicht rechte Städte wurden. Es gab Bergwerke und Salinen; es gab Goldmünzen und, trotzdem sie wesentlich Viehzucht trieben, eine Geldwirtschaft, zu der sie noch kaum reif waren. Ihre Priester besaßen bereits mannigfache höhere Kenntnisse. Auch in dieser Periode beeinflussten die Kelten ihre germanischen Nachbarn nicht nur in der Bewaffnung. Aber die Germanen blieben unbequeme Nachbarn, während die Widerstandskraft der an sich streitlustigen, freilich auch prahlerischen Kelten dauernd nachließ. Bereits hatten die Jünger der Kimbern und Teutonen die antike Welt in Schrecken gesetzt; im 1. Jahrhundert v. Chr. drückt die Masse der Germanen immer stärker gegen die gallischen Lande, sie hätten schließlich vielleicht ganz Gallien erobert: da trat ihnen Cäsar gegenüber. Sein Sieg über Ariovist wurde für die Germanen und für die übrige Welt von größter Bedeutung. Jetzt war ihr weiteres Vordringen auf längere Zeit gehemmt. Auf der andern Seite wurde jetzt „ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viel Dichtung berichtet hatten, der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen“<sup>1)</sup>. In dem Erscheinen und dem späteren weiteren Vordringen der nordischen Völker aber zeigt sich im Grunde der so oft in der Geschichte erkennbare Eroberungscharakter der Nordländer, gestählterer, energischerer Menschen, die die Wärme wie die größere Fülle des Südens reizt. Der Zug der Kimbern und Teutonen nach dem Süden hatte schon die Mittlerrolle der Kelten überwunden. Der Weg schien von nun an geöffnet, und der Süden winkte immer aufs neue, bis eben unter Ariovist ein neuer, indirekter Versuch gemacht wurde, ihn zu betreten.

Die unmittelbare Berührung mit den Trägern der südlichen Kultur, den Römern, hat die Germanen lange wiederum nur äußerlich beeinflusst. Immerhin drang jetzt die römische Kultur auch durch die Römer selbst zu den Germanen, zunächst wieder durch

1) Mommsen, Röm. Gesch. Bd. 3, S. 301.

die Pioniere der Kultur, die Händler. Sie bringen den Land, der Menschen, wie die damaligen Germanen waren, immer befruchtet, sie bringen auch nützliches Gut und sie lehren neue Genüsse kennen. Sie nehmen dafür das Rohgut, das sie wünschen, aus Germanien mit, sie holen dorthin vor allem Menschenware — ein direkter Sklavenhandel entwickelt sich. Dieser Menschenhandel scheint im Zusammenhange mit dem Weinhandel die Hauptsache bei den römisch-deutschen Handelsbeziehungen gewesen zu sein: für Wein kaufte man Sklaven. Man hat es mit Recht bezeichnend gefunden<sup>1)</sup>, daß unsere Handelsterminologie wesentlich auf die römischen Bezeichnungen des *caupo* (Weinhöfer) und des *mango* (Menschenhändler) zurückgeht. Der Menschenhandel führte dann auch zu Menschenraub und damit zu Stammesfehden. Die Sueven sahen diese Strömung bereits als eine Gefahr für die alte Art an und suchten die Händler, außer zum Verkauf der Beute an sie, aus ihren Gebieten fernzuhalten, vor allem auch ihr berauschendes Lockmittel, den Wein, und ebenso schlossen sich die Nervier, die am linken Ufer des Rheins den neuen Einflüssen stärker ausgesetzt waren, von den Händlern, den Bringern von Luxus und Üppigkeit, ab.

Aber die immer engere Berührung seit den Feldzügen Cäsars ergab schließlich eine immer stärkere Annäherung an die römische Kultur. Das sind Einflüsse, die uns für die Urzeit nicht mehr beschäftigen können<sup>2)</sup>. Erwähnt sei nur, daß von einer wirklichen Beeinflussung für Innergermanien noch auf lange Zeit nicht gesprochen werden kann. Außerhalb der römischen Okkupationsgebiete blieb namentlich im Nordwesten selbst der äußerliche Import ziemlich bedeutungslos.

## II. Kapitel.

### Quellen für die germanische Kulturgeschichte.

#### Die allgemeine Kulturstufe der Germanen.

Die frühzeitige Berührung der hochkultivierten Römer mit den Germanen der Urzeit hat für die Kenntnis der Zustände dieses „barbarischen“ Volkes unschätzbare Vorteile gehabt. Wir haben die

1) Schrader, *Reallexikon* S. 418

2) Vgl. darüber meine *Geschichte der deutschen Kultur* S. 29 ff.

Berichte der damaligen zivilisierten Welt über die Germanen. Seitdem diese das Vordringen in das Innere Germaniens den Römern schließlich ein für allemal verwehrt hatten, war die Erweiterung der Kenntnisse der Römer von diesem Lande freilich wesentlich dem sich immer mehr steigenden Handelsverkehr mit jenen zu danken. Wir gewinnen gleichwohl einen Einblick in die Jugendzeit der Germanen, wie es uns für kein anderes Volk in ähnlicher Weise mehr möglich ist. Daß die Beobachtungen und Berichte der antiken Autoren einander oft widersprechen, daß diese manches mißverständlich aufgefaßt, manches im Laufe der Überlieferung entstellt haben, kann jene bedeutsame Tatsache nicht ändern, und die Verwertung der Sprachforschung, der Archäologie und der Volkskunde wird immer erst durch den Rückhalt, den jene schriftlichen Quellen gewähren, zu einer wahrhaft ergiebigen.

Schon seit den Kimbernkriegen wachsen die Kenntnisse der antiken Welt von den Germanen fort und fort. Die Griechen haben freilich trotz Pytheas noch viel später, bis in die erste Kaiserzeit hinein, nur eine ganz unklare Kenntnis von den Germanen: nur Posidonius, der Darsteller der Kimbernkriege, von dem einiges durch Plutarch, Strabo, Diodor, Athenäus, Cäsar überliefert ist, kommt als erster, freilich noch recht unvollkommener Schilderer Germaniens mehr in Betracht, und Strabo, der im 7. Buche seiner „Γεωγραφικὰ“ eine tiefere Kenntnis Germaniens zeigt, stützt sich vor allem auf seine römischen Vorgänger. Dagegen haben die Römer, eben wegen der unmittelbaren Berührungen, ein besseres Wissen von den Germanen. Seit den kimbrischen Schreckenstagen empfand der Römer ein dauerndes Gefühl des Grauens vor der nordischen neuen Völkerwelt, das sich mit zunehmender Neugier und lebhaftem Interesse mischte. Von den Quellen freilich, die noch aus der Zeit der Kimbernkriege stammen (es sind die historischen Schriften des Sempronius Asellio, des Catulus, des Sulla, auch das poetische Produkt des Arctias), ist keine erhalten: nur was Cäsar über diese Zeit berichtet, wird auf ältere gute Quellen zurückgehen. Dann aber erscheint Cäsar selbst als zuverlässigster Berichterstatter, und besonders an zwei Stellen seines Gallischen Krieges (IV, 1/3; VI, 21 ff.) gibt er eingehende Kunde von den Germanen. Der Wert der Nachrichten Cäsars, der im Laufe seiner Feldzüge auch am meisten Authentisches erfahren konnte, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Ein verlorenes geographisches Werk des Cornelius Nepos enthielt auch einiges

über Germanien, aber kaum Wichtiges. Von den Nachrichten so-  
dann, die bei Sallust vorhanden gewesen sind, ist manches auf  
spätere Schriftsteller, auch ein wenig auf Tacitus übergegangen.  
Zur Zeit des Augustus wuchs durch die Feldzüge jener Zeit,  
bei denen vor allem Drusus so weit ins innere Deutschland drang,  
wie nie wieder ein römisches Heer kam, sowie durch den gesteiger-  
ten Handel das Interesse an den Germanen sehr, und damit war  
sicherlich eine starke Erweiterung und Berichtigung der Kenntnisse  
von den Germanen verbunden. Aber was über sie etwa Agrippa  
in seiner Biographie, seinen Commentarien (von Plinius benutzt),  
was Augustus selbst in seinen Schriften darüber gesagt hat, ist  
uns — abgesehen vom Monumentum Ancyranum — ebenso ver-  
loren wie leider die betreffenden Partien des Livius (z. T. bei  
Florus, Drosius, Cassius Dio erhalten). Agrippas viel kopierte  
Weltkarte (Reichskarte) dagegen wirkt durch Strabo, Mela, Taci-  
tus u. a. und vor allem durch die Peutingersche Tafel, die auf sie zu-  
rückgeht, nach. Von einer Dichtung des Albinovanus Pedo über die  
Nordseefahrt des Drusus (12 v. Chr.) besitzen wir nur ein Bruch-  
stück. Jenen Verlusten gegenüber wiegt derjenige von höflich ge-  
färbten Berichten einer Reihe von augusteischen Schriftstellern nur  
leicht. Verloren ist auch, was M. Annäus Seneca, Cremutius  
Cordus und namentlich Aufidius Bassus, der die germanischen  
Kriege behandelt hat, geschrieben haben. Einigen Ersatz gewährt  
dafür Velleius Paterculus. Was dann späterhin Pompo-  
nius Mela, der die von Kaufleuten und Offizieren immer zahl-  
reicher vermittelten Nachrichten in der Begleitschrift zu einer Karte  
(Chorographie) benutzen konnte, mit seiner wenig einladenden Schil-  
derung des inneren Germaniens und L. Annäus Seneca, der  
ähnlich davon berichtet, bringen, entspricht wohl den Anschauungen,  
die man in Rom selbst hegte. Mela hat dann wohl auch den  
Plinius und Tacitus beeinflusst, die aber auch ihrerseits gerade  
auf militärische Gewährsmänner zurückgegriffen haben mögen.  
Plinius, der Vorgänger und die Hauptquelle des Tacitus, hat  
seine wichtigen Nachrichten in der *Historia naturalis* nicht nur  
durch eifriges Studium früherer Autoren, sondern auch durch eigene  
Erfahrungen während seines Feldzugsaufenthalts in Germanien  
wie eben durch jene Berichte anderer verhältnismäßig gut fundiert,  
freilich auch manches durcheinandergeworfen und mißverstanden.  
Seine Geschichte der germanischen Kriege ist leider nicht erhalten.  
Endlich folgt dann Tacitus, der eigentliche Geschichtsschreiber



Germaniens, der seine auf allen möglichen Quellen beruhenden, oft aus zweiter Hand geschöpften Nachrichten nicht nur in der „Germania“, sondern auch in den Annalen und Historien niedergelegt hat. Die Fragen, die sich immer wieder von neuem erheben werden, wie weit diese Kenntnisse auf eigener Anschauung beruhen — meist wird ein Aufenthalt in Germanien, den Freitag z. B. zu begründen suchte, abgewiesen —, wie weit seine Schilderung, die eine beinahe wohlwollende ist, von bestimmten politisch-sozialen Tendenzen getragen wird — Müllenhoff hat sie sogar als politische Broschüre, für den Moment geschrieben, aufgefaßt —, wie weit sie von rhetorischen Neigungen beeinflusst ist, bleiben hier beiseite. Jener oft angenommenen und durch die „idyllischen Elemente“ der Taciteischen Schilderung gestärkten Meinung, er habe dem verderbten Römervolk einen Spiegel vorhalten wollen, widerstreitet die starke Betonung der Fehler und die trotz jenes Wohlwollens kritische Beurteilung der Germanen. Des Tacitus Germania bleibt aber in jedem Falle unsere wichtigste Quelle. Tacitus gegenüber treten auch die späteren Quellen, soweit sie noch für die Urzeit zu verwerten sind, wie etwa die unzuverlässige, auf das Material des Marinus von Tyrus zurückgehende Partie in des Ptolemäus geographischem Handbuch (2. Hälfte d. 2. Jhrh. n. Chr.) und auch der treffliche Ammianus Marcellinus (um 390), sehr zurück.

Singegen bietet sich ein einheimischer Quellenstoff in den viel später entstandenen Volksrechten, die uns außer von den Vandalen von allen großen germanischen Stämmen erhalten sind, namentlich in der Lex Salica. Was hier als kostbares ältestes Gut herausgeschält werden kann, darf für die Kenntnis der Urzeit gewiß vorsichtig verwertet werden.

Dazu kommt dann zur äußeren Veranschaulichung eine Reihe noch erhaltener bildlicher Darstellungen, die sich freilich in traditionellen typischen Formen bewegen. Es ist namentlich die Markusssäule, die eine Reihe von Szenen aus den Kriegen mit den Markomannen und auch aus dem germanischen Leben darstellt. Sie erinnert durchaus an die früher errichtete Trajanssäule, die ihrerseits aber Nichtgermanen und nur als Hilfsstruppen der Römer auch Germanen darstellt<sup>1)</sup>. Germanendarstellungen gab es sodann an Mark Aurels Triumphbogen, von dem aber nur

1) E. Petersen, A. v. Domaszewski, Gugl. Calderini, Die Markusssäule. München 1896. — Konr. Eichorius, Reliefs der Trajanssäule. Berlin 1896. — Vgl. auch Das Monument von Adamkloß, herausg. von G. Tocilescu, D. Wendorf, G. Niemann. Wien 1896.

noch Bruchstücke existieren, und an demjenigen Konstantins. Weiter liebte man an Sarkophagen, an denen so mancherlei künstlerisch dargestellt wurde, auch germanische Kampfszenen, den Interessen des Tages folgend, anzubringen, und manche Darstellung ist noch vorhanden. Auch unter den erhaltenen Statuen und Büsten gibt es Germanen. (Abb. 2.)

Neue reiche Quellen hat dann erst unsere Zeit erschlossen: die Gräber haben sich geöffnet, und ein massenhaftes Fundmaterial lehrt uns, wie die vorrömische Zeit, so auch die späteren Epochen nach der Seite äußerer Kultur näher kennen. Mit der Archäologie wetteifert die Sprachforschung, die Verhältnisse germanischer Vorzeit aufzuklären. Auch ein tieferes Eindringen in die älteren Dichtungen, in die Helden- und Göttersage fördert altes Gut zutage. Endlich strebt die junge Wissenschaft der Volkskunde, in späteren und auch noch in heutigen Volksbräuchen, in Volksglauben und Volkssitte, Volksprüchen und Volkssprache wenigstens zum kleinen Teil uraltes Gut zu erkennen. Die Siedlungs- und Hausforschung steht ihr nahe.

So ist uns denn vergönnt, für eine immerhin frühe Zeit der Entwicklung des germanischen Menschen auf Grund einer



Abb. 2. German. (ideal.) Frauenstatue, sog. Lhusnelba (Statue i. d. Loggia bei Ranzi in Florenz.) (Nach Photographie.)

ziemlichen Quellenfülle ein verhältnismäßig anschauliches Bild von ihm und seinem Leben zu gewinnen.

Freilich werden sich da in innerer und äußerer Beziehung viele Züge ergeben, die den meisten oder vielen anderen Völkern auf früher Kulturstufe gemeinsam sind. Wir werden im einzelnen sowohl bei den sozialen wie den wirtschaftlichen Verhältnissen, ferner aber auch bei den religiösen Anschauungen, bei den seelischen Eigenschaften usw. feststellen, daß es sich sehr oft nicht um etwas gerade für die Germanen, sondern für jugendliche Völker überhaupt Charakteristisches handelt.

Andererseits darf die Kulturstufe, auf der der Germane bei Beginn der engeren Berührung mit dem Römerstand, nicht als eine ganz niedrige angesehen werden. Wir haben es, wenn auch mit Barbaren im antiken Sinne, so doch nicht mit „Wilden“ zu tun, nicht mit einer Art indianischer Rothäute, wie es sich namentlich die deutschen Historiker der Aufklärung, z. B. Adelung, aber auch manche französische Forscher dachten. Auf der anderen Seite steht Justus Möser, der sich die Germanen schon beinahe wie westfälische Bauern vorstellt, der neuesten Anschauung bedeutend näher. Die Romantiker wieder schätzten wohl die äußere Kultur gering ein, dachten sich aber den freischweifenden Naturmenschen als edles, poetisches Wesen. Gustav Freytag hat die Zustände den „griechischen Verhältnissen der epischen Zeit“ ähnlich gefunden. Sachlichen Halts entbehrende Ansichten, wie Seede's Meinung<sup>1)</sup>, daß die Germanen von der „arischen Kulturstufe“ wieder herabgesunken seien, darf man auf sich beruhen lassen. Man muß auch nicht zuviel aus den Zuständen späterer Zeit schließen oder die an sich lange nicht genug geschätzten Parallelen, die die unentwickelten Zustände gewisser Völker der Gegenwart zum Teil noch bieten, unmethodisch und unkritisch verwerten. Jedenfalls dürfen wir uns die Germanen nicht ohne Ackerbau, ohne Eisens Waffen, ohne besser gefertigte Kleidung, ohne Häuser, ohne Wege und Handel denken. Zweifellos haben sich die Germanen über die Zustände, wie sie etwa bei den Slaven herrschten, die noch außerordentlich zurückgeblieben zu sein scheinen, erhoben. Aber eine Überschätzung darf auch nicht eintreten: die Ausgrabungen bestätigen im ganzen das Bild, das Tacitus von den äußeren Zuständen gibt. Einen gewissen inneren Drang, fortzuschreiten, erklär-

1) A. a. O. I, S. 181.

lich aus Begabung und Phantasie, muß man bei den Germanen vermuten. Idyllische Menschen waren es natürlich nicht: das sind Völker solcher Stufe überhaupt nicht. „Die Stimmung des Hirtengebichtes“, die nach Scherer<sup>1)</sup> über des Tacitus Bericht liegt, hat auch manche allzu ideale Anschauung späterer Zeit mit veranlaßt.

Indessen ist eines nicht außer acht zu lassen. Die verschiedenen germanischen Teile waren sich keineswegs in ihrer Kultur gleich, was auch für die Taciteische Schilderung zu beachten ist. Wir haben es weder mit einer politischen noch mit einer kulturellen Einheit zu tun. Die Germanen haben sich auch nicht mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet. Der Name „Germanen“, der sich erst um das Jahr 80 v. Chr. in Rom verbreitet zu haben scheint — noch Cicero<sup>2)</sup> rechnet aber im Jahre 56 die „Germanen“ zu den Galliern —, und den erst Cäsar für eine bestimmte Völkermasse anwandte, ist sicher nicht einheimischen Ursprungs<sup>3)</sup>. Etymologien wie Wehrmänner usw. sind auch unmöglich. Der Name wurde anscheinend von den Kelten zunächst ihren „Nachbarn“, wie einst Zeuß den Namen erklärte, am Rhein, zuerst wohl in Belgien, beigelegt und ging dann auf die übrigen Stämme über. Den zweifelhaften Ursprung und die Bedeutung des Namens (neben „Nachbarn“ „Ostleute“, „Walbleute“, „Rufer im Streit“) näher zu erörtern, ist hier nicht der Ort. Eine somatische Zusammengehörigkeit der Germanen muß ja wohl angenommen werden, wengleich der berühmte germanische Typus dies keineswegs beweist und auch eine völlige Unvermischtheit, wie sie Tacitus behauptet, nicht anzunehmen ist. Der Unterschied des Typus von dem der Kelten ist nach Strabo (s. S. 24) nur ein Gradunterschied, und von ihren östlichen Nachbarn, z. B. von den Aftiern, scheinen die Germanen wieder nicht scharf unterschieden werden zu können. Nach Aristoteles<sup>4)</sup> waren das „rote“ Haar, die weiße Haut und die hellen Augen eine Eigentümlichkeit aller nördlichen Völkerschaften. Was man sodann über gemeinsamen Götterkult behauptet hat, ist für die einheitliche Zusammenfassung der Germanen kaum stichhaltig. Die Stammesheiligtümer sind allein von Bedeutung, wie auch Tacitus Götter größerer Gruppen kennt.

1) Gesch. d. deutschen Literatur. 3. Aufl. S. 4.

2) Müllenhoff a. a. D. II, S. 160 f.

3) Nach Müllenhoff (a. a. D. II, S. 206) ist jeder Versuch, den Germanennamen aus dem Deutschen herzuleiten, lächerlich.

4) Probl. XIV, 14 und XXXVIII, 2.

Gewisse gemeinsame Grundlagen des religiösen Lebens bestehen allerdings. Die Lebenshaltung endlich ist keineswegs überall die gleiche. So bleibt als gemeinsames und den fremden Beobachtern wichtigstes Kennzeichen nur die Sprache übrig, die aber natürlich auch differenziert war. Eine für ein Zusammengehörigkeitsgefühl sprechende Tradition — ein eigentliches Nationalgefühl fehlt auf solchen Stufen überhaupt — zeigt sich nur in der von Tacitus überlieferten Sage von Tuisto, seinem Sohne Mannus und dessen drei Söhnen, nach denen Jngävonen, Istävonen und Herminonen unterschieden wären, während natürlich umgekehrt die angeblichen Namen der Söhne aus den Volksnamen abgeleitet sind. Aber wie schon nach Tacitus und Plinius ein Verteilen der Stämme auf diese drei Gruppen nicht möglich war, da andere Gruppierungen auch Geltung beanspruchten und jedenfalls die Ostgermanen überhaupt nicht dazu gehörten, so sind auch die heutigen Annahmen darüber durchaus hypothetisch. Immerhin mögen ältere Gruppen in den späteren großen Stammesbildungen nachwirken.

Vielleicht haben die Germanen in ihren Urfitzen eine geschlosseneren Einheit gebildet. Jedenfalls ergibt sich früh ein Auseinanderfallen in politisch selbständige Gruppen, die sich alle als Sondervolk fühlten. Das wurde sicherlich durch die Ausdehnung in den neuen Gebieten (s. S. 12 f.), die neue Sonderbildungen hervorrief, gefördert. Bei diesem Sonderdasein spielten die geographischen Bedingungen eine Rolle. Die regellosen, von Sumpfstrecken begleiteten Ströme hemmten einen engeren gegenseitigen Verkehr ebenso wie in Mitteldeutschland die Waldgebirge und in der Ebene der dichte Wald. Flüsse bilden freilich nicht immer Stammesgrenzen. Die Stämme suchten aber auch künstlich durch große wüste Strecken voneinander zu scheiden. Ein Band des Kultus hat, wie erwähnt, größere Gruppen dieser politisch selbständigen Teile allerdings zusammengehalten, so die Semnonen die Verehrung des Ziu, so einen anderen Kreis die der Nerthus, einen anderen die der Tamfana, aber nicht immer decken sich Stammes(Bluts-)verwandtschaft und Kultgemeinschaft. Früh mag auch mancher Stamm in einem anderen aufgegangen, mancher unterworfen sein, so daß sich allmählich größere Stämme bildeten.

Nichts ist für die Germanen von Anfang an bezeichnender als der Gegensatz der Stämme zueinander und das Empfinden dieses Gegensatzes. Man hat versucht, die Stammesnamen aus Benennungen nach psychischen Eigenschaften ihrer Träger (Träg-

heit, Unzuverlässigkeit usw.) zu erklären<sup>1)</sup>, und obgleich an eine vollständige Durchführung dieses Systems nicht zu denken ist und eine große Reihe derartiger Namenserkklärungen, auch wenn sie alle richtig wären, überhaupt nicht charakteristisch genug ist, so zeigt sich doch in einigen tatsächlich vorhandenen Stammesbenennungen dieser Art ein feines Empfinden für die Sonderart anderer und den eigenen Gegensatz zu ihnen. Zur Zeit der Berührung mit den Römern tritt die Zersplitterung der einzelnen Stämme jedenfalls besonders hervor: an dem gegenseitigen Haber konnten die Römer ihre Freude haben. Wie schon die Einflüsse der keltischen Kultur haben ferner die Einwirkungen der römischen den Gegensatz der Stämme zueinander später zweifellos verstärkt.

Der tiefste und älteste Gegensatz war unstreitig der der westlichen Gruppen, des Grundstocks der späteren Deutschen, zu den Ostgermanen (s. S. 4), denen wieder die Nordgermanen, die vielfach zu ihnen gerechnet werden, näherstehen. Die Ostgermanen entwickelten sich ganz für sich und schieden sich auch sprachlich, so daß die Sprachwissenschaft die Germanen in eine ostgermanische und eine westgermanische Gruppe teilt. Tacitus hat bei seinen Schilderungen wesentlich die Westgermanen im Auge. Auch kulturell vom Westen unterschieden, haben die Ostgermanen aber in ihrem weniger wechselreichen Tieflande sich innerhalb ihrer Gruppen (der gotischen und lugisch-vandalischen) doch eine größere Einheitlichkeit bewahrt als jene, und größere Stammesbildungen waren bei ihnen erleichtert. Schon die Alten erkannten die ethnologische Zusammengehörigkeit aller Ostgermanen, und ihre kulturelle und sprachliche Verwandtschaft wird hervorgehoben.

Auf die Verteilung der einzelnen Stämme nach ihren Sizen, auf ihre Sonderart und Sonderentwicklung einzugehen, ist im übrigen hier nicht der Ort<sup>2)</sup>.

Wie groß und wie eigenartig bedingt die kulturelle Verschiedenheit der einzelnen großen Gruppen der Germanen war, könnte, wenn wir den Resultaten Kieckbuschs<sup>3)</sup> folgen dürfen, der Gegensatz zwischen den Germanen am Niederrhein, die man als *Stävonen*

1) Auch. Dazu vgl. R. M. Meyer (Die Anfänge der deutschen Volkskunde) in Zeitschrift f. Kulturgesch. Bd. II, S. 152 f.

2) Vgl. darüber Zeuß a. a. D., Bremer a. a. D. und Ludw. Schmidt a. a. D. S. 49—280 (Die germanischen Einzelstämme), auch die kleine Deutsche Stammeskunde von R. Much, Leipzig 1900.

3) A. a. D. S. 63 f.

anspricht, und den Elbgermanen (Herminonen) zeigen. Für jene, bei denen man wegen ihrer westlichen Sitz eine den Kelten angenäherte Kultur vermuten sollte, würde sich, wahrscheinlich wegen des kriegerischen Gegensatzes zum Keltenum, eine auffallende Rückständigkeit ergeben, ein Festhalten an den Zuständen der Hallstattkultur auch in den Zeiten der (keltischen) La-Tène-Kultur, während diese den Einflüssen der letzteren zugänglich waren, eine höhere Metalltechnik pflegten, in stärkerem Besitz von Eisen waren usw. Sie hatten auch Flachgräber, die Germanen am Niederrhein aber Hügelgräber. Da Tacitus von solchen spricht, auch den Mangel an Eisen hervorhebt, kann er nur die niederrheinischen Germanen im Auge gehabt haben, die auch Plinius am besten kannte.

Dürfen wir im ganzen also nicht von einer einheitlichen Kultur der Germanen sprechen, so ist vollends eine Charakterisierung dieser Kultur durch ein einheitliches schematisches Schlagwort abzuweisen. Die Aufstellung äußerlicher, wirtschaftlicher Kulturstufen, insbesondere jener althergebrachten, vor allem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts viel verwendeten der Jäger-, der nomadischen Hirten-, der Ackerbaustufe, in zwingender Folge ist ganz willkürlich. Die Germanen waren z. B. sowohl ein Jägervolk als auch ein Hirtenvolk als auch, wie das ja schon für die „Indogermanen“ angenommen wird, ein ackerbaureibendes Volk. Im allgemeinen neigt nun eine Anzahl von Forschern allzu einseitig dazu, den Zustand des Hirtenlebens als die wirtschaftliche Grundierung wie des indogermanischen, des keltischen, so auch des germanischen Daseins anzusehen. Zweifellos nimmt die Viehzucht im letzteren eine große Stelle ein. Jene besiedelten Kulturstreifen waren zu einem großen Teil Weideland; der schon lebhaft betriebene Feldbau nahm doch die einzelnen Flächen immer nur in größeren Zwischenräumen in Anspruch: alles nicht bebaute Land diente zur Weide. Eine Weide bot aber vor allem auch der an das Kulturland stoßende Eichen- und Buchenwald. Es gab auch Dauerweideland. Plinius erwähnt das gute Grasland, wohl Niederdeutschlands. Cäsar wie Tacitus heben den Viehreichtum der Germanen hervor, die mehr Gewicht auf die Zahl als auf die Qualität legten. Das letztere liegt, wie richtig bemerkt worden ist, daran, daß das Vieh im Gegensatz zur Hofstatt frei veräußerbar ist, also auch an die Stelle des Geldes<sup>1)</sup> tritt — Buße und Wergeld wurden noch lange in Vieh ge-

1) Vgl. u. a. Heyne a. a. O. II, S. 161. Vieh als Buße und Wergeld bei Tacitus, Germ. 12 u. 21.

zählt. Die Freude an vielem Vieh entspricht also der an vielem Geld. Die geringe Ansehnlichkeit des Viehs wird mehrfach bestätigt, erklärt sich auch aus der unregelmäßigen Paarung und ungleichen Ernährung. Die Kuh war das wichtigste Stück, der Rindviehreichthum außerordentlich; wertvollen Besitz bildeten daneben, namentlich im Norden, das Schaf, das vielseitigen Nutzen gewährte, und die später zurücktretende Ziege. Weiter aber war, wie noch



Abb. 3. Pferde (und Boote) der Germanen. (Münchenschluß.)

im ganzen Mittelalter, das Schwein, das sich im Walde mästete, von größter Bedeutung. Die germanischen Pferde waren, wenn wirklich bei Cäsar (IV, 2) *parva* und nicht, wie man jetzt annimmt, *prava* steht, klein, aber zäh und schnell (Abb. 3). Es gab alte Pferdelländer, auch früh einen Pferdehandel. Das Roß genoß besondere Schätzung<sup>1)</sup>, wie die Fülle seiner Bezeichnungen zeigt.

1) Vgl. noch Heyne a. a. D. II, S. 167.



Es diente auch als Opfertier, aus seinem Wiehern wurde geweis-  
sagt. Wenn sich später im Mittelalter der deutsche Pferdeschlag durch  
Einführung fremder Tiere hob, so mag doch auch schon früh auf  
die germanische Pferdezucht die keltische nicht ohne Einfluß gewesen  
sein<sup>1)</sup>. Gallische Pferde werden wiederholt gerühmt, in der keltischen  
Namengebung spielt das Pferd eine bedeutende Rolle. Bezüglich  
der Wertschätzung, wenn auch nicht an wirtschaftlicher Wichtigkeit  
übertraf das Pferd das Rind bei weitem: schöne Pferde waren hoch-  
geschätzte Geschenke, sie erbt wohl unter den Söhnen der tapferste.  
Natürlich hielt man sie deshalb so hoch, weil sie als Reittiere im  
Kriege dienten, also dem Besitzer einen Vorzug vor der gewöhnlichen  
Masse der Fußkämpfer gaben. — Von einer einseitigen Hirtenkultur  
kann nun trotz alledem bei den Germanen keine Rede sein: über-  
haupt ist eine solche ohne jeden Anbau unmöglich. Gewiß hat die  
Viehzucht tiefe Spuren in der germanischen Volksseele zurückgelassen.  
Noch lange hat sie in vielen Gegenden eine größere Bedeutung  
gehabt als der Ackerbau. „Das Hirtentum“, sagt E. F. Meyer<sup>2)</sup>,  
„ist bis heute der sicherste Schrein ältester Volkssitte.“ Man muß  
aber auch hier wieder die landschaftliche Verschiedenheit bedenken  
und hier Viehzucht in größerem, dort in geringerem Maße annehmen.

Aus der Wichtigkeit der Viehzucht nun aber auf nomadenähnliche  
Zustände zu schließen, wäre ganz falsch. Die große Rolle des Rindes,  
des Tieres der Ackerbauer, spricht schon dagegen. „Die hohe Wert-  
schätzung des Viehstandes“, sagt ferner Gradmann<sup>3)</sup> bezüglich noch  
heute z. T. herrschender Verhältnisse, „ist für kleinere bäuerliche  
Betriebe schon dadurch gegeben, daß Körnerfrüchte fast nur für  
den eigenen Bedarf gebaut werden und das Vieh der einzige Ver-  
kaufsgegenstand ist“. Das gilt entsprechend für alte Zeiten noch mehr.  
Von einem Nomadentum kann bei den Germanen gar keine  
Rede sein. Aber auch die Bezeichnung „halbnomadisch“<sup>4)</sup> könnte  
nur für einen zurückgebliebenen Teil der Germanen gelten. Eine  
regelmäßige Nomadenstufe gibt es, wie namentlich Ed. Hahn<sup>5)</sup> ge-

1) Schrader a. a. D. S. 625 f. und Heyne a. a. D. II, S. 173.

2) Deutsche Volkskunde S. 134.

3) Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum, Jena 1909,  
S. 5.

4) v. d. Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft, Stuttg. 1902/3,  
I, S. 41.

5) Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft d. Menschen.  
Leipzig 1896.

zeigt hat, in der Völkentwicklung überhaupt nicht. Wo durch bestimmte natürliche Bedingungen ein Nomadentum herrscht, ist ein entwickelterer Ackerbau sogar vorher vorauszusetzen<sup>1)</sup>. Bei den Wanderzügen der Germanen aber handelt es sich um eine Beweglichkeit, die wir auch bei anderen Völkern in ihrer Frühzeit beobachten können. Eben weil das beschränkte Kulturland bei wachsender Bevölkerung nicht genügte, begab man sich auf die Wanderung, um anderswo wieder sesshaft zu werden, nicht um in einem Turnus wie die Nomaden immer dieselben Stätten wieder zeitweise aufzusuchen. Gewiß hat Strabo die Sueven nomadenähnlich geschildert<sup>2)</sup>, aber er vergleicht sie doch nur mit ihnen. Unrecht hat er auch weniger damit, daß sie (zum Teil wenigstens) wesentlich von ihren Tieren sich nähren, als damit, daß er ihnen den Ackerbau abspricht. Aber vielleicht will er nicht mehr sagen als Cäsar<sup>3)</sup> mit seinem Urteil: „eifrige Ackerbauer sind sie gerade nicht“. Wirkliche Nomaden werden auch in der Regel nicht zu rechten Bauern, wie es die späteren Deutschen geworden sind.

In Wahrheit ist, wie auch eine genaue Prüfung der Nachrichten eben Cäsars, der ja doch die Agrarverfassung der Germanen schildert, ergibt, neben der Viehzucht der Ackerbau damals von den Germanen in größerem Umfange betrieben. Er ist es sogar schon, unabhängig von keltischen und römischen Einflüssen, lange vorher. Die Anschauungen über die Stufe des germanischen Ackerbaus haben sich neuerdings sehr erheblich geändert. Noch v. d. Goltz<sup>4)</sup> hielt diesen für „sehr minimal“ (hauptsächlich nur Anbau von Hafer; von etwas Gerste, Einkorn und Flachs nur da, wo man von Kelten und

1) R. Gradmann a. a. D. S. 2. Vgl. auch die dort erwähnten Arbeiten von M. und R. Much.

2) Lib. VII, cap. 1: Κοινὸν δ' ἐστὶν ἅπασιν τοῖς ταύτη τὸ περὶ τὰς μεταναστάσεις εὐμαρὲς διὰ τὴν λιτότητα τοῦ βίου καὶ διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν μηδὲ θησαυρίζειν, ἀλλ' ἐν καλοβίοις οἰκεῖν ἐφήμερον ἔχουσι παρασκευῆν τροφῇ δ' ἀπὸ τῶν θορμαμάτων ἢ πλείστην καθάπερ τοῖς νομάσιν. („Eine gemeinsame Eigentümlichkeit aller dortigen [Völker] ist das leichte Wechseln der Sitze wegen der Dürftigkeit ihrer Lebenshaltung, und weil sie weder Land bauen noch Schätze sammeln, sondern in Hütten wohnen, nur für einen Tag mit Nahrungsunterhalt versehen: sie nähren sich größtenteils von den Herden wie die Nomaden.“) Nach Seed a. a. D. S. 474 hätte Strabo den Polybius benutzt, die Stelle würde danach auf eine frühere Zeit gehen (40 Jahre vor Cäsar).

3) De bello Gallico VI, 22: agriculturae non student. Vielleicht hat Strabo auch Cäsars Angaben falsch aufgefaßt und so übernommen.

4) Gesch. d. d. Landwirtschaft; vgl. bes. I, S. 50, 61.

Römern beeinflusst war). Er meinte überhaupt, daß „die altgermanische Wirtschaftsweise auf einer sehr primitiven Stufe gestanden“, und Meitzen's<sup>1)</sup> Ansicht noch am meisten das Richtige getroffen habe. Auch R. Hildebrand<sup>2)</sup> nahm die „primitivste Stufe“ an, während Nachsahl<sup>3)</sup> sich für den rohen „Hackbau“ als germanische Wirtschaftsform aussprach. Dieser niedrigen Einschätzung trat dann besonders M. Weber<sup>4)</sup> gegenüber, auf breiter Grundlage aber J. Hoops<sup>5)</sup> und R. Grabmann<sup>6)</sup>. Man darf allen Fortschritt nicht mehr dem Einfluß der Römer zuschreiben, sondern muß eine selbständig erreichte höhere Stufe des germanischen Ackerbaus annehmen. Der eigentliche Ackerbau scheint von dieser früh gewonnenen Stufe sich im ganzen selbständig durch das Mittelalter und die Neuzeit in einer Linie weiter entwickelt zu haben, ohne Sprünge und große Ummwälzungen. Gewiß hat es einmal auch für die Vorfahren der Germanen eine Stufe des Sammlerlebens, mit einem Jägerleben einhergehend, — die Frauen sammeln, die Männer jagen — gegeben, aber schon in grauer Urzeit war diese durch die Stufe des Hackbaus abgelöst. Aber auch über diese einfachste Form des Ackerbaus war man schon vor langen Zeiten hinaus gediehen. Der entwickeltere Ackerbau hat ein viel höheres Alter in der Geschichte der Menschheit, als man bisher glaubte; sehr früh scheint er sich (von einem Punkt aus?) weithin verbreitet zu haben. Einen entwickelteren Ackerbau insbesondere der Germanen beweisen mehrere Umstände. Zunächst spricht dafür die Volksmenge. Die Angaben der Römer — Cäsar (VIII, 7) spricht von einer unendlichen Menge — sind zwar stark übertrieben, schon um die häufigen Niederlagen zu bemänteln. Aber man kann, wie L. Schmidt auf Grund einiger gesicherter Zahlen geschätzt hat, immerhin 5—6 Millionen Germanen zu Cäsars Zeit rechnen. Diese waren aber, wie wir (S. 8) gesehen haben, auf bestimmte walddarme Kulturlächen, also auf den kleinsten Teil des ganzen Gebietes beschränkt, müssen also schon früh recht ausgedehnten Ackerbau getrieben haben, um sich zu

1) Meitzen a. a. D. I, S. 134.

2) Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen I, (1896), S. 139. Ebenso noch in der 2. Aufl. (Jena 1907) S. 54.

3) Zur Gesch. des Grundeigentums in: Jahrbücher f. Nationalökonomie III. Folge Bd 19, S. 190 f.

4) Der Streit um den Charakter der altgermanischen Sozialverfassung. Ebenda Bd. 28, S. 442 ff.

5) Waldbäume und Kulturpflanzen (s. oben S. 2).

6) Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum, Jena 1909.

ernähren. Eine direkte Bestätigung bietet die Stelle des Livius (65. Per.), wonach schon die Kimbern um Land und Saatkorn baten. Cäsar selbst spricht, wenn auch nicht gerade klar, von germanischem Ackerbau wiederholt<sup>1)</sup>, Tacitus schildert ihn näher, von den späteren Belegen eines starken Getreidebaus — so spricht Probus in einem Schreiben an den Senat übertreibend davon, daß alle römischen Scheunen voll germanischen Getreides seien — zu schweigen. Nicht umsonst verlegten ferner die Römer ihre Züge gern in die Erntezeit. Sie konnten sich mit germanischem Korn verproviantieren oder durch Vernichtung der Ernte die Germanen schädigen. Endlich spricht der frühe und starke Bierverbrauch für ausgedehnten Ackerbau. Nun beweisen aber auch die archäologischen Funde übereinstimmend mit den Resultaten der Sprachwissenschaft ein hohes Alter der Getreidepflanzen bei den Germanen. Nach Hoops<sup>2)</sup> läge die Sache so: Weizen, Gerste und Hirse — alle drei gleich alt —, die gleicherweise in neolithischen Funden auftreten, sind schon in der jüngeren Steinzeit stark in germanischen Gebieten angebaut; der Hafer kommt erst in der Bronzezeit nach Norden, der Roggen (wofür sprachliche Gründe sprechen; Lautverschiebung) erst nach 400 v. Chr. Außerdem ist noch der Flachs schon in der Bronzezeit nördlich vorgebrungen, in der Eisenzeit aber Erbsen, Linse, Bohne (Saubohne). Vor der Römerzeit kannte man auch schon Zwiebel, Kürbe, Hanf, Waid und Mohn sowie den Kulturapfel. Weiter geht Gradmann<sup>3)</sup>. Nach ihm sind sämtliche Getreidearten ohne Ausnahme schon für die vorrömische Zeit auf mitteleuropäischem Boden nachzuweisen, für die weit überwiegende Mehrzahl auch der Anbau durch die Germanen unmittelbar; wo dies nicht der Fall ist, wie bei Dinkel und Einkorn, lasse er sich doch mit hoher Wahrscheinlichkeit erschließen. Zu den auch den Römern vertrauten Arten: Weizen, Gerste, Hirse, Emmer, Einkorn kämen der Hafer, „die Frucht von allgemeinsten Verbreitung in allen Teilen Deutschlands“, der Dinkel, „die alte Brotfrucht der Alemannen“ (den Hoops als römisch in Anspruch nimmt), der Roggen, „der bei allen übrigen Stämmen zur Bereitung des Hausbrots dient“, „als germanisches Sondergut, das erst spät und erst von Norden her auch in den Mittelmeerländern

1) Ackerbau der Ulfipeter und Lenkterer (d. b. G. IV, 1), der Sugambrer (IV, 19); Agrarverfassung der Sueben (IV, 1), der Germanen überhaupt (VI, 22). Gradmann a. a. D. S. 4.

2) A. a. D. S. 311, 357, 374, 458 ff. u. a.

3) Zusammenfassung a. a. D. S. 100 ff.

Eingang gefunden hat". Dazu treten dann jene weiteren früh heimischen Kulturpflanzen, Erbse usw. „Der römischen Kultur verdanken wir im allgemeinen unseren älteren Bestand an Gartengewächsen, mit Ausnahme nur des Lauchs und vielleicht des Apfelbaums". „Altgermanisch sind dagegen die feldmäßig im großen angebauten Pflanzen, namentlich unsere sämtlichen Halmfrüchte". — Zu alledem kommt nun endlich, daß der entwickeltere Pflug mit breiter Schar germanisch ist und den römischen Hackenpflug weit übertrifft.

Von einem Sondereigentum am Ackerland braucht bei den angenommenen Zuständen zunächst nicht die Rede zu sein. Cäsar behauptet ausdrücklich zunächst für die Sueven, aber auch für alle Germanen, daß es bei ihnen keinen privaten und abgeordneten Acker gäbe<sup>1)</sup>. Ein Gesamteigentum am Acker findet sich auf früher Stufe überall und ist so natürlich wie dasjenige am Wald und an der Weide. Auch die Gesamtheit fühlte sich nicht etwa als wirkliche Besitzerin des Bodens. Es findet daher auch nicht eine planmäßige Verteilung desselben statt. Die Ältesten des Siedlungsverbands, d. h. zunächst der Sippe, sorgten dafür, daß der Anbau in Ordnung geschah, d. h. daß die einzelnen Familien an verschiedenen Punkten damit begannen. Das geschah jährlich, weil man jährlich mit den Ackerflächen wechselte.

Dieser jährliche Wechsel des Landes ist auch eine bei vielen anderen Völkern zu beobachtende Erscheinung. Eine allzu dichte Bevölkerung — wir sahen ja, daß man diese meist überschätzt — darf man bei ihm freilich noch nicht annehmen. Wie oben (S. 36) bemerkt, ließ man vermutlich die bebaute Fläche nach einem Jahr dreifach, d. h. als Weideland liegen, bis sie nach einigen Jahren wieder an die Reihe des Anbaus kam. Der Wechsel findet innerhalb der Marken des Siedlungsverbandes statt. Er ist nicht allein nicht wunderbar, sondern, wie Gradmann bemerkt, „gerade eines der wesentlichen Kennzeichen des Ackerbaues".

Indessen dieses Bild des jährlichen Wechsels paßt wohl zu den Nachrichten des Tacitus, aber nicht zu denen des Cäsar<sup>2)</sup>, wenn man

1) Es fragt sich übrigens, ob Cäsar, wenn bereits damals die spätere Gemengelage mit Wirtschaftszwang usw. sowie die Allmende bestanden hätte, dann von einem Privateigentum im römischen Sinne gesprochen haben würde.

2) Die Hauptstellen finden sich *De bello Gallico* IV, 1 (Sueven) und VI, 22 (Germanen überhaupt).

nicht glaubt, daß dieser nur mißverständlich den eben geschilderten Wechsel wiedergibt. Cäsar spricht von einem vom Staat veranlaßten jährlichen Wechsel des Ackerlandes unter den Sippen eines Gaues, die also immer nur Nutznießer sind, während das Land der ganzen Völkerschaft gemeinsam ist, weiter aber auch von einem Wechsel der Wohnungen. Es liegt also wohl ein Austausch bereits bewohnter und bebauter Stätten, d. h. wenn man überhaupt einen Sinn in das Verfahren legt, eine absichtliche Verhinderung des Sesshaftwerdens vor. Man darf nicht länger als ein Jahr an einem Orte sein. Daß es sich nicht um etwas Normales handelt, geht daraus hervor, daß Cäsar selbst (VI, 22) die besonderen Gründe der Germanen dafür angibt. Im Einklang mit diesen hat man denn auch schon früher die Sache als einen Übergangszustand infolge der zur Zeit vorherrschenden kriegerischen Interessen und Verhältnisse aufgefaßt, so schon E. M. Arndt, vor allem Waitz, neuerdings mehr oder weniger ähnlich M. Much, M. Weber u. a. sowie besonders Hoops.<sup>1)</sup> Weber<sup>2)</sup> hat zwar, wie schon Möser und Grimm, gemeint, Cäsar habe mit seinen Nachrichten über die Germanen eigentlich immer den „typischen Raubstaat“ der Sueven im Auge, die, ständig gegen Westen vordringend, ihren Charakter als Berufskrieger absichtlich aufrecht erhalten wollten, und spricht von dem „unsteten Gelegenheitsanbau eines auf dem chronischen Kriegspfad befindlichen Volkes“. Aber Cäsar redet doch auch von den anderen Germanen. Und so wird man diese Verhinderung der Gewöhnung an ein friedliches Leben und feste Verhältnisse sowie der Verwöhnung durch bessere Häuser, dieses Zurückdrängen persönlicher wirtschaftlicher Interessen einem allgemeinen Bedürfnis nach Aufrechterhaltung ständig bereiter, also kriegerischer Organisation der Sippen und kriegerischen, beutegierigen Geistes zuschreiben. Der Hauptgrund liegt eben in der unruhigen Bewegtheit der ganzen Epoche, in der fast alle Germanen aus den schon (S. 14) erörterten Motiven, wie früher, in Etappen langsam sich nach

1) N. a. D. S. 517 ff. Vgl. vor allem a. a. D. S. 531. Vgl. ferner auch L. Schmidt a. a. D. S. 26. Auch Gradmann a. a. D. S. 7 hält diese Auffassung für geboten, wenn man an den Angaben Cäsars festhält. „Vielleicht haben sich auch in Cäsars Auffassung zweierlei Dinge vermischt, der jährliche Wechsel der Anbauflächen innerhalb der Feldmark im Frieden und die alljährlichen langdauernden und mit Getreidebau verbundenen Raften auf dem Kriegszuge, wie sie uns Plutarch von den Cimbernzügen beschreibt.“

2) N. a. D. S. 444 ff.

Westen und Süden auszubreiten bestrebten, natürlich dabei von kriegerischem Beutegeist erfüllt. Es ist aber im Nordwesten und an der Küste eine stärkere Sesshaftigkeit auch damals anzunehmen. Zu jener Auffassung paßt das Überwiegen des kriegerischen Geistes bei den Germanen der Urzeit, wie wir es kaum bei einem anderen Volke finden; ausführlich wird davon noch gesprochen werden. Dazu auch die verächtliche Haltung des kriegerischen Freien gegenüber dem Feldbau der Frauen und der Hörigen, der aber im übrigen längst in ein entwickelteres Stadium getreten war. So erklärt sich auch jene große Rolle der Viehzucht, die zeitweise dem Ackerbau noch voranstand. Auch die dem Forscher soviel Schwierigkeiten machenden leichten, transportablen Hütten sind nun nicht mehr auffallend.

Un sich kannten die Germanen die Sesshaftigkeit sehr wohl, und sehr charakteristisch ist die Äußerung des Ariovist, seine Krieger hätten seit 14 Jahren kein Dach über sich gesehen. Als seit den Feldzügen Cäsars die weitere Ausbreitung der Germanen zunächst verhindert wurde, das Römische Reich sich sicherte und sogar offensiv wurde, da waren die zur Ruhe gezwungenen Westgermanen — bei den Ostgermanen ging die Bewegung weiter — mit Leichtigkeit wieder sesshaft, und mit Hoops darf man den Unterschied zwischen den Germanen des Cäsar und des Tacitus nicht als Zeichen eines außerordentlichen Fortschritts, sondern als „die Rückkehr in normale, friedliche Verhältnisse“ auffassen.

Wir haben auch mancherlei Beweise für eine frühe Sesshaftigkeit, damit also wiederum für eine gewisse Höhe des Ackerbaues. Die prähistorischen Funde bezeugen dauernde Besiedelung derselben Stätten in der jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit usw. bis in die historische Zeit; daselbe bezeugen die immer wieder benutzten Gräberplätze. Damit stimmt ja auch, wie schon hervorgehoben (S. 40), der Umstand überein, daß das zur Siedelung geeignete Land nur in bestimmten, waldbarmen Gegenden sich bot. Städte wird man bei den Germanen nicht erwarten dürfen, aber merkwürdig ist es doch, daß der für die Nomadentheorie verwertete Cäsar (B. G. IV, 19) von den oppida der Sueven und (VI, 10) denen der Ubier spricht. Beweise für Sesshaftigkeit sind solche Stellen jedenfalls. Bei Völkern wie den Ubiern, Usipetern, Tencterern, Sugambjern bestätigt ja auch Cäsar selbst die bereits wieder eingetretene Sesshaftigkeit und festere kulturelle Verhältnisse.

Was nun Tacitus über die Agrarverhältnisse beibringt, ist zum

Teil sehr dunkel. Was an einer vielerörterten Stelle<sup>1)</sup> klar ist, stimmt zwar nicht, wie es Nachsahl erweisen möchte<sup>2)</sup>, mit Cäsars Nachrichten in der Hauptsache überein. Oder doch nur dann, wenn man den Wechsel des Ackerlandes in der oben (S. 42) geschilderten Weise auch bei Cäsar wiedergegeben findet. Aus Tacitus ergibt sich aber sicher jene Form, die der rohen Feldgraswirtschaft. Die nicht bebauten Schläge bleiben „im Dreesch liegen“. Der letzte Fortschritt war dann die Einfügung der Wintersaat, d. h. der Übergang zur Dreifelderwirtschaft, den einige Forscher, schwerlich richtig, noch für die germanische Zeit annehmen oder sogar als „uralt-germanisch“ bezeichnen<sup>3)</sup>. Die aus Tacitus hervorgehenden ge- regelteren Verhältnisse hingen auf jeden Fall mit der eben er- wähnten Einengung der beliebigen Ausbreitung der Germanen durch die römische Festsetzung an den Grenzen zusammen. Sie hatten dann auch eine Einschränkung des Gesamteigentums zur Folge. Das volle Gesamteigentum muß früh durchbrochen sein; insbesondere führte die Einzelhoffiedelung von selbst zum eigenen Ackerland. Dasjenige Stück Land erscheint zuerst als eigen, das in der Nähe des Hofes liegt: seit alters muß aber Haus und Hof selbst als Eigentum empfunden sein. Ebenso war natürlich jenes primitive Haus, beim Wechsel des Wohnsitzes mitgenommen und zur fahrenden Habe gehörig, von jeher Eigentum des einzelnen, gerade so wie die selbst beschafften Werkzeuge und Waffen, die als zur Person gehörig auch mit ins Grab gegeben wurden. Bei wieder festen Siedelungen hatten solchen Charakter auch der Boden, auf dem das Haus stand, sowie das Land um dasselbe herum. Dieses Stück Bau- land für den täglichen Bedarf hat wohl sogleich eine andere Stellung gehabt als das gemeinsame Getreideland. Auch in diesem entwickelte sich aber allmählich ein Sondereigentum. Das Land wurde zunächst durch die Sippenältesten, und zwar, um Gunst und Ungunst des Bodens gleich zu bemessen, in mehreren kleineren, verschieden gelegenen Stücken („Gewannen“) unter die einzelnen verteilt. Diese Fluran- lage (Gemenglage) darf man schon für die germanische Zeit an-

1) Germania 26: Agri pro numero cultorum etc. Zu dem Aus- druck secundum dignationem vgl. noch Seeck a. a. D. S. 487.

2) Nachsahl, a. a. D. S. 185. (Kompilation aus Cäsar!)

3) Heyne a. a. D. II, S. 11. Die an sich schon ältere Ansicht von dem Bestehen der Dreifelderwirtschaft bei den Germanen wurde f. B. von Hanßen u. Roscher zurückgewiesen. Vgl. darüber Frhr. v. d. Holtz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft I, S. 38 ff.



nehmen. Dieses Ackerland wurde bei dem Überwiegen der Viehzucht gegen das Vieh wie gegen das Wild eingezäunt. Solch ein Besitztum, das im allgemeinen also gleich gut war, mag früh — d. h. bei den Westgermanen — als *Hufe* bezeichnet sein, zu der dann auch die Nutzung an dem im Gesamtbesitz verbliebenen Weideland, bei dem eine Teilung ja auch unnatürlich gewesen wäre, gehörte. Doch wird die Berechtigung, den Begriff der „Hufe“ in so frühe Zeit zu verlegen, neuerdings bestritten. Ob innerhalb des gesamten Landbesizes eines Stammes nicht einzelne früh größeren Besitz hatten, steht dahin. Jedenfalls mag den Führern, namentlich einem König, Land in größerem Umfang zugewiesen gewesen sein, so daß von Anfang an ein Sondereigentum hervorgetreten wäre. Vielleicht hat aber diese Entwicklung zum Sondereigentum recht lange gedauert: sie setzte ein, als durch das Haltgebot des Römers die Siedelungen der Westgermanen wieder fest wurden. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren nach alledem in germanischer Zeit keineswegs stabil.

Noch ein Punkt bedarf der Erörterung, die Rolle der Jagd. Sie spielt zwar für die Ernährung eine große Rolle. Aber vom bloßen Jäger- (und Sammler-)dasein waren die Germanen weit entfernt. Von einem ständigen Umherschweifen im Walde und von einem dauernden Leben in diesem ist schon nach dem, was oben (S. 8) über den Wald gesagt ist, keine Rede, natürlich aber von häufigen Streifzügen in den Randgebieten der enormen Waldmasse. Man könnte in den Worten Cäsars, der die Sueven als eifrige Jäger hinstellt, und denen des Tacitus, der die Germanen nicht allzuviel auf der Jagd, mehr dem Nichtstun ergeben sein läßt<sup>1)</sup>, einen Rückgang des Jägerlebens innerhalb des Zeitraums, der zwischen beiden Autoren liegt, angedeutet finden. Doch darf die Äußerung des Tacitus nicht als allgemeingültig aufgefaßt werden: an anderer Stelle<sup>2)</sup> berichtet er selbst von dem Wildbret mit als Hauptnahrung. Jäger mit dem Blicke und dem Charakter des Raubtieres sind die Germanen nicht mehr gewesen, wenn auch die wilden Augen (*oculi truces*) ihnen zu eigen waren. Die Sicherung der Herden und des besiedelten Landes ist, wie auch für andere Völker, für die Germanen das erste Motiv zur Jagd auf große Bestien wie auf kleines Raubgesindel. Das zweite Motiv ist dann die Sorge für die Lebensbedürfnisse, wofür aber naturgemäß nur

1) Cäsar, de bello Gallico IV, 1; VI, 21, 28; Tacitus, Germ. 15.

2) Germ. 28.

bestimmtes Wild in Frage kommt. Es dient zur Nahrung, zur Kleidung, aber auch zur Nutzbarmachung durch Tausch und (Pelz-) Handel. Manche meinen freilich, daß das Wildbret, wie es als Opfertier nicht in Betracht kommt, so auch als Nahrung gegenüber dem Vieh sehr zurückstand. Früh war es wohl auch nur der Vornehmen Speise. Man darf ferner den Wildreichtum nicht überschätzen. Der eigentliche Urwald birgt durchaus keine Fülle von Tieren, wenn auch von Tierarmut, wenigstens in den Laubwaldgebieten der germanischen Lande, nicht gesprochen werden kann. Zum dritten darf man dann eine echte Lust am frischen, fröhlichen Jagen bei den Germanen finden, wenn auch im allgemeinen die Jagd als Vergnügen erst ein Entwicklungsmoment auf höherer Stufe ist. Die Germanen vor allen haben das edle Weidwerk zu einer Kunst, zu einem Wert nach Regel und Gesetz erhoben. Wie tief der Zug wurzeln muß, das geht insbesondere aus der späteren Zeit hervor, aus der Jagdfreude eines Karl des Großen, aus dem Jagdleben der höfischen Ritter wie aus der großen Bedeutung der Jagd für die Fürsten und Herren des ausgehenden Mittelalters, auch des 16. Jahrhunderts und noch späterer Zeiten. Die Hauptwildarten waren der Elch, wohl auch, wenn man Cäsars Notiz richtig deutet, das Rentier, der Ur und der Wisent, der Bär, der Wolf, der Eber (daß die letzten drei gefährlichen Tiere, Bär und Wolf auch als Viehräuber, mit Vorliebe gejagt und bekämpft wurden, zeigt ihre Rolle in der Namengebung), der Hirsch, daneben auch wilde (d. h. verwilderte) Pferde, die noch im frühen, selbst im späteren Mittelalter erwähnt werden, dann die kleineren Raubtiere Luchs und Fuchs, Dachs und Otter, dazu jagdbare Vögel in großer Zahl. Der Hund war schon damals der getreue Jagdgehilfe des Germanen, und die verschiedenen Arten von Jagdhunden, die sich schon in den germanischen Volksrechten finden, können wir auch für die germanische Zeit annehmen. Die Tiere zu fangen, bediente man sich der Fallgruben, namentlich auch für Wölfe, und später allerlei weiterer Fangmethoden. Die rechte Art des Jagens aber war der offene Kampf mit dem Tiere, namentlich mit Hilfe des Speers (Spießes), oder des Hezen. Auf Vögel (Kraniche, Enten u. a.) jagte der freie Germane aber vielleicht schon von alters her, trotzdem das weder Cäsar noch Plinius und Tacitus erwähnen, mit dem abgerichteten Falken. Sicherer erscheint nach der Erwähnung in den Volksrechten und nordischen Quellen allerdings die Annahme, daß die Beize erst später, im 3. Jahr-

hundert n. Chr. bei ihnen ausgebildet ist, vielleicht vom Osten übertragen. Sie wäre dann zu ihnen wie zu den Sclaven wohl in den Anfängen der Völkerverwanderung aus den Steppen Asiens gekommen. Die Romanen haben sie erst von den Germanen übernommen.

Wenn die Bedeutung der Jagd für das germanische Leben gerade in jener Periode der Beweglichkeit groß war, so hat ein der Jagdlust verwandter Zug in den Zeiten der germanischen Ausbreitung erst seine rechte Ausprägung erhalten, jener kriegerische Zug des germanischen Menschen. Zwar ist festzuhalten, daß es eigentliche Kriegervölker nicht gibt, und daß mehr oder weniger jedes Volk eine kriegerische Entwicklungsstufe, deren Urgrund die beschränkte wirtschaftliche Lage sich reichlich fortpflanzender Stämme, weiter aber die natürliche Raubsucht und Beuteluft der einzelnen ist, aufweist. Die Germanen haben diese Stufe jedoch in eigenartigerer Weise durchgemacht als andere Völker und in historischer Zeit sich erst recht in Kampf und Krieg ausgelebt. Durch den Anreiz der Kulturländer wurde die Ausbreitungs- und Kampfeslust gefördert. Auf solcher Stufe wird der Krieg gewissermaßen zur Arbeit; die Arbeit des Friedens wird den unfreien und den weiblichen Händen überlassen; der männliche Erwerb besteht, abgesehen von der Jagd, in der Beute (Vieh, Sklaven, mehr und mehr auch funkelnde Schätze). Aber mit den immer neuen Kämpfen, zunächst gegen die Gallier, wächst sich die eingewurzelte kriegerische Neigung zur Leidenschaft für den Kampf aus. Und nun zeigen die Germanen die Eigenschaften, die alle jungen Völker, so einst auch die Römer, auszeichnen — nur die Kriegstüchtigkeit hat solche Völker groß gemacht —, in einer Weise, die selbst ihren trotz aller Überkultur noch militärisch hervorragenden Gegnern laute Bewunderung entlockte. Das ihm wahrhaft kongeniale Lebensideal wurde für den Germanen nun der Krieg, aber wie jedes Lebensideal ist es oft unter den Verhältnissen des wirklichen Lebens zurückgetreten. Wie dieses Ideal aber in ihm lebte, das beweist uns eine Fülle eigenartiger Züge. Die Germanen zogen nicht in den Krieg nur um des Krieges willen — die Beute bleibt die Hauptsache —, wohl aber konnte sie die Aussicht auf kriegerische Ehre so reizen, daß sie einen Kampf aufnahmen, nur um zu kämpfen. Die Schlacht wurde ihnen zum Fest, zu dem sie sich schmückten, der Kampf dem einzelnen zum Genuß; er gab sich ihm hin, ohne sich um die Lage sonst zu kümmern. Wie er halbnackt kämpfte ohne die schützende Rüstung des Römers,

so verschmähte er auch, sich im Terrain zu decken: mit furchtbarem Ansturm darauflos, ohne Vorsicht und Überlegung, das war seine Art, die ihn übrigens auch politisch minderwertig machte, seine Tapferkeit selbst aber um ihren eigentlichen Erfolg, oft schon durch mangelnde Nachhaltigkeit, brachte. Gleich hier zeigt sich der Germane als Individualist, und häufig hat sich das trotz allen Ungestüms der Tapferkeit gerächt. Zum Teil beherrschte ihn allerdings nur rohe Kauflust. Es verband sich damit eine außerordentliche Schätzung der physischen Kraft. — Das Selbstbewußtsein der Germanen ließ sie ihre kriegerische Art selbst sehr hoch schätzen. Es gebe kein Volk, das tapferer sei als sie, erklärten später, zu Kaiser Neros Zeit, Gesandte der Friesen in Rom. So hatten sie auch eine Freude daran, ihren Kindern Namen zu geben, die Kriegslust atmeten; in den Namen der Menschen hat sich immer ein Stück Zeit- und Volksgeist gespiegelt. Die Wortstämme, die in zahlreichen, in der Regel zusammengesetzten germanischen Namen stecken, bedeuten Krieg (hilt, gunt, hadu, wic), Kampfesmut und -grimm (balt, muot, grim), Rüstung und Waffen (helm, gor, brant, ecki, lint, schild, widu), Heer (heri, sint), Sieg (sigu). Derartige Namen sind z. B. Hilberich, Gunther, Sigimund, Giselher und Etileich. Höchst bezeichnend ist aber, daß auch die Frauennamen<sup>1)</sup> völlig gleichen Geist atmen, wie Mahgunt, Baudegunt, Dagahilt, Gunthilt, Haduwic, Herigilt, Hilbigunt, Hildileis, Siginu, Uodahilt. Sie oder doch solche, die eine indirekte kriegerische Bedeutung haben, nehmen in dem prachtvollen Schatz germanischer Frauennamen weitaus die erste Stelle ein, während z. B. die auf Schmuck und Zier deutenden außerordentlich zurücktreten. Das entspricht der Art der germanischen Frauen. Diese Art, die eben vielfach der männlichen damals noch nahekam, verstanden die Römer nicht: sie berichten staunend von Frauen, die mit den Waffen in der Hand ihre fliehenden Männer aufzuhalten suchten und sich nicht scheuten, die Feigen zu töten. Manche kämpften sogar gelegentlich mit. Das Ideal solcher Frauen verkörpert die nordische Schlachtenjungfrau. Aber die germanische Götterwelt ist überhaupt ein Spiegel dessen, worin der Germane sein Ideal fand. Wie die Germanen kämpfen auch ihre Götter; die Hauptgötter, von denen wir wissen, werden alle Kriegsgottheiten: Ziu, Wodan und Donar.

1) Vgl. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, I<sup>o</sup>, S. 8 ff.

Die Götter wohnen der Schlacht unsichtbar bei. Der Kampf wird etwas Heiliges, fast ein religiöser Akt. Wer im Kampfe fällt, wird zur Walhalla zu neuem Heldenleben emporgetragen, und so hat der Tod in der Schlacht für den Germanen etwas Beglückendes. Das Lebensideal, woran des Germanen Seele hängt, zeigt ihm im Liede der Sänger. Die ersehnte Ehre für den Jüngling ist, mit den Waffen vor dem Volk geschmückt zu werden, und ihren Gebrauch kannte er von Kindheit an durch Waffenspiele und Schwerttänze wie durch die Jagd. Niedriger Kulturstufe entspricht die Anschauung, keiner sei ein Mann, der nicht einen Feind erschlagen habe; bei den Chatten durften sich die jungen Leute nicht eher Haar und Bart kürzen. Zu Kriegerern wurden die Knaben herangezogen, wobei freilich zu bedenken ist, daß körperliche Gewandtheit und Abhärtung auch für die übrige Tätigkeit eines Mannes auf solcher Stufe notwendig sind. Verweichlichung gab es nicht, und schon das von Galenus erwähnte Eintauchen der Neugeborenen in kaltes Flußwasser ist dafür ein Zeichen. Man hat dieses Eintauchen des Kindes, das der Vater — eine Form der Anerkennung — auch erst vom Boden aufnahm, übrigens ohne den Einfluß der christlichen Taufe, die ja bei uns einheimische Bezeichnung trägt, mit der Namensgebung zusammenbringen wollen. Es ist jedenfalls etwas Feierliches; andere haben es als eine Art Gottesurteil über die Echtheit der Geburt aufgefaßt. Unter körperlichen Übungen, wie Laufen, Springen — mancher mochte wohl über mehrere nebeneinander gestellte Pferde springen —, Ringen und Schleudern, Reiten (gymnastische Wettkämpfe sind mehr nordische und ostgermanische Art), unter Waffenübungen, namentlich mit dem Speer, wächst der Knabe heran, bis dem wehrhaft Gemachten Schild und Speer feierlich vor der Volksversammlung übergeben werden. Daß die Waffen die steten Begleiter der Germanen in öffentlichen wie in privaten Dingen sind, daß sie ihnen ins Grab folgen, ist selbstverständlich und auch bei anderen Völkern auf solcher Stufe zu finden. Im ganzen ist die kriegerische Neigung auch in der Folgezeit für den Deutschen charakteristisch geblieben. Noch heute zeugt davon die große Zahl volkstümlicher Redewendungen und Ausdrücke, die die Atmosphäre des Kampfes atmen. Auf diesem Gebiet hat die Sprache von jeher auch einen besonderen Reichtum und schon in germanischer Zeit eine große Produktivität besessen: viele Worte werden kriegerisch gefärbt, andere durch neue kriegerische rasch ersetzt.

## III. Kapitel.

**Der germanische Volkscharakter.**

Die kriegerische Art des Germanen hat uns bereits zu der schwierigen Frage vom germanischen Volkscharakter geführt, einer Frage, die häufig gar nicht als solche empfunden, sondern durch eine oberflächliche Erzählung einer Reihe „echt germanischer Züge“ rasch erledigt wird. Eine Steppe andererseits gegenüber dem Begriff eines germanischen Volkscharakters ist durchaus unangebracht. Der nationale Aufschwung unseres Volks hat die Reizung, deutsche Art zu erkunden, mächtig gefördert, zuweilen allerdings eine Deuschtümelei nach Art der früheren Romantik herbeigeführt. Oft wird dabei übersehen, daß vieles ursprünglich und volkstümlich Scheinende dies gar nicht ist; oft werden hinwiederum die Errungenschaften kultureller Erziehung gegenüber dem Rohen und Zurückgebliebenen unterschätzt. Andererseits ist trotz Romanisierung und sonstiger Kultureinflüsse der ursprüngliche Charakter niemals ganz zerstört worden. Er hat das Übernommene eigenartig gefärbt, er bricht zu allen Zeiten wieder hindurch, und in besonderem Grade hat er sich bei dem Landvolk, zum Teil nur wenig beeinflusst, bis in die neuere Zeit erhalten, wobei man sich aber vor Illusionen, wie gesagt, zu hüten hat. Freilich ist der namentlich am niederen und am Landvolk zu studierende Volkscharakter wesentlich Stammescharakter. Dieser Stamm ist reiner deutsch als jener. Und dennoch, durch alle Stammesverschiedenheiten und ebenso durch die ganze deutsche Geschichte, durch die ganze Entwicklung der deutschen Kultur, durch die sozialen Ungleichheiten leuchtet ein Gemeinsames hindurch, die deutsche Art, der deutsche Mensch. Diese Eigenart, die jedes Volk aufweist, eines schärfer als das andere, hat nun auch schon der Germane gezeigt. Eben die Beobachtungen, die von fremder Seite so früh über den germanischen Menschen angestellt sind, erlauben uns, was bei den meisten Völkern nicht leicht möglich ist, diese Eigenart schon damals zu erkennen. Mancher dauernd charakteristische Zug erscheint freilich noch in schrofferer, ungemilderter Form. Aber man darf die Eigenart auf dieser frühen Stufe nicht überschätzen. Viele Züge tragen ganz oder wie der eben berührte kriegerische wenigstens bis zu einem gewissen Grade nur das Gepräge der damaligen Kulturstufe. Wie

für die wirtschaftlichen Zustände gilt es auch für das innere Leben neben eigentümlich germanischen immer die Züge zu betonen, die den frühen Stadien der Entwicklung der meisten Völker eigen sind. Es gibt auch allgemein menschliche Züge.

Man muß also vorsichtig verfahren. So hat man es vielleicht für den Germanen wie für den späteren Deutschen allzu charakteristisch gefunden, daß wir es nicht mit einem klaren und einfachen, sondern mit einem sehr komplizierten Charakter zu tun haben. Der germanische Charakter vereinigt in sich allerdings die absolutesten Gegensätze; zwiespältige Empfindung ist für ihn bezeichnend<sup>1)</sup>. Mit dem kriegerischen Lebensideal des Germanen harmonieren heldenhafte, auch wilde und leidenschaftliche Züge, und ihm widersprechen weiche und gemütlche Seiten. Diese konnten dem fremden Beobachter freilich leicht entgehen. Dem Römer mußte der wilde, kriegerische Zug sicherlich als der hervorstechendste erscheinen. Zu ihm stimmte schon das Äußere des Germanen, das ja auch wesentlich die Ursache des Kimbarnschreckens war. Dieses Äußere des Germanen wird von den Berichterstattern ziemlich übereinstimmend geschildert. Sie machen dabei keine Unterschiede zwischen den verschiedenen germanischen Stämmen, die ihnen wie eine gleichmäßige Masse erschienen. Aber auch der moderne Kulturmensch findet bei den heutigen Naturvölkern oft nur Gleichartigkeit und erkennt die unterscheidenden Merkmale nur schwer. Was den kleinen Südländern zunächst auffiel, war die Größe der Germanen, die ihrerseits wieder nach Cäsars Zeugnis über die kleinen römischen Soldaten spotteten. Diese Größe wird von älteren und jüngeren Autoren und ausdrücklich auch für die verschiedenen Stämme hervorgehoben<sup>2)</sup>. Was Cäsar von den großen Sueben schreibt, bestätigt Ammianus Marcellinus später für die Alemannen, Sidonius Apollinaris für die sieben Fuß langen Burgunder. Einem Byzantiner erschienen die Franken wie Türme, und ähnliches wird von den Goten behauptet. In dieser typischen gewaltigen Art wird

1) Auch E. S. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 100, spricht von der „deutschen Doppelseele“ und Rich. M. Meyer, Deutsche Charaktere, S. IX, von der charakteristischen Zwiespältigkeit; vgl. auch R. M. Meyer in Zeitschrift f. Kulturgeschichte II, S. 143: „die Germanen sind problematische Charaktere ab initio: Parzival.“

2) Stellen bei Zeuß a. a. D. S. 50 und bei Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühles I, S. 16. — Über die sonstige „körperliche Charakteristik der Germanen“ vgl. auch Bremer a. a. D. (Grundr. III<sup>2</sup>) S. 764 ff.

noch Karl der Große geschildert. Daß die Germanen selbst die Größe schätzten, zeigt der Umstand, daß sie zur Führerqualifikation gehörte. Im allgemeinen ergeben nun aber als zuverlässigste Zeugen die Gräberfunde<sup>1)</sup>, daß z. B. unter den Franken und Alemannen viele recht große Leute, jedoch ganz außergewöhnliche Maße nicht vorhanden waren, sondern viel mittlere Größen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in manchen Gegenden noch des heutigen Deutschlands. Auch die Stärke, die solcher Größe entspricht, findet sich wohl gelegentlich noch unter ursprünglichen Landbewohnern. Neben der Größe, dem robusten Bau und der Stärke — Plutarch vergleicht die Germanen mit felseneinreißenden, bäumeentwurzelnden Giganten — wird als weiteres den abschreckenden Eindruck vermehrendes Moment von den Alten meist der schon erwähnte wilde Blick hervorgehoben, und in der Tat spiegelt gerade das Auge die Halbkultur oder die Naturfrische eines Volkes überall wider. Die Farbe der Augen aber war blau, ebenso wie bei den Kelten, die auch die sonstigen Merkmale der Germanen, die weiße Haut und das rötliche Haar — rötlich oder gelblich, nicht rot — mit ihnen teilten<sup>2)</sup>. Dieser Typus ist stets dem Südländer schön und edel erschienen. Schon die Griechen dachten sich ihre Göttergestalten mit Vorliebe blond, und ebenso gefiel den Römern die Haar- und Hautfarbe der Germanen. Die germanischen Frauen namentlich waren in ihren Augen Schönheiten, und begeistert könnte der Dichter Ausonius später seine germanische Biffula preisen. Die feine weibliche Welt in Rom liebte es wohl auch, sich durch rötlich-blonde Perücken oder Färbung der Haare ein germanisches Aussehen zu geben. Andererseits trug der Germane selbst mit Stolz die Merkmale seiner Abkunft; sich von den Schwarzhhaarigen zu unterscheiden, darauf legte er Wert. Wenigstens spricht dafür das namentlich von den Männern geübte Rotfärben der Haare durch eine Art Pomade (aus Talg und Asche, vermischt mit pflanzlichen Stoffen), wenn man nicht mit H. Fischer als Zweck den ansehen will, daß das Haar eine den Gegner schreckende leuchtende Farbe erhalten soll. Die Erfinder des Mittels waren wohl die Gallier. Dieses besondere Betonen und Verstärken der schon vorhandenen Blondheit bezeugt Diodor eben für die Kelten, d. h.

1) Lindenschmit a. a. D. I, S. 137.

2) Vgl. S. 33 und die Zeugnisse bei Zeuß a. a. D. S. 49 ff.; vgl. besonders die Stelle bei Ammianus Marcellinus 15, 12: *celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes et rutili*.



aber wohl auch für die Germanen, für diese auch noch andere Autoren<sup>1)</sup>, z. B. für die Alemannen Ammianus. Es zeigt sich hier früh ein bestimmtes Schönheitsideal, das noch lange nachwirkte.

Der ungefügen äußeren Erscheinung der Germanen scheinen nun neben jenem kriegerischen Geist auch wilde innere Züge zu entsprechen. Im furor tautonicus, in großartiger Wildheit kam die ungestüme Kampflust zum Ausdruck, und oft mochte einer in solcher Erregung den skandinavischen Berserkern gleichen, die in Wut und Kraftgefühl in ihre Schilde bissen. In ungebändigter und unüberlegter Wut sollen germanische Stämme selbst Feuer und Wasser bekämpft haben. Immerhin erscheint die Wildheit durch das Heldenhafte der Tapferkeit gemildert, freilich auch wieder durch das wüste Kriegsgeschrei ungleich gesteigert. Eine Reihe weiterer barbarischer Züge entspricht der niederen Kulturstufe. In naiver, ungebundener Weise äußert sich auf solcher Stufe der Egoismus des Menschen. Will man etwas haben, so raubt man es, Vieh und Frauen namentlich; hat man einen persönlichen Feind, so schlägt man ihn tot. Die noch zu besprechenden schlimmen Konsequenzen solchen Handelns, soweit es gegen Stammesangehörige gerichtet war, mochten solchen wilden Egoismus schon früh zurückdämmen. Aber als schändliches Verbrechen gilt zunächst weder der Raub — Raublust hat in der Regel die Kriegszüge veranlaßt — noch der Totschlag. Echte wilde Züge kommen im übrigen namentlich bei den Nordgermanen vor, wie das Blutaberrigen, fehlen aber auch bei den übrigen Germanen nicht. Eine Strafe, wie das Zerreißen bei lebendigem Leibe durch Roffe, das Ausdrücken der Augen mit dem Daumen nach siegreichem Ringkampf, das noch viel später vorkommt, gehören hierher; der Gebrauch von Menschen Schädeln als Trinkgefäße (auch für die Kelten und östliche Völker bestätigt und vielleicht, da man auch aus Schädeln der Eltern trank, aus dem Glaubensleben zu erklären), fanatische Quälereien von Gefangenen wie überhaupt der maßlose Haß gegen den Feind gleichermaßen. Züge andererseits wie das Töten von Greisen, das Aussetzen von Kindern finden sich auch bei den Griechen und Römern sowie bei andern Völkern und entsprechen wieder durchaus einer Stufe, der weichere Gefühle fern liegen. Ebenso ist im Grunde das Institut der Menschenopfer selbstverständlich, obwohl man

1) Stellen bei Schultheiß a. a. D. I, S. 17.

aus Begeisterung für die Vorfahren diesen Brauch möglichst zu leugnen sucht und ihn nur für die Nordgermanen zugeben möchte. Was Cäsar von den Galliern berichtet, bestätigen Tacitus und andere für die Germanen. Von den Sachsen werden noch im 5. Jahrhundert Gefangene geopfert. Für die Nordgermanen aber gehen derartige Zeugnisse noch tief ins Mittelalter. Keineswegs handelte es sich bei solchen Opfern immer nur um das Schlachten von Gefangenen wie nach der Schlacht im Teutoburger Walde. Das war ein Opfer, das wohl auf einem Gelübde vor dem Kampf beruhte. Im übrigen ist das Menschenopfer ein Brauch, der sich überall bei den Indogermanen findet, und dessen Milde rung dann die Abführung in die Sklaverei darstellt. Der anscheinende Mangel an Gefühlsweichheit, der sich hier ausdrückt, tritt auch sonst hervor. Aber wieder sind die Grausamkeit des Vaters gegen das leibliche Kind, wenn es gefrevelt hatte, die Todesverachtung, die Heldenhärte im Unglück und, was sonst etwa anzuführen wäre, auch bei anderen Völkern auf ähnlicher Stufe zu finden.

Nicht zu den wilden, aber zu den die Südländer abstoßenden Zügen gehörte die germanische Trinklust oder, richtiger bezeichnet — denn man darf diese Erscheinung nicht nur in Scheffelscher Verklärung sehen — die Trunksucht. Das „Tag und Nacht fortgesetzte Trinken“ (Tacitus) mochte jenen ungeheuerlich erscheinen: aber wenn irgend etwas für die Glaubwürdigkeit der Taciteischen Nachrichten überhaupt spricht, so ist es die wiederholte Hervorhebung gerade dieses Zuges. Auch wird er für Goten, Alemannen, Angelsachsen, Langobarden, Heruler usw. bestätigt; am empörtesten zeigte sich später Venantius Fortunatus über die Gelage der Franken. Der Zug ist zwar Gemeingut nördlicher Völker, wieder z. B. der Kelten, der alten Preußen, weiter anderer Indogermanen, der Thraker, Indier, Iranier<sup>1)</sup>, aber in seiner ganzen Ausprägung durchaus nationalgermanisch — das lehren noch die folgenden Jahrhunderte, das lehrt noch die Gegenwart. Ob man diesen Zug auf ein klimatisch bedingtes „inneres Feuchtigkeitsbedürfnis“ zurückführen darf, steht dahin. Von den Getränken selbst wird später die Rede sein. Die Eigenart des Trinklebens aber erschöpft sich nicht in der allerdings charakteristischen Maßlosigkeit, die sich auch im Essen zeigt. Es wird vielmehr von demjenigen, das die angelsächsischen und nordischen Dichtungen, z. B. der Beowulf, schildern,

1) Vgl. Schrader a. a. D. S. 514 f.

nicht allzusehr verschieden gewesen sein. Auch das Zutrinken wird man in frühe Zeiten zurückverlegen dürfen: nach der Schilderung des Priscus vom Hofe des Attila mußten die Gäste z. B. den Becher, aus dem ihnen der Wirt oder die Wirtin zutrank, leeren. Und ebenso ist das Minnetrinken zum Gedächtnis von Toten wie zu Ehren der Götter uralte. Das Mundschenkenamt wird im Hause der Vornehmen auch früh ein ständiges und wichtiges gewesen sein.

Friedliche Sitten beförderte jenes Leben nicht, zumal der Germane an sich öfter ein zänkisches Wesen zeigt, und die rohen und brutalen, oft blutigen Szenen<sup>1)</sup>, die sich in der Trunkenheit ereigneten und von denen Tacitus schon Kenntnis hat, konnten den Eindruck des Wilden, den die kultivierten Südländer vom Germanen hatten, nur noch steigern. Derselbe zügellose, leidenschaftliche Drang wie beim Trinken und im Lärm der Gelage zeigt sich beim Spiel. Dieser Mangel an Selbstbeherrschung findet sich übrigens auch wieder bei anderen Völkern. Gerade für die Folgen der Spiel-leidenschaft (Verspielen der Gattin, des Sohnes) kann man z. B. auf eine charakteristische Stelle im Rigveda oder auf den alles verspielenden Judhischtira im 2. Buch des Mahābhārata verweisen. So war es auch bei den Germanen. Alle Habe, selbst die Frau, Freiheit und Leben mochte einer, wie Tacitus berichtet, verspielen.

Aber zu all solchen Zügen gibt es nun ganz entgegengesetzte, die scheinbar unmöglich mit jenen zu vereinigen sind. Ein Zug zunächst, der mit dem leidenschaftlichen, jähren, drängenden Wesen des Germanen besonders zu kontrastieren scheint, ist freilich richtig zu bewerten: die germanische Trägheit, das vielberufene Liegen auf der Bärenhaut. Gerade dieser Kontrast fiel zwar schon dem Tacitus<sup>2)</sup> auf: „wunderbarer Zwiespalt der Natur, daß ein und dieselben Menschen so die Trägheit (inertia) lieben und die Ruhe hassen“. Indessen ist doch dieser Gegensatz psychologisch nicht so wunderbar, und ähnliche Erscheinungen finden sich bei Naturvölkern überhaupt, die in dieser Beziehung die Extreme lieben und oft aus wilder Bewegtheit in starre Ruhe verfallen. Es hängt das ferner mit der Einschätzung und Verteilung der friedlichen Arbeit zusammen: die Abwendung des Mannes von derselben beruht nicht auf Faulheit, sondern auf bestimmten Anschauungen. Man arbeitet,

1) Noch im Beowulf wird dem Helden nachgerühmt, daß er nicht beim Gelage die Herdgenossen erschlug.

2) German. 15.

d. h. erwirbt seinen Unterhalt immer nur, soweit es die Notdurft gebietet<sup>1)</sup>. Niemals ist aber die Faulheit ein germanisches Ideal gewesen. Friedliche Arbeit ist eben keine würdige männliche Arbeit: die Trägheit, die Tacitus tadelte, ergibt sich nur aus dem zeitweiligen Mangel an einer würdigen Tätigkeit. Zu ihr hatte der Germane immer Lust und kannte dann kein Ruhebedürfnis. Überdies zeigen gerade explosive Naturen Perioden der Reaktion. — Wirkliche Kontraste mit dem wilden, ungebändigten Wesen ergeben sich vielmehr aus anderen Zügen, aus einer gewissen Weichheit, Innerlichkeit und sittlichen Haltung. Neben anscheinender Grausamkeit, neben hartem Sinn und Brutalität findet sich starke Gutmütigkeit, z. B. den Unfreien gegenüber, die man milde behandelt, zur Familie rechnet, gegen die man die Macht nie mißbraucht. Meist wachsen der freie Knabe und das freie Mädchen mit den Kindern von Unfreien in voller Gemeinschaft auf. Auch diese gute Behandlung von Sklaven ist ein Charakteristikum früher Kulturstufen, erklärlich aus den Lebensverhältnissen, dem allgemeinen Zusammenleben in einem Raum, sowie der straffen Herrschaft des Hausherrn andererseits, der Frau und Kinder wie die Sklaven gleichermaßen unterstehen. Neben dem zänkischen Aufsitzen und der Habersucht finden sich ferner wirkliche Gemütlichkeit und ein ausgeprägter Humor. Gerade das Trinkleben hat sicherlich von jeher auch diesen und nicht nur den abstoßenden Charakter getragen. Aber auch darüber hinaus haben, wenn wir vom Mittelalter zurückschließen dürfen, Humor und Gemütlichkeit das germanische Leben durchdrungen. Der fremde Beobachter hatte dafür kein Empfinden. Uralt ist ferner die dem Humor verwandte deutsche Necklust. Stämme und Stämmchen haben sich früh übereinander lustig gemacht.

Indessen besitzt der Germane noch mehr als Gemütlichkeit — er hat von jeher Gemüt gehabt. Man braucht aus der Unübersetzbarkeit dieses Wortes nicht zu schließen, daß andere Nationen dessen, was wir Gemüt nennen, bar seien: gleichwohl liegt hier dem Grade nach eine spezifische Eigentümlichkeit des Germanen vor, die in der Form der Gutmütigkeit, der Vertrauensseligkeit schon erwähnt wurde und ihm später oft als Schwäche oder gar als Zeichen beschränkten Sinnes ausgelegt worden ist, die aber andererseits die schönste Seite germanischen Innenlebens bezeichnet. Gemüt

1) Vgl. S. 125, auch Bücher, Arbeit u. Rhythmus, 2. Aufl., S. 6 ff.

zeigt der Germane, wenn er zu allen Dingen seiner Sphäre ein innerliches Verhältnis begründet, wenn der harte Seegermane sein Schifflein wie ein persönliches Wesen behandelt und benennt, wenn der Krieger an seinem Ross, an seinen Waffen wie an lieben Wesen hängt, wenn einer sein Vieh, überhaupt die Tiere seiner näheren Umgebung als wahrhafte Lebensgenossen behandelt, was allerdings mit dem noch zu besprechenden Seelenglauben zusammenhängt. Gemüt zeigt die überaus starke Naturliebe des Germanen, die See und Wald, auch der im Norden besonders empfundene Wechsel der Jahreszeiten in ihm geweckt und genährt hatten. Er lebt und webt mit der Natur. Er beobachtet alle Einzelheiten der natürlichen Umgebung und ebenso alle Vorgänge in der Natur mit einem starken persönlichen, gemüthlichen Anteil. Die freilich wieder mit dem Seelenglauben zusammenhängende Heiligung von Wäldern und Bäumen, die Belebung von Schluchten, Gewässern, Höhlen, Waldwinkeln mit geheimnisvollen Wesen, die phantasievolle Auslegung der Bedeutung mancher Vögel, der Schlangen usw., die oft aufgeregte Teilnahme an den Himmelsvorgängen, insbesondere das Verhältnis zur Frau Sonne und dem Herrn Mond, namentlich aber die physische Grundauffassung der Götterwelt überhaupt gehören hierher. Von diesem starken Naturgefühl sind alte Märchen und Sagen, sind die Bilder des Rechtslebens nicht minder uralte Zeugen. Gemüt zeigt aber auch der entschieden mystische Zug, der die Naturreligion des Germanen durchbringt. Ein geheimnisvolles Weben geht durch die Natur; was den nüchternen Verstand Phantasiegebilde dünkt, fühlt der Germane noch als Realität. Dunkler innerer Kräfte wird er sich bewußt und glaubt an sie. Aus solchen Anlagen erwächst der reiche Schatz des Volksglaubens, der auch später dem Christentum so lange Widerstand leistete, freilich gerade dadurch, daß dieses ihn mit dem Schimmer des Bösen umgab, viel düsterer wurde. So ist also der Germane ein innerlicher Mensch. Er ist auch ein Träumer und ein merkwürdiger Grübler, der wohl auch oft Zweifel im Gemüte wälzt. Er wird andererseits leicht gefühlseelig, und gewiß ist er's auch damals schon beim Trinken geworden. Gemüt zeigt endlich der Sinn des Germanen für die Häuslichkeit, erworben durch das rauhe Klima, das ihn stärker ans Haus bannte als den Südländer. Gemüt zeigt der damit im Zusammenhang stehende Sinn für die Familie.

Aus diesem Familiensinn erklärt sich nun zum Teil auch die oft gerühmte verhältnismäßig hohe Stellung der Frau bei den

Germanen, die der bisherigen, vom Orient ausgegangenen Kultur fremd war, wenn wir auch bei den klassischen Völkern immerhin ähnliche Züge — man braucht nur an die homerischen Frauen zu erinnern — finden. Das tiefere Gemüt des Germanen empfand einen vom Wesen des Weibes ausgehenden überlegenen Einfluß: in den Frauen „lebe sogar, meinen sie, etwas Heiliges und Prophetisches“, heißt es bei Tacitus<sup>1)</sup>. Die „weisen“ Frauen „sahen“ die geheimnisvolle Zukunft. Und in der Tat steckt eine wunderbare natürliche Begabung in den Frauen; auch in neuerer Zeit haben Kenner des Frauengemüts<sup>2)</sup> ihre merkwürdige Divinationsgabe, ihre instinktive Menschenkenntnis öfter hervorgehoben. Insbesondere auf geistigem Gebiet räumten die Germanen dem gesunden Sinn der Frau willig den Vorzug ein: „sie verschmähen weder ihren Rat noch lassen sie ihre Aussprüche unberücksichtigt“. Daß dieselben Frauen harte wirtschaftliche Arbeit zu verrichten hatten, rechtlich minderwertig und unselbständig waren, auch, wie es für die Friesen belegt ist, gelegentlich verkauft wurden, ist in der damaligen Kulturstufe begründet und beeinträchtigt jene Achtung und Wertung, die sich auch in der Höhe des Wergeldes ausprägt, keineswegs. Die Ehe mag auch von den Germanen etwas tiefer aufgefaßt sein als von anderen Völkern. Rohe Mißhandlung des Weibes war freilich keineswegs ausgeschlossen. Die Züchtigung der Frau, die das Mittelalter noch lange kennt, ist aber wieder aus den niederen Kulturverhältnissen erklärlich. Die Ehe wird in der Regel, wie noch z. T. bis zum 13. Jahrhundert, spät geschlossen. Meist führt der Germane nur ein Weib heim. Freilich kommen, wie wir noch sehen werden, bei Vornehmen mehrere Frauen und Konkubinen auch sonst vor. Die eheliche Treue wird ziemlich streng gewahrt. Bekanntlich rühmt Tacitus die Reinheit der germanischen Ehe ganz besonders. Indessen will er, wenn irgendwo, so hier, dem verderbten Rom den Spiegel vorhalten und idealisiert deshalb ohne Zweifel. Nur der Ehebruch der Frau war streng verpönt.

Überhaupt wird die Keuschheit der Germanen aus den gleichen Motiven von Tacitus<sup>3)</sup> entschieden übertrieben geschildert. Er steht damit auch im Widerspruch zu den späteren Quellen, ebenso zu den Bußbüchern der fränkischen Zeit. Die Lüste und verdorbenen Sitten der Kaiserstadt waren den Germanen allerdings fremd: aber wenn wir auch nur ein wenig von dem ländlichen Leben der

1) Germ. 8.

2) J. B. Bogumil Golp.

3) Germ. 19.

späteren Zeit auf die früheren Zustände zurückzuschließen dürfen, so muß auch unter den Germanen im geschlechtlichen Leben eine gewisse Freiheit geherrscht haben, wenigstens vor der Ehe. Freilich mochte schon damals einer, der sich mit einer Jungfrau abgegeben hatte, sie auch später heimführen. Noch heute sind die ländlichen Bräute oft keine Jungfrauen mehr; die Probenächte sind wohl recht alt. Immerhin besteht das Lob der Keuschheit des germanischen Weibes zu Recht, und auch der Mann zeigt in diesem Punkte eine Haltung, die mit seiner sonstigen Maßlosigkeit und Leidenschaftlichkeit kontrastiert. Dafür sprechen auch die schweren Strafen für Unzucht und die natürlich erst später hervortretende Abneigung germanischer Stämme gegen das Dirnenwesen, z. B. in Gallien. Jedenfalls ist das Verhältnis zwischen Mann und Weib, wie es die Germanen gestaltet haben, ein sittlicher Vorzug, der sie den bisherigen Kulturvölkern gegenüber sogar hochstehender erscheinen läßt und besonders für die so wichtige Gestaltung des späteren deutschen Familienlebens von tiefgreifenden Folgen gewesen ist.

Einen anderen sittlichen Vorzug der Germanen hat man von jeher in ihrer Auffassung der Treue gefunden, diese freilich in der Regel viel zu hoch eingeschätzt. Ihr Preis ist zum Teil nur Selbstlob der Germanen. Von einer wirklichen sittlichen Forderung ist zunächst keine Rede. Es tritt in der Treue wieder jener gemüthliche Zug hervor, der ein Verhältnis von Menschen zueinander nicht kalt und geschäftsmäßig zu denken erlaubt, sowie jene Gutmütigkeit, die sich bereitwillig unterordnet. Es ergibt sich daraus, daß solche Treue sich nur auf das Verhältnis von Person zu Person beziehen kann. Auch das, was Tacitus in der berühmten Stelle (*Germ.* 24) als Treue bewundert, die „Beharrlichkeit selbst beim Laster“, wenn nämlich der beim Würfelspiel Unterliegende, falls er um seine Freiheit gespielt hat, sich willig binden und abführen läßt, ist natürlich kein sittlicher Zug und paßt viel mehr, wie man hervorgehoben hat, zu der phantastischen Art des Germanen, zu seiner unüberlegten Maßlosigkeit. Noch weniger kommt als besonderer sittlicher Vorzug die Treue gegen den Gastfreund in Betracht, die bei anderen Völkern ganz ebenso gefordert wird. Treu aber in dem Sinne von zuverlässig, aufrichtig sind die Germanen — sobald es über die persönlichen Beziehungen hinausging — überhaupt nicht gewesen, eher zuweilen das Gegentheil<sup>1)</sup>, trotzdem Goethe einmal

1) *Salv. de gub. dei VII, 15, 64: Gothorum gens perfida.*

gemeint hat, das Wort perfide sei ins Deutsche nicht zu übersetzen. Bellejus Paterculus nennt die Germanen verschlagene Gesellen, zum Lügen wie geschaffen. Die Arglist, mit der Arminius den Varus umgarnt, mag als letztes Mittel gegen einen gefährlichen Feind entschuldigt werden. Aber auch später ist es den Germanen auf den Bruch von Verträgen gegenüber den Römern nicht angekommen. Wegen ihrer Treulosigkeit sind besonders die Franken bekannt gewesen<sup>1)</sup>. Und wenn die schon erwähnte friesische Gesandtschaft zu Rom sich auch in der Treue (gegen Rom) von keinem anderen Volk übertroffen wissen wollte, so sind gerade die Friesen noch im Mittelalter ein übel berüchtigter Stamm gewesen. Diese politische Treulosigkeit haben im übrigen die Germanen selbst Germanen gegenüber gezeigt. Das natürliche Fehlen eines Nationalgefühls mag es erklären, wenn zahllose Germanen unter Roms Adlern gegen Germanen kämpften, treulos aber ist der Verrat an den eigenen Volksgenossen, wenn z. B. später der Franke Charietto im römischen Sold seine eigenen früheren Genossen nachts im Weinschlaf überfiel und ihnen die Hälse abschnitt. Es ist auch keineswegs die „barbarischen“ Völkern überhaupt eigentümliche Arglist, die sich bei den Germanen zeigte, vielmehr weist noch die spätere deutsche Geschichte nicht wenige Fälle beschämender Treulosigkeit auf, die anderer Völker freilich noch mehr. Die eigentliche deutsche Treue also gilt in der Hauptsache nur für jene persönlichen Beziehungen. Mann gegenüber Mann bestand das gegebene Wort unverbrüchlich, so, wenn zwei Kämpen, vom Kampf miteinander ermüdet, über Nacht einander abwechselnd schlafen lassen, um bei Tagesanbruch weiterzuringen. Vor allem aber kommt die Treue gegen den Herrn in Betracht: sie wird, wo es sich um persönlichen Dienst handelt, dem römischen Herrn, wenn man sich einen solchen gewählt hat, ebenso gehalten wie dem germanischen, ein Zug, den die Römer wohl zu benutzen wußten. Auch diese Mannentreue wird zwar später immer häufiger gebrochen, aber noch lange war die Kraft dieses in tiefer gemüthlicher Auffassung wurzelnden Verhältnisses überaus gewaltig. Am stärksten kam diese Treue in der Gefolgschaft<sup>2)</sup>, bei der sich der Herr seinerseits den Mannen zur Treue verpflichtet fühlte, zum Ausdruck. Aus solcher Treue,

1) Hist. Aug. Firm. 13, 4: Franci, quibus familiare est ridendo fidem frangere.

2) Vgl. über diese unten S. 101 f.



die auch etwas Außerliches, durch eine Verpflichtung Zwingendes hat, konnte allerdings Unterwürfigkeit, Servilität werden. Wie weit dieser Zug bei dem germanischen Menschen schon zum Vorschein kam, ist nicht festzustellen. Der spätere Deutsche hat ihn oft in erheblichem Maße gezeigt, und nicht ganz mit Unrecht hat man von einer deutschen Bedientennatur gesprochen<sup>1)</sup>.

Indessen diese häßliche Nebenart der Dienertreue, die sich vielleicht schon in dem willigen Annehmen römischer Herren zeigt, würde wieder mit einem anderen Zuge des germanischen Menschen kontrastieren, mit seiner ausgesprochenen Disziplinlosigkeit, die überhaupt mit der Mannentreue nicht zu harmonieren scheint. Diszipliniert wie der Slave ist der Germane nicht: das willige Ordreparieren der späteren Preußen, ihre stramme Mannszucht muß daher zum Teil aus der Mischung mit slawischer Art erklärt werden. Der Germane gehorchte durchaus ungern. Seine Doppelseele zeigt opferwillige Treue und lebhaften Ungehorsam nebeneinander. Das hängt wieder mit einem starken Unabhängigkeitsgefühl, das sich in einem maßlosen Trotz wie in einem unbeugsamen Stolz zeigt, zusammen. Wesentlich Stolz war es, wenn jene friesische Gesandtschaft sich ihrer Tapferkeit und Treue rühmte. Stärker aber ist noch der Trotz der Selbständigkeit. Derselbe Germane, der sich so leicht in römische Dienste begab, besaß das ausgeprägteste Freiheitsgefühl. Hierin zeigte er auch dieselbe Unbändigkeit wie in jenem furor teutonicus, in der Trunksucht, in der Spieleidenschaft. So, wie sein freier Wille war, wollte er leben und sich geben<sup>2)</sup>. In den „Historien“<sup>3)</sup> läßt Tacitus den Tutor sagen: „Die Germanen lassen sich nichts befehlen, sich nicht regieren, sondern tun alles nach ihrer Willkür“, und in den „Annalen“<sup>4)</sup> fügt er der Erwähnung zweier Häuptlinge, „die das friesische Volk regierten“, hinzu: „soweit Germanen überhaupt regiert werden“. Diese Selbstherrlichkeit, diesen geradezu demokratischen Zug hebt er auch einmal in der „Germania“<sup>5)</sup> hervor, daß man nämlich niemals gleichzeitig und wie auf Geheiß zu den Versammlungen käme, sondern daß es Tage dauere, bis alle beisammen wären. Das Sichnicht-

1) Vgl. die gutgemeinte Kritik dieses Vorwurfs bei Arnold a. a. O. S. 199.

2) Cäsar, de bello Gall. IV, 1: libertate vitae, cum a pueris nullo officio aut disciplina assuefacti nihil omnino contra voluntatem faciant.

3) IV, 76.

4) XIII, 54.

5) Germ. 11.

fügent können ruft auch jenen fortwährenden Haß zwischen den Mächtigen hervor, der z. B. bei den Großen der Cherusker zu nahezu völliger gegenseitiger Vernichtung führte, einen Haß, der auch die Sippe zerriß. Diese Selbstherrlichkeit deckt sich mit einer übergroßen Empfindlichkeit, die leicht zu Zank und Streit, ja in dem Gefühl der Kränkung zum Volksverrat führt, und weiter mit einer allzu großen Eigenliebe, die oft übersehen wird. Nichts war auch dem späteren Deutschen heilsamer und nichts fiel ihm schwerer als die „Zucht“, die allerdings wesentlich das äußere Benehmen betrifft.

Aber diese, zuweilen rohe Formen annehmende Ungebändigkeit, Willkür und Selbstherrlichkeit hat nun doch auch jenen bereits hervorgehobenen Individualismus im Gefolge, der sich zwar oft verderblich, oft aber, auf idealem Gebiete namentlich, segensreich gezeigt hat. Dieser individualistische Zug ist durchaus erkennbar, trotzdem das soziale, rechtliche, sittliche und geistige Leben im Zeichen einer starken Gebundenheit steht und bei dem instinktiven, herdenmäßigen Handeln der Begriff des einzelnen noch kaum faßbar ist. Im Staat ist das Individuum nichts; in seinen wichtigsten Lebensäußerungen bindet den einzelnen das Geschlecht; er haßt und tötet sogar, weil das Geschlecht es so will. Überhaupt lenkt und leitet ihn feste Sitte. Wo er handelnd auftritt, im Heer, im Gericht, in der Volksversammlung, steht er im Banne eines Muß. So zeigt sich das Freiheitsgefühl mehr im Auflehnen, woraus sich schon eine mangelnde Festigkeit der staatlichen Gewalt ergibt, in der Disziplinlosigkeit des einzelnen sowie in der häufigen Maßlosigkeit da, wo der Germane sein eigener Herr ist. Zum Teil geht der Individualismus auf jene innerliche Richtung des Germanen zurück, die zuweilen in einer gewissen Verschlossenheit zum Ausdruck kommt. Das Sonderdasein, das Fürsichsein ist deutsche Art. Daher auch jene Ausprägung der Stammesgegensätze, daher die für den Deutschen von jeher verhängnisvolle politische und sonstige Zersplitterung. Aus der Pflege individuellen Lebens ergibt sich weiter auch leicht Überhebung. Sie zeigt sich früh in jener ausgeprägten Spottlust<sup>1)</sup>, in der Nichtachtung der Eigenart anderer. Es ergibt sich aber weiter daraus ein Ignorieren der realen Verhältnisse und ein ausgeprägter Idealismus, den man wohl auch schon im germanischen Wesen finden mag.

1) Vgl. S. 57.

Der leidenschaftliche Drang des Germanen wird leicht phantastisch. Der Hang zu abenteuerlichem Leben zeigt sich früh. Man folgt allzugern unbestimmten, nebelhaften Zielen.

In der Tat hat die Aber der Willkür im germanischen Menschen ihre ausgesprochen ideale Seite. Ihr darf aber noch ein ihr sogar widerstreitender Zug gegenübergestellt werden. Der willkürliche Germane hatte doch wieder einen ausgesprochenen Sinn für Recht und Ordnung. Das Rechtsgefühl hat sich später bei dem Deutschen oft so lebhaft gezeigt, daß man es zuweilen als seinen wichtigsten Charakterzug angesehen hat. Auch bei dem Germanen ist es schon stark erkennbar. Als ein hervorragend rechtliches Volk schildert Tacitus<sup>1)</sup> ausdrücklich die Chaucen, „das edelste (nobilissimus) Volk unter den Germanen“, ein Ausdruck, der eine Hochsinnigkeit, eine Anständigkeit der Gesinnung in sich schließt.

## IV. Kapitel.

### Religiöses und geistiges Leben.

Das innere Wesen des Germanen tritt uns in vielen Beziehungen höchst anschaulich in seinem religiösen Leben entgegen. Auch die anderen Völker spiegeln sich in ihren Göttern wider. Die germanische Mythologie<sup>2)</sup> ist freilich, trotzdem sie schon durch Jakob Grimm zu einem ersten wissenschaftlichen Sondergebiet geworden ist, ein recht unsicheres und immer neuem Wechsel der Anschauungen und Hypothesen ebenso zugängliches Feld, wie dies schon für andere Zweige der Germanenforschung betont wurde. Man hat allerdings die Quellen kritisch zu benutzen gelernt. Die Hauptunsicherheit liegt in der mehr oder minder starken Verwertung der uns schriftlich überlieferten nordischen Mythen, der Eddaelemente. Früher verwertete man mit Jak. Grimm unbedenklich selbst die späten, von südlichen Kultureinflüssen berührten, zum Teil auch schon mit christlichen Elementen durchsetzten oder christlich gefärbten, über-

1) Germ. 35.

2) Vgl. im allgemeinen: J. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausg. Berlin 1875—78. — W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895. — E. Vogt, Mythologie (Grundriß der germanischen Philologie III<sup>2</sup>, S. 230 ff.). — E. H. Meyer, Mythologie der Germanen. Straßburg 1903.

haupt vielfach künstlich gestalteten, rein dichterischen Mythen, insbesondere die späteren Eddalieder und Snorris Dichtung, die isländischen Ursprungs sind, für die germanische Zeit. Dabei wurde noch übersehen, daß selbst das in ihnen enthaltene alte Gut doch wesentlich nur für die Nordgermanen Geltung hat. Nur bei Übereinstimmung mit südgermanischen Zügen darf man Schlüsse auf die Anschauungen der Urzeit ziehen. Aber auch dasjenige, was sonst ziemlich allgemein als altdeutsche Religion angenommen wird, ist meist viel zu sehr generalisiert — eine gemeinsame germanische Mythologie gibt es trotz Jakob Grimm kaum — und systematisiert worden. Zeitlich wie räumlich müßte man gewiß oft die Dinge differenzieren, aber dazu reicht das Material nicht aus. Stammesleben, Stammessonderung prägen sich eben auch hier aus.

An unmittelbarem quellenmäßigen Material fehlt es übrigens nicht ganz. Weihinschriften römischer Soldaten germanischer Herkunft, Funde wie die größere Nordendorfer Spange, spätere schriftliche Denkmäler wie die Merseburger Zauberprüche, Orts- und Personennamen, Bezeichnungen der Wochentage geben manchen Anhalt. Dazu kommen aus früher Zeit als mittelbare Quellen die spärlichen, oft natürlich auf Mißverständnissen beruhenden antiken Berichte, später dann die Chronik des Gregor von Tours u. a. Neben den besprochenen nordischen Quellen, den Eddaliedern der Skalden und den zwar erst aus späterer Zeit erhaltenen, aber wertvolleren Sagas, steht als nordische Chronik mit einer Fülle von Material die Dänische Geschichte des Sazo Grammaticus. Ferner geben die christlichen Quellen manchen Aufschluß, die Vitae der Heidenbekehrer, die Bußbücher, der Indiculus superstitionum et paganiarum, die Abschwörungsformeln usw. Die vergleichende Mythologie hingegen hilft nicht viel, wird auch mit, neuerdings fast zu großem, Mißtrauen betrachtet. Bessere Resultate mag die Bewertung des späteren, literarisch überlieferten oder noch bis heute lebendigen Volksglaubens ergeben: aber allzuoft fehlt hier jedes Kriterium des Alters sowie des wirklich Einheimischen. Auch betont man die Überlieferung der Gegenwart allzusehr gegenüber den älteren Fundgruben, wie sie Cäsarius von Heisterbach, die Zimmersche Chronik u. a. darstellen. Indessen — wir sehen hier von einer systematischen Darlegung überhaupt ab und können dies um so ruhiger, als es ein wirkliches Religionsystem bei den Germanen überhaupt nicht gegeben hat.

Wie bei den meisten Völkern wirkt zunächst das Geheimnis des Todes als Anstoß zu „mythischem“ Denken. Die Seelen der Toten leben fort, daher der Ahnenkult, von dem vielleicht aller Kult ausgeht, daher die uralten mannigfachen Beigaben in den Gräbern, Gebrauchs- und Schmuckgegenstände des Toten, daher die Darbietung von Speise und Trank, die Totenopfer und die Totenschmäuse, an denen der Tote, wie man glaubte, teilnahm — alles Züge, die sich auch sonst bei den Völkern finden, hervorgegangen aus der Furcht vor dem Toten. Aber dieser noch zu besprechende Seelenglaube verbindet sich mit jenem tiefen Naturgefühl der Germanen. Personifizierte Naturgewalten sind zunächst die Dämonen, die zum Teil sich auch lokal zu Göttern entwickelt haben mögen: insbesondere sind die namentlich im Norden vorkommenden Riesen Repräsentanten großer Naturgewalten, alle mit übernatürlichen Kräften begabt und den Göttern verwandt. Solcher Glaube bildete die Vorstufe zu einem höheren, dem Götterglauben. Große Naturerscheinungen wie die Sonne, der Mond und die Sterne haben auch bei den Germanen eine Grundlage religiöser Anschauungen gebildet, wie schon Cäsar als die drei von den Germanen verehrten Gottheiten Sonne, Vulkan und Mond hinstellte und wie auch später eine Verehrung der Gestirne vereinzelt erwähnt wird. Indessen ist dieser Dienst nie zum Kult persönlicher Gottheiten ausgewachsen. Immerhin ist ein mächtiger Himmels- und Lichtgott, den alle Indogermanen kennen, auch von den Germanen verehrt worden, der Gott Ziu. Der Wechsel der Jahreszeiten ferner, die Verjüngung und Befruchtung der Erde rief einen nach Stammesgruppen verschiedenen Kult einer weiblichen Gottheit, die Tacitus als Mutter Erde deutet, der Nerthus, der Tamfana usw. hervor. Eine Erdgöttin wird auch die Frijia darstellen. Weiter aber spiegelt die Waldnatur ihren Einfluß in der Religion des Germanen wider. Diesen Eindrücken entspringen mehr oder minder mächtige oder winzig-neckische Wesen, die aber niemals scharf gestaltet werden, sondern immer nebelhaft-unklaren Charakter tragen wie die Wasserdünste, die aus den Sümpfen steigen. Auch jene großen göttlichen Naturgewalten wurden nur unbestimmt ahnungsvoll empfunden; man fühlte nur ihr Walten und ihre Hoheit, bald durch stillen Eindruck gebannt wie etwa im Mittagszauber des Waldes, bald in starrem Schreck und Schauer wie beim Waldgewitter. Aber bei der Häufigkeit der Winde war der Haupteindruck der des Sturmes. Brausend und knatternd, namentlich zur Nachtzeit furchtbar, fuhr der Wind durch die

Bäume, daß es ächzte, krachte und splitterte, am häufigsten und eindrucksvollsten von der See her durch die Ebene. Hier, in Niederdeutschland, mochte zuerst der Glaube an ein göttliches Windwesen, an den Wodan, entstanden sein, den dann eine spätere Entwicklung mannigfaltig ausgestaltet hat. Wodan, ursprünglich also ein lokaler Gott, mag auch den älteren Hauptgott Ziu zurückgedrängt haben. Dieser, bei allen Stämmen verehrt, ist uns in seiner überragenden Rolle nicht mehr bekannt, vielmehr, wie wir sehen werden, wesentlich Kriegsgott geworden. Wodan scheint aber bei einem Teil der Germanen nur schwer eingedrungen zu sein. Die Träger seines Kultes waren namentlich die späteren Franken. Er wurde nunmehr, vielleicht schon unter römischem Einflusse, zum Himmels- und Sonnengott, zum allweisen Vater der Welt. Zu dem ursprünglichen Windgott aber dachte man sich wohl auch eine weibliche Gottheit, die in der Windsbraut der Sage, der gejagten Wolke, vielleicht zu erkennen ist. Indessen scheint auch in der eben als Erdgöttin erwähnten Frija, der Gemahlin Wodans (wohl ursprünglich die des Ziu), der deutschen Hauptgöttin, ein solcher Zug zu stecken. Darf man die späteren Überlieferungen der Sage von der Frau Holle und Frau Berchte auf sie zurückführen, so war sie die Herrin der Wolken und sandte Schnee und Regen auf die Erde. Aber sie jagte auch geisterhaft durch die Lüfte, namentlich in den zwölf Nächten, und führte den Zug der Seelen. Der Macht des Sturmes vergleichbar war die des Gewitters, dessen Donner namentlich im Waldgebirge furchtbar widerhallte. Der Donar ist aus diesem Eindruck erwachsen. Er (Thunar) ist freilich der eigentliche Gott der Nordgermanen, er führt den nordischen Hammer und bewahrte auch seinen Kult nach dem Eindringen des Wodankultes in Scandinavien.

Der Wald ist nun weiter die Hauptheimat der elfischen Geister. Wer den Nebel im Walde leise steigen und vom Wind bewegt sah, der sah auch duftige Gestalten umherschweben, zwischen den Bäumen, in den Sträuchern; wer scheu in tiefe Höhlen durch schmalen Eingang blickte, glaubte wohl huschende, kleine Wesen zu schauen, die ihm auch sonst über den Weg liefen und allerlei Schabernack spielten; aus dem Schilf der dunklen Waldgewässer hörte er Laute, und seine Phantasie ließ sie von lockenden Wesen stammen. Aber die eigentliche Grundlage dieser Geister waren doch nicht die durch das Leben und Weben der Natur erweckten Vorstellungen. In solchen geheimnisvollen Wesen sah man eben jene Seelen Verstorbener. Man versetzte sie vor allem in die Luft und ließ sie in Wind und

Sturm umherziehen. Wind und Seele kommen früh zusammen, der Wind ist ein Seelenheer.

Jener Glaube an das Fortleben der Seele förderte wieder seinerseits die Beseelung der Natur. Seelen lebten in den Tieren (Kröte, Spinne, Schlange, Schwan, Elster, Hase, Fuchs, Rahe, Hund, Stier, Pferd u. a.), woraus sich auch die späteren Tierprozesse erklären. Auch den Bäumen seiner Wälder gab der Germane eine Seele: aus diesen Baumbeseelungen entstanden zum Teil die Waldgeister, die Holzmännchen, Waldfräulein u. a. Und wenn wohl noch in der Gegenwart ein oberpfälzischer Holzhauer einen Baum vor dem Fällen um Verzeihung bittet, wenn die alten Volksrechte harte Strafen auf den Baumfrevler setzen, so sind das Spuren der einstigen Baumbeseelung. Auch höhere Geister, selbst göttliche Wesen mochten einen gewaltigen Baum zum Sitz küren und vermehrten so jene lange nachwirkende Heiligkeit der Bäume. Noch in späterer Zeit werden uns einzelne besonders verehrte Bäume, Eichen oder Linden, genannt; unter einzelnen ragenden Bäumen war auch meist die Gerichtsstätte. Wiederum finden wir freilich die Heiligkeit der Bäume auch sonst, so bei Slawen und Litauern, auch schon bei Griechen und Römern.

Von der germanischen Waldverehrung wurde schon oben gesprochen<sup>1)</sup>. Der Wald war der Wohnsitz der Götter wie die Stätte der Kulthandlungen. Bestimmte Wälder wurden zu besonderen Stätten der Götterverehrung und damit des göttlichen Friedens. Heilige Haine anstatt der Tempel stellt Tacitus ausdrücklich als bezeichnend für die Germanen hin. Namentlich dem Wodan waren solche geweiht. Von dem Waldkult der Semnonen, des religiös führenden Stammes der Sueven, hat Tacitus<sup>2)</sup> eigenartige Züge der Scheu vor dem Walde, wie das Fesseln des Eintretenden, das Nichtaufstehendürfen des einmal Gefallenen, erzählt. Ebenso berichtet er von dem heiligen Haine der Mutter Erde auf einer Insel der See, in den „Annalen“ von einem heiligen Walde des „Herkules“.

Die Heiligkeit des Waldes hängt mit jener Belebung einzelner Bäume mit Seelen zusammen. Dazu wird der Wind, der die Blätter bewegt, geführt haben. Er ist ja das eigentliche Lebenszeichen der Seelen. Aus demselben Grunde werden das Wasser, die Quelle, der Fluß, zum Aufenthalt der Seelen und ebenso die

1) Vgl. S. 12.

2) Germ. 39.

Berge, aus denen man den Wind kommen und wohin man ihn zurückkehren läßt. Die Berge sind die Ruhestätten der Seelen bei Windstille. Anwohner der See wählten für ihre Opferplätze Anhöhen, die weit in die See hinausschauen ließen, wie die Bewohner der Gebirge früh in ragenden Höhen weisevolle Stätten sahen, auf ihren Gipfeln die Gottheit verehrten und ihr Opfer brachten, wogegen noch in christlicher Zeit so viel geeifert wurde. In das Innere der Berge aber werden die Zwerge versetzt, die Kobolde und Wichtelmännchen. Die späteren Konzilienbeschlüsse usw., die die heidnischen Bräuche bekämpfen, heben denn auch als Stätten der Verehrung immer Bäume, Quellen und Felsen hervor.

In diesem Seelenglauben wurzeln also jene elfischen Geister, die auch bei anderen Indogermanen sehr verbreiteten Zwerge, die Nixen, überhaupt die Wassergeister, die Elfen, die Haus-, Wald- und Feldgeister. Greifen sie nur selten, etwa als leise schaffende Naturkräfte, in das Leben der Menschen ein, so gibt es andererseits seelische Wesen, die der Mensch fürchtet, Seelen von Verstorbeneu, die ein unruhiges Leben geführt haben und in ihrer alten Gestalt wiedererscheinen (Gespenster). Der Werwolf wie in letzter Linie die späteren Hexen, deren Entwicklung allerdings recht unsicher ist, sind auch solche Wesen.

Jene großen Gottheiten nun haben im Laufe der Zeit ihren ursprünglichen Charakter als Naturmächte doch schon in etwas abgestreift, aber lange festerer Gestaltung und Sonderung durchaus entbehrt und vielleicht erst in geschichtlicher Zeit persönlichere Formen, zum Teil unter fremdem Einfluß, gewonnen. In diese Periode, in der man den Göttern persönliches Leben gab, es aber ganz nach dem eigenen gestaltete, mag jene vollendete Ausbildung des kriegerischen Lebensideals der Germanen gefallen sein. Und so spiegelt sich der germanische Mensch alsbald in der kriegerischen Färbung seiner Götter wider. Nicht um die Liebe, wie das Leben der griechischen Götter, sondern um Kampf — der Kampf der Naturgewalten, wie etwa der Kampf zwischen Winter und Sommer, spielt da hinein — dreht sich das der germanischen. Gerade in der späteren Ausbildung des Götterglaubens, in dem dann auch Anschauungen wie die von der Walhalla bei den Nordgermanen auftreten, zeigt sich das augenfällig. Woban wird jetzt der Schlachten- und Kriegsgott, aber schon Ziu war ein solcher, sogar der eigentliche Kriegsgott geworden und nicht minder Donar, dessen Stimme



man im Schlachtengefang nachahmte. Wie die Götter läßt man nun auch weibliche Gottheiten am Kampfesleken teilnehmen. Freilich tritt das nur in der nordischen Mythologie hervor: die Walküren, denen übrigens die deutschen „Wisi“ entsprechen sollen, geleiten die gefallenen Krieger zu ihrem Paradiese, der Walhalla, wo sie Frija, Wodans Gemahlin, nun Kriegsgöttin geworden, empfängt. Aber die das Götterleben gestaltende menschliche Phantasie gibt demselben auch sonst ganz germanische Färbung. Es mag nun der Germane in seinem Familiensinn die göttliche Gattin des Wodan als Muster der Hausfrau, an klugem Sinn den Gatten übertreffend, sich gedacht haben. Die männlichen Gottheiten aber stellte er sich so rauh und wild vor, wie er selbst war. Auch für sie sollte das Trinkgelage die rechte Lust bedeuten, auch ihnen helle Freude am Waffenspiel eigen sein. Was nun aber weiter sich den Göttern anheftet, ihr Beruf als Hüter menschlicher Einrichtungen, als Schützer von Recht und Ordnung, das weist schon auf die Zeit höherer Kulturerrungenschaften, die das Bedürfnis göttlichen Schutzes stärker entwickelten. Zweifellos spielen hier römische Einflüsse auch eine Rolle. Es stellten sich Auffassungen ein wie die Wodans als Gott der Dicht- und Heilkunst, der auch das Geheimnis der Runen kennt, der Frija als Göttin der Ehe, des Donar als Gott des Ackerbaus. Der weitere Schritt aber zu der Auffassung der Götter als Träger sittlicher Gewalten, als Belohner oder Verfolger von gut und böse, ist von den heidnischen Südgermanen nicht mehr getan worden. Ihn tat das skandinavische Heidentum, das sich weit länger erhielt, sich entwickeln und ausleben konnte.

Mit fortschreitender Kultur mögen auch zuweilen (hölzerne) Tempel<sup>1)</sup> — Tacitus kennt schon einen Tempel der Tamfana — und Götterbilder lokal eingeführt worden sein. Ebenso hat sich vielleicht eine Art Priesterstand<sup>2)</sup>, den Cäsar noch den Germanen abspricht und den auch noch später die heidnischen Sachsen nicht kennen, wohl unter fremdem Einfluß ausgebildet. Daß dieser aber nicht zu einer nachhaltigen Bedeutung gelangt sein kann, hat man aus dem führerlosen und darum geringen äußeren Wider-

1) Im ganzen überwog bei den Südgermanen noch lange der Kult in Wäldern; bei den Nordgermanen wurden später Tempel ganz allgemein. Vgl. über den Gegenstand neuerdings Alb. Thümmel, *Der germanische Tempel*, Dissert., Leipzig 1909.

2) Über Priestertum bei den Germanen vgl. Seeck a. a. D. S. 472, auch Schultheiß a. a. D. I, S. 63 und Weinhold a. a. D. I<sup>2</sup>, S. 50ff.

stand gegen das Christentum, dem man doch im Herzen noch lange abhold blieb, geschlossen. Indessen ist solch geringer Widerstand auch sonst die Regel. Ein technisch-sakrales Personal wird jedenfalls für die Opfer, für das Befragen des Loses vorhanden gewesen sein, und vielleicht bestand eine alte, schulmäßig überlieferte Tradition in diesen Dingen, z. B. auch in der Kunst, die feierlich-poetische Form bei Auslegung des Götterwillens zu handhaben. Doch kann sich diese Tradition auch ohne eine besondere Priesterklasse erhalten haben, wie denn kleine Opferhandlungen wohl vom Hausvater, solche für die Sippe vom Ältesten, für die Gawe von den Führern (principes) vorgenommen werden mochten. Wenn ein solcher Führer priesterliche Geschäfte für die Gesamtheit dauernd in Händen hatte, konnte er als eine Art Priester wohl angesehen werden. Hinwiederum deckte sich oft der Priester, mit alten Rechtsformen und -formeln wohlvertraut, mit dem Richter. Andererseits unterscheidet doch Tacitus zwischen den Priestern und den Leitern des Volkes. Bei königslosen Stämmen war für ein Priesteramt vielleicht zuerst ein Bedürfnis vorhanden, während es sonst wohl der König in Händen hatte. Die Wahrung des Friedens in der Volksversammlung und, was ursprünglich dasselbe ist, im Heer — die Verletzung des Friedens wurde als Frevel gegen die Gottheit empfunden —, die daraus sich ergebende Strafgewalt, die Leitung der großen Opfer und die Aufbewahrung von Götterbildern und heiligen Zeichen an geweihter Stätte waren die Hauptaufgaben dieses priesterlichen Amtes. Denn Götterbilder roher Natur oder Symbole, wie etwa ein Schiff, hat es wohl gegeben. Sie wurden in feierlichen Umzügen umhergeführt, z. B. auf einem verhüllten Wagen, und dann wohl in einem Holzbau im Walde, der auch die Opfergeräte, die Kriegszeichen (Tierbilder, Tierköpfe) und Fahnen (vgl. S. 116) beherbergte, aufbewahrt. Im übrigen muß man aber auch beim Kult immer die Naturgrundlage des germanischen religiösen Lebens im Auge behalten. Die Opfer wie die Umzüge waren wohl besonders mit großen Naturfesten verbunden, die sich an die Hauptwendepunkte des Jahres knüpften. Die Feste waren immer von Chorgesängen und feierlichen Massentänzen begleitet; auch der Schwerertanz nackter Jünglinge ist ein religiöser Akt. Die Opfer bestanden in der Hauptsache in Schmäusen und Gelagen<sup>1)</sup>, zu denen wohl

1) Über Bier als Opfertrank — die große Bierkruse in der Mitte — vgl. unten S. 106.

in einem bestimmten Maße von den einzelnen beige-steuert wurde. Die Opfer waren — von den Menschenopfern war schon die Rede — wesentlich Tieropfer. Das Opferfleisch wurde in Kesseln gesotten. An die Opfergaben für die Toten erinnern die späteren, sie symbolisch ersetzenden sog. „Gebildbrote“. Eine große Rolle spielte ferner das Feuer. Feuer loderten auf Bergen oder in der Ebene auf Anhöhen zur Frühlingszeit und zur Sommer-sonnenwende (die späteren Oster- und Johannisfeuer). Auch die Lätare-Fastnacht-feuer gehen auf ein Frühjahrsfest im März zurück. Man warf brennende Holz-scheiben empor (Scheibenschlagen), und wenn zur Frühjahrszeit ein Aufwärts- und zu Johannis ein Abwärtsrollen hie und da noch Sitte ist, so mag man in dem Feuerrad so etwas wie ein Sonnen-symbol wohl sehen können. Gegen die „Lichter-spiele“ bei den heidnischen Feiern eiferten übrigens später auch die Bekehrer und die Konzilien-beschlüsse. Ein Winter-sonnenwend-fest hat es in germanischer Zeit wohl kaum gegeben, und auch die Annahme jenes Sommer-sonnenwend-festes für die älteste Zeit wird heute bestritten, da die Germanen nur zwei Jahreszeiten (Sommer und Winter) wie die Kelten kannten, nicht die babylonisch-griechisch-römischen vier Jahreszeiten<sup>1)</sup>.

Von jeher scheinen nun weiter an den wichtigsten religiösen Handlungen, den Weissagungen, Frauen teilgenommen zu haben, nicht als Priesterinnen, wohl aber als hervorragende Trägerinnen jener den weiblichen Wesen zugeschriebenen geheimnisvollen Ahnungsgabe. Ähnliche Anschauungen haben bekanntlich die Griechen gehabt. Diese „weisen Frauen“ begegnen schon bei den Kimbern — Strabo schildert deren grauhaarige Weissagerinnen — und bei Ariovist. Manche gewannen außerordentliches Ansehen, wie die Beleda aus dem Stamme der Bruckerer, deren Spruch wie der einer Gottheit befolgt wurde, und die auch bei anderen Stämmen, selbst bei den Römern großen Respekt genoß, wie ferner die von Tacitus erwähnte Albruna oder die Ganna bei den Semnonen. Meist war der Gegenstand ihrer Weissagung der Krieg.

Diese Weissagungen führen uns nun aber zu einem noch besonders zu betonenden Zuge des religiösen Lebens, der ganz dem innerlichen Wesen der Germanen entspricht. Sie waren von einem tiefwurzelnden

2) Vgl. Schrader a. a. D. S. 392f., 395, 978f. sowie Hilfinger, Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen, II. Das germanische Julfest, Stuttgart 1901.

Schicksalsglauben beherrscht. Ausgebildet tritt dieser Zug wieder erst in der nordischen Mythologie hervor, die auch die Götterwelt dem allgewaltigen Schicksal unterworfen sein läßt. Doch scheinen den drei nordischen Schicksalschwestern, den Nornen, auch südgermanische Gestalten zu entsprechen, für die wir aber erst ein Zeugnis des 15. Jahrhunderts in den „gächschepfen“ des Volksglaubens haben<sup>1)</sup>. Freilich haben wir dafür ja auch griechische und römische Parallelen. Daß überhaupt das Wesentliche des Kults in der Herbeiführung einer Beeinflussung des menschlichen Geschicks durch die göttliche Gewalt liegt, zeigen ebenfalls andere Völker genügend. Die Opfer (S. 71) waren das beste Mittel, der Götter Gunst zu gewinnen oder sie zu versöhnen. Auch die Sitte, das Geschick zu erforschen, teilten die Germanen mit andern Völkern. Aus dem Vogelflug, aus dem Blut und den Eingeweiden der Opfer wurde auch bei ihnen geweissagt und weiter aus dem Wiehern der Rosse, aus dem Wasser. Auch der Zweikampf konnte, ohne Gottesurteil zu sein (vgl. S. 88), als Vorbedeutung dienen.

An das Loswerfen der Germanen, das schon Cäsar nennt und das nach Tacitus durchaus einfach war, haben sich mannigfache und weitgehende Kombinationen geknüpft. Auf Stäbchen, die von einem Fruchtbaum — das paßt zu der Buche (Buchstaben) — gewonnen waren, rißte man nach Tacitus Zeichen (notae). Die Stäbchen wurden auf ein weißes Tuch wahllos geschüttet, aus ihnen nahm bei öffentlichen Fragen der „Priester“, in Familiensachen der Hausvater in feierlicher Weise dreimal ein Stäbchen auf und deutete die Zeichen, sicherlich in feierlichem Spruche. Wie nun solch geheimnisvoller Zauberpruch zu der Grundbedeutung des Wortes Rune (murmelnde Beratung) gut stimmen würde, so hat man (vor allem v. Siliencron) in den notae die späteren Runen gesehen, aus denen der Kundige poetische, d. h. mit den ausgewählten Runen alliterierende Formeln (carmina) bildete<sup>2)</sup>.

1) Weinholt a. a. O. I<sup>3</sup>, S. 39.

2) Diese Ansicht nimmt in modifizierter Form neuerdings wieder G. Neckel (Zur Einführung in die Runenforschung, Germanisch-Romanische Monatschrift Jahrg. 1, Heft 1) auf. Der Name Runen sei nur auf die später zu Schriftzwecken, erst in zweiter Linie zum magischen Gebrauch entlehnten lateinischen Schriftzeichen übertragen. Ursprünglich habe er nur für Zeichen gegolten, die nur der Weisagung und dem Zauber dienten, eben die notae des Tacitus. Man könne diese unmöglich von den späteren Runen ganz trennen. „Man braucht aber andererseits um ihrerwillen nicht zu behaupten, daß die Entstehung der Runenschrift

Anderer<sup>1)</sup> halten jene Zeichen für nicht weiter deutbar und jedenfalls mit den Runen nicht für identisch.

Aber daß nun schon die Germanen wirklich Fragen an das Schicksal taten, nicht an diesen oder jenen Gott, möchte man doch eben nach der späteren Entwicklung im Norden annehmen. Der Schicksalsglaube engte den unbedingten Glauben an die Allmacht der Götter entschieden ein. Der hochfahrende Sinn des Germanen läßt auch die Götter nicht als allgewaltig gelten, wie er sie auch in seiner gemüthlichen Art oft sehr menschlich und sogar humorvoll auffaßt; seine grüblerische Neigung aber führt zu Zweifeln. Das große Weltende der nordischen Mythologie, der Weltbrand, bei dem durch das allgemeine Verderben auch die Götterwelt untergeht, wird in seiner tiefsinnigen Form nicht in den Glauben der germanischen Vorzeit zurückzuberufen sein, aber eine gewisse Analogie zu dieser Anschauung muß vorhanden gewesen sein, wie sich aus dem altheidnischen Titel des späteren Gedichts „Muspilli“ herausdeuten läßt.

Mit der Weissagung hängt die Zauberei eng zusammen. Denn der erste Zweck der Zauberei ist Erforschung des Willens des Schicksals. Sie knüpft aber wieder an den Seelenglauben an. Durch Zauberlieder oder zauberische Manipulationen beschwor man die Seelen der Toten, um sie über die Zukunft zu befragen. Dies Befragen der Seelen entspricht dem Weissagen der Frauen aus dem Murmeln des Wassers oder dem Rauschen der Bäume; denn hier hausten, wie wir sahen, die Seelen. Daß sich an den Weissagungszauber nun früh weiterer Zauber geknüpft haben wird, aus der Herrschaft über die Seele heraus, z. B. mittels des Segensprechens, und daß man bei der erwähnten Anschauung von der geistigen Disposition der Frauen gerade sie mit der Zauberei vermengte, ist erklärlich. Wirkten ferner böse Seelengeister ursprünglich unvermittelt dem Menschen zum Schaden, so konnten bald die Zauberkundigen die Vermittler der Schädigung werden. Namentlich plötzlich

---

weit früher falle, als wir seit Wilmers Forschungen anzunehmen gewohnt sind. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen: wir haben hier die Urrunen, über deren Gestalt und Zahl wir nichts Bestimmtes wissen, von deren Gebrauch wir jedoch sagen dürfen, daß er in dem späteren Runenwesen fortlebt“ (S. 83).

1) Vgl. E. Mogk, Über Loz, Zauber und Weissagung bei den Germanen (Eine Bemerkung zum 10. Kap. der Germania des Tacitus) (In: Kleinere Beiträge zur Geschichte, von Dozenten der Leipziger Hochschule, Leipzig 1894) S. 89 f.

auf tretende Übel schrieb man leicht solchem Einflusse zu. Von entsprechenden Vorstellungen ist, wie immer auf niedriger Kulturstufe, die Auffassung der Krankheiten und ihrer Heilung beherrscht. Das Segensprechen war das beste Heilmittel. Den Charakter dieser Segen mag noch der aus späterer Zeit erhaltene Merseburger Zauberspruch gegen den verrenkten Fuß eines Pferdes wiedergeben: bën zi bëna, bluot zi bluoda, lid zi geliden, sôse gelimida sin, ein Spruch, dem übrigens ein ziemlich ähnlicher im indischen Atharvaveda entspricht. Auch gewissen Steinen, z. B. Donnerkeilen, wurden zauberische Kräfte zugeschrieben, die die Schädigung durch die bösen Geister — namentlich plötzliche Lähmungen wurden den elfischen Geistern zugeschrieben — bannten. Wieder spielten hier übrigens die weisen Frauen eine besondere Rolle; noch später begegnen die

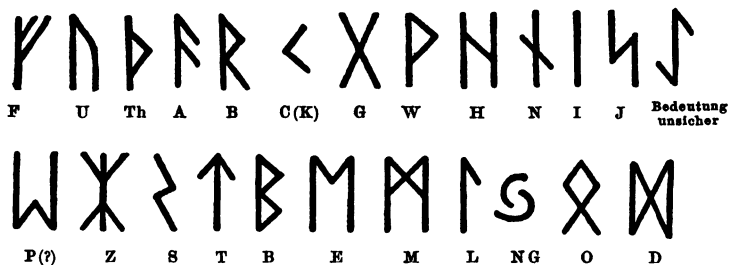


Abb. 4. Runenalphabet.

„wildon wip“ als Heilkünstlerinnen. Eine sicher vorhandene Art empirischer Volksmedizin, auf der Heilkraft bestimmter Kräuter beruhend, war doch ebenfalls mit abergläubischen Zügen (Pflücken zu bestimmten Zeiten, Art des Genusses) verquickt.

Ist das religiöse Leben des germanischen Menschen durchaus einfacher Natur, so wird man noch weniger ein entwickelteres geistiges Leben erwarten dürfen. Man hat dasselbe häufig überschätzt. Auch hier hat die Durcheinandermengung der vorgeschritteneren Verhältnisse, wie sie die nordischen Dichtungen schildern, und der germanischen Zustände viel Verwirrung gestiftet. Gerade jene Runen z. B. haben zur Annahme einer Art Schrifttum geführt. Wir knüpfen an unsere Ausführungen über die notae, die von Tacitus erwähnten Zeichen, (S. 73) an. Von diesen kann der Name „Rune“ auf die römischen Schriftzeichen übertragen sein. Ganz richtig sagt Mogk, daß Rune ursprünglich Zauberspruch bedeutete. Wenn er dann

meint, daß man die römischen Schriftzeichen „als magische Zeichen beim Zauber mit verwandt“ habe, und daß „das Wort ‚Rune‘ vom Zauberliebe auch auf das Zeichen übergegangen sei und dann von hier aus besonders in der nordischen Dichtung der Wikingerzeit sich inhaltlich erweitert habe“, so kann diese Übertragung doch auch schon auf jene *notae* stattgefunden haben. Die neuen Zeichen hießen dann ebenso, wurden aber in erster Linie zu denselben Zwecken benutzt wie bei den Römern, zur Schrift. Wahrscheinlich sind diese Runen als Schriftzeichen, die der jüngeren Form des lateinischen Alphabets entsprechen, aber durch das Einschneiden in Holz zu edigeren Formen umgestaltet wurden (Abb. 4), „erst in historischer Zeit, vielleicht durch Vermittlung der Kelten, von den Römern zu den Germanen gekommen und hier von Stamm zu Stamm gewandert“<sup>1)</sup>. Es wird indessen auch eine frühere Übernahme des griechischen Alphabets von Osten her für möglich gehalten. Nach Sievers<sup>2)</sup> liegt eine bewußte Übertragung des lateinischen Alphabets durch einen einzelnen genialen Südgermanen vor, der es dann für seine Volksgenossen adaptierte. Viel Wahrscheinliches hat die neuerdings von Nedel<sup>3)</sup> vorgetragene Ansicht. Darnach hätten lange vor Ulfilas Goten in den Donauländern versucht, gotische Wörter mit lateinischen Buchstaben auf Schmuß und Waffen zu ritzen, also zunächst auf Metall, nicht auf Holz. Es habe sich bald „eine Tradition gebildet, die die anfänglich als unzulänglich empfundenen gebrochenen Linien sanktionierte und gewissen Neuerungen, die sich weiter vom lateinischen Alphabet entfernten, zu allgemeiner Geltung verhalf.“ Erst später ritzte man die neue Schrift auch in Holz ein, auch nach Nedels Meinung eben in Anknüpfung an jene alten Holzstäbe mit eingeritzten Zeichen, die nun den neuen wichen. „Von hier aus gelangte

1) Vogt a. a. D. S. 88.

2) Vgl. E. Sievers, Runen und Runeninschriften im Grundriß d. german. Philol. I<sup>2</sup>, S. 248 ff., 258. Er fügt dort der Ansicht Wimmers von der Einführung d. latein. Alphabets bei einem südlichen germanischen Stamm hinzu: „natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir wohl getroßt hinzufügen — von einem einzigen Manne.“ — Über Runen vgl. überhaupt: R. v. Liliencron und R. Müllenhoff, Zur Runenlehre. Aus der allgemeinen Monatschr. f. Wissensch. u. Lit. Halle 1852. — Ab. Kirchhoff, Das gotische Runenalphabet. 2. Aufl. Berlin 1854. — L. Wimmer, Die Runenschrift, übers. v. Holthausen. Berlin 1887. — Vgl. auch noch Seeck a. a. D. S. 471 f., Schrader a. a. D. S. 785 ff. und neuerdings den oben (S. 73) erwähnten Aufsatz von G. Nedel.

3) S. 12 f.

man dann dazu, ganze Wörter und Sätze auch auf Holzstäbe zu schreiben. Da das Ritzen in Holz verhältnismäßig leicht war und man für die Runenhölzer mancherlei abergläubische und praktische Verwendungen hatte, so wurden die schrägen Formen der Holztechnik die eigentliche altgermanische Schrift, und die holztechnischen Ausdrücke ‚Stab‘ und ‚Buchstabe‘ kamen allgemein in Gebrauch.“ Nach Meckel kam die Entwicklung schon bei den Goten zum Abschluß. Schon früh habe ein Gote „phonetisches Bewußtsein genug besessen, um aus den bei seinen Landsleuten gebräuchlichen Zeichen ein klar lautbezeichnendes Alphabet zu bilden.“ Übrigens mögen die Runen als bloße Zeichen, zumal sie als zauberkräftig galten, noch später gebient haben, beispielsweise zu Hausmarken geworden sein und würden so schließlich in den Handelsmarken des Mittelalters ausmünden. Ihre Verwendung zu Schriftzwecken, zunächst zu Inschriften auf Steinen (im Norden), Geräten, Waffen, ist erst ziemlich spät bezeugt. Die ältesten erhaltenen Denkmäler (im Osten) stammen wohl aus dem dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. Die Verwendung für Zauber- und Segensprüche führte dann zur Bekämpfung der Runen durch die Kirche. Die Runenschrift hat sich überhaupt vor dem eigentlichen lateinischen Alphabet nicht halten können.

Die erwähnten Zauberlieder deuten auf einen gewissen Vorrat poetischen Gutes bei den Germanen. Tacitus ferner spricht von den Schlachtgesängen, mit denen die Heruler in den Kampf zogen. Er bekundet auch das Vorhandensein epischer Gesänge. Des Volkes Vergangenheit, z. B. seine mythische Abstammung, ward in ihnen besungen — „ihre einzige Art geschichtlicher Überlieferung“ —, und von Arminius' Taten sang man noch lange nach seinem Tode. Ähnlich wurden epische Totenklagen auch sonst um Verstorbene gesungen wie bei andern Völkern. Den Sänger, der beim Mahle die Alten und Jungen nach angelsächsischen und nordischen Quellen erfreute, ihren Tatensinn stärkte, ihr Gemüt bewegte, können wir sehr wohl in altgermanische Zeiten zurückversetzen. Daß, wie nachmals im Norden, schon damals der Sänger seinen gesangsmäßigen Vortrag mit der Harfe, einem alten Instrument, begleitete, könnte man nach späteren Nachrichten antiker Schriftsteller wohl annehmen. Die Hauptmasse der Lieder bildeten aber jene bei Völkern dieser Stufe immer wiederkehrenden feierlich-rhythmischen sakralen Gesänge, hymnische Choralieder, mit feierlichem Umherziehen, etwa um das Opfer, oder mit Tanz verbunden, die bei Opfern, festlichen Feuern, bei der Heimführung eines Mädchens, bei der Bestattung gesungen



wurden, zuweilen dramatisch belebt. Auch jenem Kampfleich haftete schließlich etwas Sakrales an. Aber ebenso erscholl wohl Chorgesang bei den Gelagen, daneben Wettgesang oder das Spottlied eines einzelnen, wie sie gelegentlich auch sonst gesungen wurden. Daß die Römer so rauhen Gesang später gelegentlich dem Krächzen wilder Vögel verglichen, ist nicht wunderbar. Auch was wir Musik nennen, hat mit jenen eigenartigen Stimmodulationen, die wir noch heute bei halbkultivierten Stämmen ähnlich finden können, nichts zu tun.

Von hohem Alter ist bei den Germanen eine Unterhaltung, die den Verstand übte und ihrem grüblerischen Sinn entsprach, das Rätselspiel, auch bei anderen Völkern als frühe geistige Gymnastik gepflegt. Manche Rätselfragen, die später und heute noch im Volke umlaufen, mögen uralt sein. Das Fragen und Raten hat sich oft in Kampfform abgespielt, ähnlich der Art der Wettgefänge. Es waren Rätsellieder, die wieder, wie übrigens auch die Zaubersprüche, wohl episch eingeleitet wurden und zum Teil an die sagenhafte Vergangenheit des Volkes anknüpften oder auf jener liebevollen Naturbeobachtung beruhten. In der nordischen Poesie spielt diese Neigung zu Rätseln eine bedeutende Rolle.

Die Form der germanischen Poesie — auf ihren vermutlichen Stil<sup>1)</sup> sei nicht näher eingegangen — können wir, trotzdem wir keinerlei Denkmäler derselben besitzen, ziemlich sicher aus den literarischen Erzeugnissen der späteren Zeit wie aus rechtlichem und sonstigem Formelgut erschließen. Es ist die sogenannte Alliteration, die Übereinstimmung des Anlauts der betonten Worte in der poetischen Zeile, Stabreim (Buchstabenreim) genannt. Man hat, wie schon erwähnt, die Sache mit den Runenstäbchen zunächst für die sakrale Poesie zusammengebracht. Nach der aufgehobenen Rune sei der Hauptstab des Langverses gewählt — Stab heißt eben auch

1) Beachtung verdient immer noch — trotzdem manche ihrer Voraussetzungen heute wohl als unzutreffend gelten dürften — die Arbeit von Richard Heinzel, Über den Stil der altgermanischen Poesie (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgesch. d. germ. Völker X), Straßb. 1876. Er sucht bestimmte rhetorische Formen, die sich im wesentlichen auch in der altindischen Poesie finden, für die altgermanische Poesie zu erschließen. Bei den Germanen findet er besonders die die Hauptbegriffe des Satzes hervorhebende Variation eines aus mehreren Worten bestehenden Ausdrucks reicher und feiner ausgebildet als im Altindischen. Er sucht die Erscheinungen auch seelisch zu begründen und bringt „die Variation“ „mit der leidenschaftlichen Kampfstimmung der urgermanischen Zeit in Verbindung“ (s. S. 48 ff.).

der alliterierende Anlaut. Noch heute hat unsere Sprache solche alliterierenden Formeln bewahrt (Feuer und Flamme, Haus und Hof, Leib und Leben, Lust und Liebe, Nacht und Nebel, Stod und Stein, Wunsch und Wille). Durch diese Form, die man leicht überall anwandte und „die sich dem Gedächtnis leicht und dauernd einprägte“ (Dahn), erhielt auch die germanische Rechtsprache einen poetischen Charakter, der sich aber überhaupt in der Redeweise des Germanen gezeigt haben mag.

Das Feierliche der Sprache wird durch ihre damals noch vorhandene Formenfülle — wieder eine allgemeine Erscheinung — wesentlich gefördert sein, ebenso durch das einfache Aneinanderreihen der Sätze. Die Sprache trug noch durchaus ursprünglichen Charakter, Klang übrigens, da die erste Lautverschiebung durchgeführt war, den Römern (Pomponius Mela) hart und unangenehm. Auf die sprachlichen Erscheinungen, die eine kräftige Entwicklung und geistige Regsamkeit beweisen, wie jene (erste) Lautverschiebung und den Ablaut, gehen wir hier nicht ein. Auch das Herausarbeiten des Wesentlichen, des Sinnes, wie es sich in der Betonung der Wurzel zeigt<sup>1)</sup>, darf als charakteristisch gelten.

Es ist naturgemäß wenig, was sich so über das geistige Leben der Germanen sagen läßt. Wirkliche Denkarbeit liegt solchen Stufen fern: der Geist bewegt sich mehr im leichten Flug der Phantasie. Man könnte noch einige eigenartige Züge anführen, wie den, daß die Germanen die Zeit nach Nächten rechneten, was Dahn mit der Wichtigkeit der Mondphasen als periodisches Zeitmaß, etwa für die Volksversammlungen, zusammenbringt, eine Erscheinung, deren Nachwirkung sich z. B. in dem Wunsch am Schlusse mittelalterlicher Briefe: „Hiemit viel guter Nacht“ zeigt. Wichtiger ist die Frage, ob man die gesamte geistige Haltung des germanischen Menschen auf einen bestimmten Begriff bringen kann. Inbessen ist die Lamprechtsche Annahme eines symbolischen Zeitalters abzulehnen; man wird auch die eigentlichen Belege für diese Neigung zum Symbolischen erst viel später, bei dem Deutschen des Mittelalters, finden. Am stärksten zeigt sich ein symbolischer Charakter im Rechtsleben, bei dem man in naiver Form, anknüpfend an alltägliche Handlungen, alle Vorgänge mit plastischen Darstellungen begleitet. Bei den späteren Sachsen sprechen z. B. die Finger bei

1) Vgl. auch dazu Heinzel a. a. O. S. 51 (Leidenschaft als voraussetzende Seelenstimmung, nach Scherer).

Rechtsgeschäften mit. Solche einfache Symbolik zeigt auch die Übergabe eines Stabes, eines Halmes bei diesen Geschäften. Die vielseitige symbolische Rolle des Haares ferner ist ein sehr natürlicher Zug und findet sich auch sonst bei Indogermanen. Das Haar ist Freiheits- und Ehrenzeichen. Geschorenes Haupthaar zeigt den Unfreien an. Der Ehebrecherin wird das Haar abgeschnitten.

Besonders schwer dürfte es sein, „symbolische Empfindung“ in den primitiven Kunstübungen der Germanen nachzuweisen. Kunstgefühl zeigt sich bei den Germanen nur im Ornament. Denn worin sich sonst der Kunstcharakter zu bewähren pflegt, das war noch alles, wie etwa das Bauwesen, primitive Technik. Das Ornament aber ist noch überaus einfach und arbeitet mit Punkten, Strichen, namentlich mit geraden Linien, später auch mit gewellten, gezackten Linien (Büßack, Treppenornament), Kreisen, Drei- und Vieredeln usw. Aus der überaus wechselnden Verflechtung solcher einfachen Motive entstehen nun ganz eigenartige Muster. In der Regel hat man bisher die geometrische Ornamentik etwa der frühen Tongefäße auf ein spielerisch sich bewährendes Schönheitsgefühl zurückgeführt. Wie wir im letzten Kapitel sehen werden, ist aber wahrscheinlich die Verzierung jener Tongefäße, in Nordwestdeutschland wenigstens, wie ihre Form durch den Zusammenhang mit der Korbflechterei, also durch eine rein praktische Entwicklung, bedingt. Gleichwohl hängt die Ornamentierung von Töpfen, von Metallgeräten — letztere lehnte sich z. B. an die Formen der uralten Holzschnittverzierung an —, diese selbst, die die Balken und Ständer der Häuser namentlich der principes bedeckte, mit einem natürlichen Triebe zu schönerer Gestaltung der Dinge zusammen. Dieser Trieb tritt überall sehr früh auf; selbst ganz rohe Völker verzieren wohl ihre Boote oder ihre Hütten. Es ist von neueren Forschern als stehendes Kriterium der unvollkommenen und komplizierten Arbeit der Naturvölker gerade der „ausgesprochen künstlerische Charakter aller ihrer Produkte“ öfter hervorgehoben. Man hat Zeit, und wie man viel Arbeit auf den Schmuck des Körpers verwendet, so auch auf die Gegenstände, die man fertigt, die wegen der Schwierigkeit ihrer Herstellung dann auch zum Individuum gehören, „Stücke der Person“ sind<sup>1)</sup>. Natürlich unternahm man auch, die hier importierter fremder Stücke nachzuahmen. Daß der Germane dies

1) Bücher, Arbeit und Rhythmus, 2. Aufl., S. 15 f.

nur mit den einfachsten Motiven versuchen konnte, ist klar: was er aber hinzutat, die wechselnde Verknüpfung dieser Motive, das war Eigenart und Bewährung innerer Kräfte.

## V. Kapitel. Soziale Zustände.

Gar vieles von dem, was bisher über den germanischen Menschen gesagt wurde, teilt er mit anderen Völkern gleichartiger Stufe. Ähnliches wird sich ergeben, wenn wir sein soziales Leben betrachten. Es geschieht dies durchaus nicht mit dem Anspruch, die für dieses Gebiet so zahlreichen und mit besonderer Vorliebe behandelten Streitfragen lösen zu wollen. Nur der Meinung darf Ausdruck gegeben werden, daß auf diesem Gebiet die Sucht zu konstruieren und zu systematisieren besonders vom Übel gewesen ist. Das Unsystematische vielmehr erscheint auch hier fast als das Charakteristische. Man kann aus entwickelten Zuständen doch nur in ganz beschränktem Maße auf die früheren einfachen Verhältnisse schließen.

Der geschilderten Art des germanischen Menschen entspricht eine, bald schärfer, bald weniger scharf ausgeprägte Loderheit der sozialen Verhältnisse. Lodere Formen zeigt die Ehe, lodere Formen der Verband der Sippe, das Gefüge des Staates, soweit man von einem solchen sprechen kann.

Das Schwankende mancher Verhältnisse ist freilich zum Teil Folge der Unentwickeltheit, der Mischung ältester und jüngerer Züge. Mit Unrecht hat man allerdings solche Mischung in den Familienzuständen der Germanen zu entdecken gemeint. Jenes bei einigen Naturvölkern bestehende, aber auch durch Nachrichten aus dem Altertum für Völker der Vergangenheit erwiesene „Mutterrecht“, ein Zustand also, in dem nicht der Vater, sondern die Mutter das Bestimmende für den Familienzusammenhang ist, soll auch bei den Germanen noch seine deutlichen Spuren hinterlassen haben, so vor allem in jenem Ansehen des weiblichen Geschlechts, so in der Ehrenstellung des Oheims mütterlicherseits, in der Wahl von Jungfrauen als besonders wertvoller Geiseln, so auch in späteren Zügen, wie in der „Gerade“, der spezifischen Habe der Frau, weiter in gewissen erbrechtlichen Bestimmungen der Lex salica und dem Rechtsfaß der frühmerowingischen Zeit, daß das Kind dem Stande der Mutter

folgt. Zunächst ist schon durch nichts bewiesen, daß das Stadium des Mutterrechts notwendig ein älteres ist, wonach dann die erwähnten Züge als Residua anzusehen wären: vielmehr finden sich gerade bei den kulturell tieffstehenden Völkern der Gegenwart keine „mutterrechtlichen“ Zustände. Weiter ist aber auch die Beweisraft jener Züge für die Existenz eines Mutterrechts überhaupt mit guten Gründen angefochten worden. Ebensovienig ist für die „Indogermanen“ eine mutterrechtliche Periode erweisbar<sup>1)</sup>. Die germanische Familie beruhte seit Urzeiten vielmehr auf der auch bei anderen jugendlichen Völkern wiederkehrenden strengen und festen Herrschaft des Mannes, des Vaters, und auch die von Tacitus berichtete alte Stammes Sage knüpft naturgemäß an einen Stammvater an. Diese Herrschaft ist ursprünglich wohl eine schärfere gewesen, als sie in historischer Zeit erscheint: die Frau war ursprünglich ebenso bloße Sache wie die Knechte und das Vieh. In historischer Zeit hat der Mann nur die „Munt“ über die Frau, der ihre Sippe doch schützend zur Seite steht. Er ist nicht mehr ihr Gewaltherr, sondern ihr Vertreter. Aber der Hausherr vertritt sie wie die übrige Familie in jeder Beziehung: für den Staat existiert nur er. Ebenso ist die strenge Verfügungsgewalt über die Kinder in historischer Zeit schon gemildert, das Tötungs- und Aussetzungrecht eingeschränkt. Die Aussetzung, namentlich von Mädchen, (meist aus Not) bestand freilich noch lange.

Ein wirkliches Überbleibsel aus älterer Zeit ist aber die neben der Einzellehe vorkommende, den Naturvölkern eigene Polygamie, wie denn überhaupt der Übergang von dieser zu jener, aus wirtschaftlichen und anderen Gründen hervorgerufen, sich nur langsam vollzieht. Wenn Tacitus eine spärliche Vielweiberei nur als Vorrecht des „Adels“ fortbestehen läßt, so gilt das nicht für alle germanischen Stämme. Die Nordgermanen z. B. haben noch lange Vielweiberei gehabt, wie Adam von Bremen für die Schweden bestätigt. Die Bekämpfung der Vielweiberei geht nach den nordischen Quellen von den Frauen aus. Die Taciteische Angabe von der Vielweiberei der Vornehmen stimmt im übrigen noch für die merowingische Zeit. — Auf ein anderes Überbleibsel könnten

1) Vgl. f. d. Nichtexistenz d. Mutterrechts bei den Indogermanen B. Delbrück, Das Mutterrecht bei den Indogermanen (Preuß. Jahrbücher 79, S. 14 ff.) und Schrader a. a. D. S. 564 ff.; für die Germanen noch Schröder a. a. D. S. 64 f. u. 71. Auch Hildebrand erklärt sich dagegen; vgl. dazu Nachsahl a. a. D. S. 21.

gewisse Spuren der Raubehe hinweisen, vorausgesetzt, daß diese als ein der Kaufehe vorhergehendes Stadium überhaupt anzusehen wäre<sup>1)</sup>. Der Frauenraub<sup>2)</sup>, wiederum kein eigentümlich germanischer Zug (Raub der Sabinerinnen), ist zwar noch später genugsam belegt und ein sehr beliebter Vorwurf der nordischen Dichtungen und Sagen, ebenso auch der deutschen, wie der Gudrun und der Nibelungen; er färbt auch das ritterliche Leben romantisch: er wird indessen immer als Rechtsbruch aufgefaßt. Seine Folgen sind erbitterte Fehden, wie überall, wo Frauenraub vorkommt. Es war eine Form namentlich, um sich aus fremden Stämmen Frauen zu verschaffen. Eine zu Recht bestehende Form war die Entführung sonst keinesfalls, sondern sehr bald ein schwer bestraftes, später sogar mit dem Tode zu sühnendes Verbrechen, das bei den Germanen noch aus der auf solchen Stufen herrschenden naiven Raublust erklärlich ist, aber, wie seine Behandlung in den Volksrechten zeigt, noch lange recht häufig vorkam. Frauenraub führte aber zu einer wirklichen Ehe nur dann, wenn die Entführte nicht zu ihrer Familie zurück wollte. Hat man die Raubehe als feste Form der Eheschließung angenommen — auch spätere Hochzeitsbräuche, z. B. das Wettlaufen von Braut und Bräutigam und das Fangen der Braut nach der Trauung sowie die Hochzeitsbenennung bräutlauf werden als Beweise herangezogen —, so hat man auch die wirklich bestehende Form der Kaufehe aus jener abzuleiten gesucht. Man hat den dabei zu erlegenden Kaufpreis als ursprünglich durch gütliche Übereinkunft herbeigeführte Abfindung und Sühne aufgefaßt, die dann zur Hauptsache, wie der Raub zur Form, zum Hochzeitsbrauch, wurde und dem Ganzen das Ansehen eines Kaufes gab, eine Entwicklung, die wieder sehr einleuchtend klingt, aber doch schwerlich richtig ist. Innerhalb der Kaufehe kann man aber sehr wohl eine ältere und eine jüngere Auffassung unterscheiden. Anfänglich wurde die Person der Braut direkt gekauft<sup>3)</sup>, die von Tacitus<sup>4)</sup> erwähnten Geschenke an die Braut (d. h. wohl an die Familie), die Rinder, das Pferd und die Waffen, waren der „Kaufpreis“. Die Frau bleibt nachher für den Mann eine Sache, die er unter Umständen wieder verkauft. In Notfällen ist dieses Recht tatsächlich

1) Vgl. Schrader a. a. D. S. 652 f. und Schröder a. a. D. S. 69.

2) Vgl. Weinhold a. a. D. I<sup>3</sup>, S. 278 ff.

3) Vgl. Weinhold a. a. D. I<sup>3</sup>, S. 291 ff. — Seeck a. a. D. S. 478. — Schrader a. a. D. S. 109 f.

4) Germ. 18.

geübt worden, und Spuren davon finden sich noch im 13. Jahrhundert. Nordische Quellen lassen den Gatten auch die Frau ver-  
schenken. Ein anderer für die Auffassung der Frau als Sache  
sprechender Brauch, nach dem die Frau ebenso wie die Knechte,  
Hunde oder Pferde dem Mann in den Tod folgt, ist bei Tacitus  
schon nicht mehr erwähnt und scheint nur noch bei Nordgermanen  
und wenigen anderen Stämmen wie den Herulern bestanden zu  
haben. Die jüngere Auffassung sodann, die der historischen Zeit,  
läßt die Kaufehe als „Muntehe“ erscheinen: der Bräutigam erwirbt  
durch den Mahlschaz die Muntgewalt über die Braut und die Ab-  
lösung von der Schutzgewalt ihres Geschlechts. Freilich blieb auch  
hier die Braut bloßes Objekt. Der Bräutigam schließt einen förm-  
lichen Vertrag mit dem Vater der Braut oder nach dessen Tode  
mit dem als berechtigter Muntwalt eingetretenen Verwandten unter  
dem Beistand der beiderseitigen Sippen: es ist überhaupt ein Ver-  
trag der Sippen. Früh scheint aber, allgemein wohl erst später  
unter dem Einfluß der Kirche, eine Zustimmung des Mädchens  
als notwendig empfunden worden zu sein. Die noch sehr lange  
überall üblichen Eheverhandlungen sind im übrigen nichts als die  
alten Verhandlungen über die Höhe des Kaufpreises. Nach dem  
Vertrag folgte die schon eine rechtliche Bindung darstellende Ver-  
lobung, später die Übergabe und Heimführung, alles aber als ein  
Akt aufzufassen. So hat die Eheschließung in historischer Zeit im  
allgemeinen eine regelmäßige Form. Daß man sich aber nicht  
immer an diese band, haben wir oben gesehen. Insbesondere wird  
auch das bloße Zusammenleben oft vorgekommen sein.

Dieses Schwankende, Fließende der rechtlichen Verhältnisse zeigt  
sich nun weiter in der Stellung der Frau selbst. Erschien sie  
anfangs als reiner Besitzgegenstand, so durfte sie doch nicht, wie dies  
bei den Knechten möglich war, von ihrem Manne getötet werden.  
Sie war nicht rechtlos, aber auch nie rechts selbständig. Sie stand  
nicht „unter dem Gesetz“, wie Tacitus sagt. Wenn der Knabe  
schließlich der Munt seines Vaters entwuchs, so blieb das Mädchen  
immer unter derselben, obwohl sie nach ihrer Mannbarkeit freier  
gestellt wurde; verheiratete sie sich aber, so kam sie nur in eine  
neue Munt, die ihres Mannes. Innerhalb dieser Munt mag nun  
das Weib nach Umständen eine freiere Stellung gehabt haben.  
Die Stellung im öffentlichen Recht war ebenfalls hie und da eine  
bessere; gewisse Emanzipationen von der Munt kommen vor. Wenn  
aber die rechtlichen Verhältnisse unklar blieben, tatsächlich wird das

Weib innerhalb des Hauses oft recht viel gegolten haben. Die oben (S. 58 f.) geschilderte allgemeine Achtung vor dem weiblichen Geschlecht trug dazu jedenfalls bei. Doch scheint hier und da die verheiratete Frau eine mindere Wertschätzung als die Jungfrau genossen zu haben. Allmählich ergab sich schon rein wirtschaftlich eine Hebung der Stellung der Frau. Andererseits wirkte die frühere Zugehörigkeit zu ihrem Geschlecht in der Urzeit, die eben das Weib ursprünglich nur als Sache auffaßte, stärker nach als später, und gerade die Stellung des Mannes als Herr scheint jenes engere sittlich-gemüthliche Verhältnis zwischen den Gatten mindestens erschwert zu haben. So kommt es, daß selbst noch später die Gattenliebe nicht immer der Geschwisterliebe vorangesetzt wird.

Den Geschlechtsverband der Sippe ist man von vornherein geneigt als ein überaus festes Band anzusehen. Hier vor allem liegt das, was man die Gebundenheit des germanischen Menschen wie sonstiger Naturmenschen nennen könnte. Die Sippe, auf niedrigerer Stufe schon ein Verteidigungs- und Kriegsverband, war für den aderbauenden Germanen auch der Wirtschafts- und Siedelungsverband, blieb der Heeres- und der Rechtsverband. Ein Eigentum gab es in gewissem Sinne nur durch die Sippe. Was der einzelne Böses tat, wurde angesehen, als ob es das Geschlecht getan hätte. Seine Freundschaften und Feindschaften schienen durch das Geschlecht diktiert zu werden. Vor Gericht standen nicht Kläger und Angeklagter, sondern Sippe wider Sippe. Daß jemand dieses mächtigen Bandes sich hätte entäußern können, scheint unmöglich. Gleichwohl ist es häufig genug dazu gekommen. Die Sippe war vor dem Staate die erste Friedensgemeinschaft gewesen, aber so wenig wie im Staate ist der Friede in ihr immer gewahrt worden. Die schärfsten Streitigkeiten haben sich eben innerhalb der Sippe erhoben<sup>1)</sup>. Nahe Verwandte standen sich im öffentlichen Leben als Parteihäupter gegenüber. Auch Habgier und Egoismus spielten eine Rolle. Das Verlassen von Stamm und Heimat, von dem wir noch hören werden, der Übertritt zum Feinde waren oft nur Folge des Lossagens von der Sippe. Auch dieses Band fesselte also den Germanen nicht unlöslich. Jenes Lossagen ist später (vgl. S. 100 f.) zum förmlichen Rechtsakt geworden.

Weit größere Lockerheit noch zeigt endlich das Gefüge des Staates. Nur die Anfänge einer staatlichen Macht sind vorhanden: die Ge-

1) Tacitus, Hist. IV, 70: ut ferme acerrima proximorum odia sunt.



schlechterverfassung ragt noch in hohem Maße in das gesamte Leben hinein. Schon die Einzelfamilie bildet mit ihrer starken Gewalt des Familienhauptes einen Staat für sich. Die Allgemeinheit konnte sich nur an den Vater halten, der ihr gegenüber alle Hausgenossen vertrat und für sie haftbar war. Charakteristisch aber ist, daß eben jener weitere Verband der Sippe noch eine hervorragende Bedeutung bewahrte. Er war Träger von Aufgaben und Pflichten, die später dem Staate gebühren. Die Sippe stellte, wie erwähnt, als natürlichster Verband auch die Wirtschaftsgemeinschaft dar; sie war der Träger der Bodenkultur; die gemeinschaftlichen Siedelungen, die Dörfer, sind Sippen-siedelungen — die Dorfnamen und ebenso das Überwiegen eines bestimmten Geschlechtsnamens beweisen das zum Teil auch für eine spätere Zeit; insbesondere hat sich bei den Friesen und Sachsen die Dorfsippe noch lange gehalten. Die Sippe sorgte sodann für den Lebensschutz des einzelnen. Wie dieser ferner in seinem sittlichen Gebaren und seinen kleinen Interessen an der Sippe Halt fand, so war sie vor allem auf dem wichtigsten Gebiet öffentlichen Lebens, dem des Rechts, ein maßgebender Faktor. Aus der Zeit, da Familie und Staat sich noch deckten, das Geschlecht die erste Friedensgemeinschaft<sup>1)</sup> (sibja bedeutet Friede und Geschlecht) war, blieben auch in der Zeit völkerschaftlichen Lebens starke Reste bestehen. Vor allem die auf niedriger Stufe so häufigen, moralisch, wie schon erwähnt, nicht befleckenden Totschläge, aber auch Verbrechen wie die Schändung waren noch ganz der Verfolgung durch die Sippe, deren Friede dadurch gestört war, überlassen. Die bei Völkern entsprechender Kulturstufe sich überall findende Blutrache ist auch von den Germanen geübt worden, ja sie hat sich in ursprünglicher gebliebenen ländlichen Bezirken bis ins tiefe Mittelalter und darüber hinaus erhalten. Daraus, daß die Familie des Ermordeten die ganze Familie des Täters verfolgte, konnten sich endlose Fehden zwischen den Geschlechtern entwickeln, zumal jeder neue Mord wieder gerächt werden mußte. Aber solch ein volkzerrüttender Zustand, der ja bei einigen leidenschaftlichen Völkern

1) „Alles Germanenrecht ist Genossenrecht, alles Germanengericht Genossengericht, d. h. Recht (die vernünftige Friedensordnung der äußeren Verhältnisse einer Menschengenossenschaft) ist, was diese Lebensgenossen für recht, für rechtsnotwendig halten zur Aufrechthaltung des ‚Friedens‘, d. h. des Inbegriffs der vom Recht anerkannten und geschützten Verhältnisse.“ Dahm, Die Germanen S. 44.

noch heute besteht, scheint doch von den Germanen früh in seiner Verderblichkeit erkannt worden zu sein, und nachdem man zunächst die gebotene Rache auf den Täter selbst oder wenigstens auf einen kleineren Verwandtenkreis beschränkt hatte, ist allmählich auch an Stelle des rächenden Totschlags die Sühne durch Zahlung einer Buße getreten — ein bei anderen Völkern nicht vorkommender und vielleicht aus egoistischem, habstüchtigem Sinn zu erklärender Zug. Aber, charakteristisch genug, diese Sühne ward nicht etwa durch den Staat zustande gebracht, sondern war Privatsache der Sippen. Der Mörder mußte sich demütig zur Buße (Wergeld) — ursprünglich Vieh — erbieten. Ging die geschädigte Familie darauf ein, so wurde ein Abkommen über die Höhe der Buße getroffen; außerdem wurde der Täter freilich durch zeitweilige Verbannung gestraft. Die Sippe desselben aber kam meist für die Buße auf. Ganz natürlich, da die Ablösung im Interesse jedes Sippengenossen lag; denn durch die Racheberechtigung drohte jedem Gefahr. Umgekehrt empfing die ganze Sippe des Geschädigten das Wergeld. Auch diese Form machte also ein staatliches Verfahren entbehrlich, und erst später entwickelte sich eine Ladung des Mörders vor Gericht und ein Zusprechen der Buße durch dieses, wodurch freilich die Möglichkeit der Blutrache keineswegs ganz beseitigt war. Wie weit die Privatrage der Familie bestehen blieb, wie weit die Buße in weniger schweren Fällen schon mehr obligatorisch war, ist bei den Stämmen nach ihrer Entwicklung sicherlich verschieden gewesen. Auf Festsetzung der Höhe der Buße durch den Staat könnten übrigens die Worte des Tacitus<sup>1)</sup>: „eine bestimmte Anzahl von Groß- und Kleinvieh usw.“ schließen lassen<sup>2)</sup>. Indessen beschränkte sich die Selbsthilfe keineswegs auf die Verfolgung von Mord, Totschlag und schweren Verbrechen. Auch die kleineren Schädigungen, z. B. der Diebstahl, wurden durch den Betroffenen wohl selbst gerächt, indem er sich durch Pfändung schadlos hielt. Gerade bei den kleineren, zur Fehde nicht genügenden Sachen mag zuerst die Sühne durch Zahlung sich ergeben haben. — Tritt bei dieser unmittelbaren Schadloshaltung mehr der einzelne hervor, so zeigt sich wieder der volle Einfluß der Sippe in dem noch un- ausgebildeten Gerichtsverfahren. Hier stand einfach Sippe gegen Sippe: die öffentliche Gewalt, der Richter, handelte dabei kaum<sup>3)</sup>.

1) Germ. 21. 2) Schrader a. a. D. S. 100.

3) Vgl. unten S. 93 f.

Er legte nur einer Partei den Eid mit einer bestimmten Zahl Eideshelfer auf. Die Partei, der der Beweis zugeschoben war, entschied die Sache. Die Sippengenossen waren die Eideshelfer. Das Mittel, nicht durch eine mächtige Sippe erdrückt zu werden, war nur der Zweikampf mit dem Gegner, also wieder ein Akt der Selbsthilfe. Er bedeutete die Durchbrechung des Formalismus der Genossenschaft durch das Prinzip der so geschätzten Mannestüchtigkeit und war ursprünglich weder Beweis noch Gottesurteil. Daß nun andererseits doch auch staatliche Macht sich durchgesetzt hatte, wird noch ausgeführt werden. Auch im rechtlichen Leben zeigt sich das: ein reiches, poetisches, freilich umständliches Formen- und Formelwesen hatte sich entwickelt, aber es war unerbittlich, und seine Hüter waren eben das Gericht, die Gemeinde. Wer seiner Macht widerstrebte, wurde „friedlos“. Von öffentlichen Bußen wird noch die Rede sein. — Endlich bewahrte die Sippe ihre althergebrachte Bedeutung im Heerwesen. Nach Tacitus gliederten sich die Heeresabteilungen nach Familien und Verwandtschaften, was ganz der gemeinschaftlichen Siedelung der Sippen entspricht. Die unentwickelte Taktik der Germanen stand einer solchen Heeresordnung nicht im Wege. Wie weit militärisch daneben die sogleich (S. 89) zu besprechende äußere Gliederung nach Hundertschaften und wohl auch Tausendschaften (die Cäsar für die Sueven nennt, und die sich auch bei den Goten finden) einherging, erscheint nicht recht klar. Man hat darin ein der Geschlechterverfassung widerstrebendes Element erkennen wollen.

Überhaupt hat nun doch eine wirkliche Emanzipation des Staates von jener begonnen. Die Familie war kein Organ des Staates: die Volksgemeinde bestand nicht aus Familienvertretern, sondern aus den einzelnen Freien. Wer in die Gemeinde trat, trat damit, wie Tacitus bestätigt, aus dem Bann der Familie heraus. Wer zur Versammlung oder zum Heereszug nicht erschien, den strafte der Staat. Die „Häuptlinge“ endlich des Volkes waren nicht „Geschlechtshäupter“, was für eine vorgeschichtliche Periode vielleicht gelten mag, sondern eine Art sich auch sonst findender lockerer Aristokratie (vgl. S. 98). Aber dieser Staat war, wie betont, doch kein festes Gebilde; am allerwenigsten war er das Band, das die einzelnen Volksgenossen zusammenhielt. Staatliche Gebilde zogen sich bei den Germanen willkürlich zusammen; sie zerfielen und zersplitterten wieder ebenso, oft sogar wieder in die Teile ursprünglichen Charakters, in die Familien. Aus Landnot,

aus Habgier, infolge innerer Zwistigkeiten splitterten Teile ab, gründeten draußen einen neuen Staat oder schlossen sich mit Teilen anderer, auch ganz fremder Stämme wieder zusammen. Aber auch ohne räumliche Trennung fielen die Stämme auseinander, vielleicht infolge besonderer Bevorzugung eines Lokalkults. Der geschlossene Staat der Sueven ist z. B. später zu einer Masse einzelner Staaten geworden. Wenn sich dann bald wieder Verfassungsformen bildeten, so beweist dies einerseits, daß diese nur sehr loser und unentwickelter Natur sein konnten: gerade dies hat man meist verkannt. Es ergibt sich andererseits, daß die Verfassungsformen durchaus nicht einheitlich für alle germanischen Stämme gelten können. Nur ein Institut war überall die Grundlage: die souveräne Volksgemeinde, die aus allen wehrfähigen Freien bestand, die also, wenn sie beisammen war, dem Heer entsprach, aber zugleich alle Freien durch die Dingspflicht zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten und zum Gerichte vereinigte. Sie war zunächst die Schützerin der ersten Vorbedingung einer Gemeinschaft, des Friedens. Diese Aufgabe, einst auf die Sippe beschränkt, aber nach außen hin durch die Blutrache fortwährend erschwert, galt es vor allem mittels der Form des Gerichts zu lösen. Das konnte zweckmäßig nur in einer kleineren Versammlung geschehen, und so fiel diese Seite auch wesentlich den Versammlungen der Hundertschaft oder auch des Gaus zu, während die große Versammlung der Freien der gesamten Völkerschaft wohl über Verrat oder Feigheit und große Friedensbrüche urteilen mochte, im übrigen aber sich auf die Wahl der Richter, d. h. der Vorsteher der Gaue, beschränkte. Jene Hundertschaften, deren Gliederzahl sich keineswegs gerade auf hundert belief, die überhaupt nicht schablonenmäßig bestimmte Abteilungen sind, könnten wohl militärischen Ursprung haben, indem sie mehrere Sippen zu den notwendigen größeren Einheiten zusammenfaßten: aber diese Verbände waren naturgemäß zugleich Volksabteilungen, gerade wie die Volksversammlung selbst dem zusammengesetzten Heer entsprach. Ebenso bildeten sie die natürlichen Gerichtsverbände. Man darf auch für die Urzeit bereits Führer solcher Verbände, wie sie später bezeugt sind, annehmen. Dagegen waren diese rein persönlich verbundenen Hundertschaften nicht die Grundlage einer örtlichen Wohngemeinschaft. Gleichartig abgegrenzte Unterbezirke der Völkerschaft, der civitas, hat es überhaupt nicht gegeben: der Begriff Gau, der diesen Unterbezirk bezeichnet, geht auf ganz verschiedenartige Gebiete und ist wieder

durchaus schwankend<sup>1)</sup>. Vielleicht bezeichnet das Wort, das im späteren Mittelalter und in einzelnen Gegenden bis zur Gegenwart das Land im Gegensatz zur Stadt, auch das flache (bebaute) Land im Gegensatz zum Gebirge bedeutet, ursprünglich das bebaute, bewohnte Land (im Gegensatz zum Wildland), würde also gut mit den (S. 8 f.) erwähnten Kulturstrichen zusammenhängen können. Gau ist einfach der Siedlungsbezirk und umfaßt unter Umständen die ganze Völkerschaft, meist aber nur größere oder kleinere Teile derselben. Gau (pagus) könnte daher auch dem vicus gleich sein, wie beide auch Tacitus gleichzusetzen scheint. Jedenfalls bildeten diese Gaue, mochten sie groß oder klein sein, die eigentlichen örtlichen Verbände, an deren Spitze ein princeps stand. Er wurde von der großen Volksversammlung gewählt und hatte vor allem die Rechtspflege in Händen, welcher er innerhalb eines größeren Gaus auch für die verschiedenen Hundertschaften (Gerichtsgemeinden) an deren Thingstätten oblag. Die in ihrer Entwicklung flüssigen Gaue sind nun die eigentliche Grundlage des öffentlichen Lebens. Gegenüber dem lockeren, namentlich durch den Kult zusammengehaltenen Völkerschaftsverband bilden sie, die fast souverän sind, sich auch aus dem Ganzen lösen oder sich gegenseitig befehlen können, den festeren Verband, auf den noch der Begriff „Staat“ angewandt werden könnte; gegenüber der großen Volksversammlung, die über Krieg und Frieden oder Bündnisse entschied und große Opfer vollziehen sah, pflegt, wie erwähnt, die Gauversammlung, die übrigens auch für sich über kriegerische Auszüge entschied, bzw. die Hundertschaftsversammlung das eigentliche öffentliche wie das Gerichtsleben, wenigstens bei großen Völkerschaften, bei denen sich der Schwerpunkt von selbst mehr in die einzelnen Gaue legte.

Schon oben<sup>2)</sup> wurde hervorgehoben, wie auch in der Gerichtsgewalt der Gemeinde die Anfänge staatlichen Lebens sich bereits schärfer geltend machten. Freilich nur die schwersten Verbrechen

1) Vgl. über Hundertschaft, Gau usw. noch v. Amira im Grundriß d. germ. Philol. III<sup>2</sup>, S. 122 f., Schröder a. a. D. S. 18 ff., Seeck a. a. D. S. 470 f. Vgl. andererseits zur Verteidigung der älteren Waischen Theorie von der Identität von Gau und Hundertschaft Raichsahl a. a. D. S. 197 ff. — Die folgende Vermutung über den Gau ist neu.

2) Vgl. S. 88. Über das germanische Rechtsleben überhaupt vgl. außer J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 3. Ausg., Göttingen 1881: R. Schröder a. a. D. — H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I<sup>2</sup>. II. Leipzig 1892/1906. — R. v. Amira, Recht, im Grundriß der germanischen Philologie III<sup>2</sup>, S. 51 ff.

und die gegen die Gemeinde selbst waren der Privatverfolgung entzogen, aber schon hierdurch zeichnet sich die germanische Entwicklung vor der Frühzeit anderer Völker aus. Es gab also auch im Rechtsleben ein Eingreifen der Gesamtheit. Die Verfolgung eines Vergehens war doch nicht mehr ausschließlich an die Sippe gebunden, wenn auch das „staatliche“ Verfahren sich eigentlich immer noch in ihren Dienst stellte. Von jenen gegen die Gesamtheit gerichteten Fällen abgesehen, bleibt das Vergehen immer noch Privatsache, die nicht ohne weiteres die Gesamtheit angeht, diese also nicht ohne weiteres eingreifen läßt.

Die bloße Vermittlerrolle des Gerichts entspricht dem unentwickeltesten Zustand der Rechtsanschauungen selbst. Der demokratische Charakter zeigt sich auch hier, indem das souveräne Volk Träger der Gerichtsgewalt, aber zugleich Träger und Schöpfer des Rechts selbst ist. Ebenso ist wieder die Vorkerheit und Unfertigkeit des Rechtslebens zu betonen. War das Recht selbst noch etwas Flüssiges, so gab es aber doch schon ein wirkliches Recht. Man entscheidet nicht nach Willkür, nicht nach Billigkeit, sondern nach uralter Tradition und Praxis. Das Herkommen gibt dem Recht schon eine gewisse Unantastbarkeit, wie überhaupt nach Tacitus bei den Germanen gute Sitten mehr galten als anderswo gute Gesetze. Freilich stellte die Entwicklung Ansprüche an die Weiterbildung. Hier trat nun die rechtsschaffende Kraft des Volks lebendig hervor, indem freilich zur Interpretation älterer Gewohnheiten oder zur (nicht prägnant zu denkenden) Festsetzung eines neuen Weistums, um diesen Ausdruck schon anzuwenden, naturgemäß nur die Alten und Erfahrenen schritten. Aber immerhin waren die Neuentscheidung wie die Anwendung älterer Praxis nicht zwingend: noch ist das Recht werdendes Recht. Jeder kann ein Urteil „schelten“, seine Meinung an die Stelle derjenigen anderer setzen. Die Rechtsschöpfung wie die Rechtskunde sind noch Volksache, weil alles unfertig ist. Solche lebendige Rechtsbildung geht natürlich nie ins Allgemeine, immer ins Besondere: es zeigt sich von Anfang an ein Zug zum Sonderrecht selbst für die kleinsten Kreise. Dar- aus wie aus jener Flüssigkeit ergibt sich, daß wir über das Recht selbst Eingehenderes kaum zu sagen vermögen. Die antiken Berichte lassen uns trotz einzelner Nachrichten schon deshalb im Stich, weil ihre Verfasser immer das Rechtsleben eines Kulturvolks im Auge haben und sich ohne Mißverständnisse nicht in den unentwickeltesten Zustand des germanischen Rechts zu finden vermögen. Aber auch

die im Gegensatz zu früheren Versuchen neuerdings mit Kritik und Methode unternommene Erschließung eines Urrechts aus der Vergleichung der späteren Volksrechte, des westgotischen, burgundischen, langobardischen und der innerdeutschen, insbesondere ferner des skandinavischen Rechts, das freilich trotz ursprünglicheren Charakters den Stempel einer Jahrhunderte weiteren Entwicklung trägt, kann nicht rechte Sicherheit gewähren. Auf die so etwa zu rekonstruierenden privatrechtlichen Anschauungen der Germanen ist hier nicht näher einzugehen. Ohne besondere Eigenart ist das Erbrecht; es wird ursprünglich ganz von dem Sippengedanken beherrscht. Die „Großfamilie“ bleibt als Hausgemeinschaft bestehen. Von einer Erbteilung ist keine Rede. Der älteste Sohn tritt an Stelle des Vaters an die Spitze<sup>1)</sup>. Mit dem Zurücktreten der „Großfamilie“ vor der Sonderfamilie und der Ausbildung des Sondereigentums (s. S. 45 f.) tritt die gleichmäßige Erbteilung an die Kinder ein. Doch ist es fraglich, ob das Erbrecht in unserer Zeit für den Grundbesitz bereits durchgedrungen ist und sich nicht auf das Vieh, Waffen und die sonstige Habe beschränkt. Nach Tacitus ist ferner für die Lenkterer und auch sonst wohl für einige Stämme schon früh eine abgestufte Erbfolge der Söhne anzunehmen, ein Recht der Erstgeburt, bzw. eine Art Majorat. Manche nehmen übrigens von Anfang an die freie Erbteilung auch des Grundbesitzes an. Daß es keine durch die öffentliche Macht geregelte Erbform, daß es, wie Tacitus als Römer hervorhebt, auch keine Testamente gab, ist klar. Frauen konnten nicht erben.

Was nun das Eingreifen des „Staates“, der Gesamtheit, in die Rechtspflege anlangt, so gab er wenigstens die Organe und die Organisation her. Dies waren die Volksversammlungen, d. h. insbesondere die Versammlung der Hundertschaft, zu der die Dingpflicht die Freien zwang. Volks- und Gerichtsversammlung decken sich auch in der Benennung: thing, mahal. Zur Leitung des Verfahrens gab es jene Richter, welche die große Versammlung für die einzelnen Bezirke aus den principes wählte. Auf eigenen Antrieb griff die Organisation, und hier zwar die große Volksversammlung, nur in besonderen Fällen ein, so bei Freveln gegen die Götter, überhaupt bei flagranten die Gesamtheit angehenden Friedensbrüchen, die auch als Verletzung der göttlichen Friedenshüter erschienen. Denn das älteste Recht wie die älteste Rechts-

1) Schrader, Reallexikon S. 198.

verfolgung deuten immerhin auf einen sakralen Charakter. Zu den „ungeheuren“ Freveln, den gemeine Gefinnung verratenden „firina“, „Reidingswerken“, zu denen auch die widernatürlichen Verbrechen gehörten, kamen gemeingefährliche Missetaten (Landesverrat, Feigheit und Heeresflucht, heimlicher Mord, schädigende Zauberei, auch wohl planvolle, gemeingefährliche Räuberei). Gegen derartige Verbrecher verhängte, wenn man ihrer habhaft wurde, die Versammlung schwere sakrale Todesstrafen, je nach Art des Verbrechens (Ertränken, Aufhängen, Rückenbrechen usw.), und zwar in fester, umständlicher Form. Solche öffentliche Strafe ist die einzige, die von der Gesamtheit verhängt wird, aber eben als Akt des Kultus, als Opfer für die beleidigte Gottheit, vor deren schädigender Macht, wenn unverzöhnt, man Furcht hatte. Charakteristischer ist die negative Strafe, die den Verbrecher trifft. Er hatte sich als Brecher des Gesamtfriedens außerhalb desselben gestellt und verfiel der Friedlosigkeit: jeder aus dem Volke konnte ihn kurzerhand erschlagen, und nur die Wildnis oder das Elend boten ihm Zuflucht. Die Friedlosigkeit bestand ursprünglich in einem ohne Verfahren verhängten Versagen des Rechtsschutzes. Später wurde sie in feierlichem Verfahren ausgesprochen. In ältester Zeit muß solch ein Friedloser wirklich wie ein gehehrteter Wolf gelebt haben. — Bei den gewöhnlichen Friedensbrüchen, die die Sippe angingen, stellte sich die Organisation, hier die kleinere Versammlung, nur zur Verfügung, wenn man sie benutzen wollte, d. h. wenn man klagte und damit den Verzicht auf Selbsthilfe aussprach. Das zu erlegende Friedensgeld, ein an das Gericht zu zahlender Teil der Buße, hat man daher nicht als Strafe, die es später allerdings darstellt, sondern als Entlohnung für die Beihilfe der Organisation zur Herstellung des Friedens durch einen Sühnevertrag auffassen wollen. Diese Gerichtsorganisation tritt also beim Prozeß nur als ordnende, polizeiliche, viel weniger als prozeßleitende und entscheidende Gewalt in Tätigkeit.

Es ist überhaupt kein ständiger Gerichtshof, sondern die Versammlung, die sonst über die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, dient eintretenden Falls auch zur Entscheidung eines Rechtsstreits. Die große wird durch den „Priester“, die kleine durch den Richter-princops geleitet, die beide auch das Bannrecht haben, also die Ordnung durch Gebot und Verbot aufrecht erhalten. Der eigentlich treibende Faktor ist der Verletzte: er hat vor Zeugen den Schädiger vor Gericht geladen, er stellt vor Gericht ganz genau



vorgeschriebene Fragen, auf die der Beklagte mit „ja“ oder „nein“ antwortet. Leugnet er, entscheiden die Eideshelfer, die nur unbescholtene Freie sein können, und deren Zahl nach der Wichtigkeit der Klage sich richtet. Sie schwören auf die Waffen. Wer schwören soll, entscheidet allerdings der Richter: meist ist es des Beklagten Partei. Ganz richtig hat man diese Eideshilfe lediglich als eine Art Leumundszeugnis aufgefaßt. Es ist die kraftvolle Bestätigung der Glaubwürdigkeit eines Genossen durch andere ihn genau kennende Genossen, zunächst eben die der Sippe. Es wird also nur die Dualität eines Aussagenden oder Schwörenden bekundet; die Täterschaft bleibt außer Betracht. Der das Beweisverfahren durchbrechende Zweikampf wurde schon oben besprochen. Weiter wandte man als Ersatzmittel das Gottesurteil, das ursprünglich nur Orakelbedeutung hätte (Vosorakel, wenn mehrere Angeklagte in Betracht kamen) und das erst später unter dem Einfluß des Christentums in seiner echten Form auftritt, an, wenn z. B. ein Eid angefochten wurde, Eideshelfer überhaupt fehlten usw. Das eigentliche Gottesurteil (Wasser- und Feuerordal) stammt wohl aus dem Orient. Der Kläger bat endlich auch um das Urteil und ließ sich die Buße zuerkennen. Vor der Entscheidung fragte der Richter größere Gruppen oder einzelne besonders Erfahrene, wie entschieden werden sollte, er wird aber im Grunde selbst das Urteil vorgeschlagen haben und büßte erst in späterer Zeit seine maßgebende Rolle dabei ein. Gültig wurde das Urteil erst durch die Zustimmung (auctoritas) des Volkes, seine Verkündung lag dann wieder dem Richter ob. Bei der Urteilsvollstreckung stand aber die öffentliche Gewalt zurück: meist trat da ein Pfändungsrecht des Siegers ein. In dieser Form wurden allmählich selbst die kleinen Streitigkeiten entschieden. Auch für privatrechtliche Forderungen hatte man nur die Form des Strafprozesses: in dem Widerstand des Beklagten lag dann das Strafbare. Soviel von der Rechtspflege.

Insofern der Friede als von den Göttern geschützt galt, war jene bestimmende Teilnahme der „Priester“ an den Volksversammlungen<sup>1)</sup>, die vielleicht überhaupt auf Kultversammlungen zurückgehen, natürlich. Ihre Strafgewalt erklärt sich daraus ebenso wie der Übergang der Leitung der Versammlung an sie, während diese ursprünglich regellos verlief. Die Leute kamen auch, wenn

1) Die Volksversammlung schildert Tacitus, Germ. 11. 22. Vgl. noch Seck a. a. O. S. 484.

es ihnen paßte, d. h. nicht auf den Tag genau, schon wegen der Entfernung. Der allgemeine Termin für eine Versammlung, wenigstens in kleineren Staaten, war Voll- oder Neumond. Eine ordentliche, „ungebotene“ (echte) Versammlung fand wohl nur alle Jahre



Abb. 5. Germanische Ratsversammlung.

statt. Die im Freien, meist an heiliger Opferstätte tagende Versammlung, gleichzeitig Heeresversammlung, wurde durch die Hegung (das Verbot der „Unlust“, der Friedensstörung) unter den Frieden der Götter gestellt. Was vorzubringen war, wurde von den Häuptlingen, die eine Vorberatung abhielten, vorgebracht. Zustimmung und Widerspruch vollzog sich in primitiven Formen, durch Waffen-

zusammenschlagen oder Murren. Wer reden wollte, mochte reden. Zu wildem Lärm und Streit waren die Verhandlungsgegenstände meist wenig angetan. Denn die politischen Verhandlungen, zu denen die große Volksversammlung früh gekommen sein wird, drehten sich um große Fragen, über die oft schon Einigkeit herrschte, Abschluß von Verträgen u. dgl., vor allem um die Opportunität von Kriegszügen, um die Wahl von Gaufürsten (Richtern), weiter um die Wahl von Herzögen, auch eines Königs, über dessen Person man wohl ebenfalls meist einig war. Die Hebung des erwählten Königs auf den Schild war dann eine lärmende Feierlichkeit. Weitere Akte, wie die Aufnahme neuer Genossen aus Unfreien (vgl. S. 98) oder die Übergabe von Wehr und Waffen an herangewachsene Jünglinge durch den Vater oder den Gefolgsheer waren auch mehr Schauspiele als Verhandlungsgegenstände. Nur die Siedelungsfragen konnten für ein Hin und Her stärker in Betracht kommen: doch fielen sie mehr in das Gebiet der Hundertschaftsversammlungen.

Eine andere Obrigkeit als diese Volksversammlungen — sie sind kaum eine solche zu nennen — gab es nicht. Die eigentliche Leitung der Gesamtheit hatte freilich jene Art von Aristokratie, von der als vorberatender Instanz schon die Rede war: der „Rat der Großen“ (Abb. 5). Wir kämen so, da die principes auch sonst als Richter, Hundertschaftsführer usw. die überall Maßgebenden waren, zu einer faktischen Oligarchie bei theoretischer Demokratie. Einige Forscher<sup>1)</sup> treten nun gewissermaßen für eine solche Oligarchie in wirtschaftlicher Beziehung ein. Nicht eine Masse freier Ackerbauer

1) W. Wittich, Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland (Leipzig 1896), Anlage VI: Über den Ursprung der Großgrundherrschaft, und auf anderem Wege R. Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen (Jena 1896, 2. Aufl. 1907; in dieser ist die Theorie schon wieder aufgegeben); für D. in seinen „Hauptresultaten“ wieder Wittich, Die wirtschaftliche Kultur der Deutschen zur Zeit Cäsars (Historische Zeitschrift N. F. 43, S. 45/67). Hildebrand nahm die germanischen Agrarverhältnisse als Beweis seiner Theorie der generellen Wirtschaftsstufen, insbesondere bezüglich des Verhältnisses der Stufe des Nomadentums zu der des anfangs verachteten Ackerbaus, konstruierte vor allem eine reiche Hirtenaristokratie, der eine Menge armer Ackerbautreibender gegenüberstand. Er stützte sich auf die bekannte Stelle bei Cäsar (de bell. Gall. VI, 22), die er als eine Landzuteilung seitens jener an diese auffaßte. Zu Tacitus' Zeit seien mit steigendem Ackerbau die Abhängigkeitsverhältnisse der Ackerbauer noch schärfer geworden. Wittich hingegen stellt gerade die „reichen Herdenbesitzer“ als die „Unternehmer“ des Ackerbaus hin,

und Viehzüchter, sondern eine abhängige Bevölkerung, die Zinsland bebaut, habe den Hauptteil der Germanen gebildet; eine über dieser stehende Schicht kleiner Grundherren sei die eigentliche Trägerin der Macht gewesen. Indessen gehen solche Ansichten viel zu weit. Vielleicht darf man die Masse der Freien nicht als sehr groß ansehen; es hat andererseits Sklaven und eine Menge von Hörigen gegeben; auch ist eine mittlere Klasse von gehobenen Unfreien, von Freigelassenen vorhanden gewesen: aber der Hauptgegensatz ist nicht der einer geringen Zahl von Grundherren zu einer großen Masse verschiedenartiger Abhängiger, sondern der einer das eigentliche Volk darstellenden Menge von im Sippenverbände stehenden Freien zu einer größeren Menge von Unfreien.

Sklaverei zunächst ist wie bei allen Völkern entsprechender Kulturstufe bei den Germanen selbstverständlich. Sklaven waren vor allem Unterworfene und Kriegsgefangene, auch Römer, ferner Leute, die von fremden Stämmen eingehandelt waren, auch wohl einzelne Landesflüchtige (friedlose) Fremde. Frühere Freie eigenen Stammes, die (durch Spiel oder hohe Buße) in Schuldknechtschaft kamen, verkaufte man in die Fremde. Alle Unfreien waren waffenunfähig. Neben den eigentlichen, bei der Kleinheit der meisten Haushalte wenig zahlreichen Hausklaven gab es dann die zahlreicheren Unfreien, die in eigener Hütte wohnten, für einen Herrn Land bauten, Naturalien und Produkte der Hausarbeit (Webereien) lieferten, die aber Tacitus (Germ. 25) immer noch zu sehr gemäß den römischen Anschauungen schildert. Diese Klasse von abgabepflichtigen Leuten, die unter einer gewissen Leitung oder Aufsicht des Herrn den Boden bebauten, wird vor allem unter den principes gestanden haben,

in deren „Dienst und Auftrage“ die Ärmeren Land bauten. Bieweit diese Anschauungen eine Stütze an den rechtshistorischen Aufstellungen B. H. Hecks fanden, sei hier nicht weiter ausgeführt. Gegen Wittich und Hilbrand traten auf H. Börsche, Die Gliederung der Gesellschaft bei den alten Deutschen (Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft N. F. II, S. 269 ff.), F. Kachahl, Zur Geschichte des Grundeigentums (Jahrbücher für Nationalökonomie III. Folge Bd. 19, S. 1 ff., 161 ff.), D. Siebeck, Der Frondienst als Arbeitssystem (Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Ergänzung Heft XIII) und Max Weber, Der Streit um den Charakter der altgermanischen Sozialverfassung in der deutschen Literatur des letzten Jahrzehnts (Jahrbücher f. Nationalökonomie III. Folge Bd. 28, S. 433 ff.). Kurz vor den Auslassungen Wittichs und Hilbrands war gerade (1895) das große Werk Meibens (a. a. O.) erschienen, der die ältere Anschauung von den ursprünglich gleichen Anteilen aller Siedler, also von der Gleichheit freier Volksgenossen energisch vertritt.

auch unter anderen bessergestellten Freien, die dann auch selbst in der Ackerwirtschaft tätig waren, ist also im ganzen allerdings nur bei einer gewissen Herrenschicht zu finden. Es waren ursprünglich unterworfenen oder freiwillig sich unterwerfende Leute, die, schon ansässig, zunächst Hörige der Gesamtheit, später Hörige einzelner Herren wurden. Sie nähern sich den Freigelassenen, die immer noch unter der Munt ihres früheren Herrn, d. h. wohl ausschließlich eines princeps, der sich in ihnen einen Anhang schuf, standen. Die Freilassung, die nach Tacitus nur privatim erfolgte, ließ den Mann trotz mancher persönlichen Rechte unfrei; doch gab es wohl auch schon eine öffentliche Freilassung in der Volksversammlung, die den Mann zum Volksgenossen und rechtlich wehrhaft machte, nachdem man ihn vielleicht in der Not sich am Kampf schon tatsächlich hatte beteiligen lassen.

Unter den Freien nun, die das eigentliche Volk darstellten, hat es zweifellos große soziale Unterschiede früh gegeben, aber von einer Standesteilung zeigten sich doch nur erst leise Anfänge. So hat es denn nur eine faktische Aristokratie mit sozialen Vorzügen, keinen eigentlichen Adel als Rechtsstand mit rechtlichen Privilegien gegeben. Der Vornehmen Einfluß und Zahl sind auch bei den Stämmen verschieden gewesen: zwischen Osten und Westen namentlich bestanden wohl große Unterschiede. Feste Voraussetzungen für einen Adel gab es kaum. Allenfalls darf man als die ursprünglichen principes die Geschlechtsältesten annehmen. Die persönlichen Dualitäten vielmehr waren wesentlich ausschlaggebend. Immer werden sich in menschlichen Gesellschaften einzelne zu Führern aufschwingen oder sind durch ihre Eigenschaften dazu von selbst berufen, damals also in erster Linie durch anerkannte Tapferkeit und großen Viehbesitz. Es waren „Häuptlinge“, principes<sup>1)</sup>, d. h. einfach die Ersten, Angeesehensten, ohne Beigeschmack einer amtlichen Stellung, nur gestützt auf die „dignitas“ und die Achtung beim Volk. Es waren vor allem die Gauführer. Ihre Macht vermehrte sich durch die Institution des „Gefolges“ (vgl. noch S. 101 f.). Junge Leute namentlich stellten sich freiwillig aus kriegerischen, räuberischen Motiven oder um eine gute Schule zu haben, in den Dienst eines berühmten Kriegsführers. Auch im Frieden bildeten sie seine ständige Umgebung und hielten in Treue fest zu ihm. Die principes wetteiferten, ein solches

1) Über die principes vgl. noch Seeck a. a. D. S. 484 ff. u. 488.

Machtmittel in die Hand zu bekommen; ein besonders großes Komitat gab auch nach außen hin das größte Ansehen. Aus der Masse der Freien hoben sich also die principes mehr tatsächlich als rechtlich heraus, wobei freilich doch die Achtung vor berühmtem Geschlecht, historische Tradition, der Stolz auf tapfere und reiche Väter und Ahnen schon in Betracht kamen. Rein durch persönliche Eigenschaften konnte nun weiter ein Häuptling einen überwiegenden Einfluß ausüben, der eigentliche Leiter des Volkes werden; namentlich wirkten auch Verträge mit fremden Völkern darauf hin. Ein Bedürfnis nach einer bestimmten Leitung aber — von den Gau-, auch den Hundertschaftsführern abgesehen — war an sich nicht vorhanden. Nur für den Kriegszug wurde ein Herzog mit unumschränktester Gewalt gewählt, und bei der Häufigkeit der Kriege mochte solche Herzogsgewalt sich schließlich auch im Frieden äußern. Es bleibt freilich bedenklich, aus solcher dauernd gewordenen Gewalt das gleich zu besprechende Königtum der Germanen herzuleiten. Überwiegender Einfluß solcher einzelnen sowie Streitigkeiten mit anderen principes mögen auch oft zu dem Auseinanderfallen germanischer „Staaten“ beigetragen haben.

Im ganzen sehen wir immer aufs neue die Unentwickeltheit, den Mangel an Tradition wie an bindender Festigkeit im öffentlichen Leben bestätigt. Nur ein Element desselben, das für einzelne, namentlich östliche Teile der Germanen unzweifelhaft bezeugt ist, könnte dem widersprechen, das Königtum, über dessen Natur aber wieder völlige Uneinigkeit herrscht.<sup>1)</sup> Eines scheint sicher: die oben in den Vordergrund gestellte Souveränität des Volkes ist durch das Institut — von seiner späteren Entwicklung natürlich abgesehen — nicht beeinträchtigt. Cäsar wie Tacitus bestätigen, daß des Königs Gewalt nur von dem guten Willen des Volkes abhing. Das Königtum der historischen Zeit fassen einzelne als Überbleibsel oder lokale Wiederauffrischung eines früher allgemein vorkommenden ältesten Königtums mit sakralem Charakter, das sich aus dem Urgeschlecht herleite, auf. Dafür spricht die Wahl aus bestimmten Familien, der Glaube an göttlichen Ursprung der Könige und der Zusammenhang von König und Geschlecht im Namen *ehuning*. Jedenfalls liegt in dem Königtum ein Zug zu größerer Einheitlichkeit und Festigkeit. Die Notwendigkeit solcher

1) Aus der Literatur sei nur die Zusammenstellung der Quellenbelege über Könige bei den Germanen bei Seef a. a. O. S. 492 f. erwähnt.

Einheitlichkeit in kriegerischen oder sonst kritischen Zeiten muß sich öfter auch im Frieden bemerkbar gemacht haben: gerade die Rivalität der Häuptlinge ließ ein Mittel suchen, sie niederzuhalten. So erklärt sich auch der Wechsel von königlicher und königsloser Zeit, so das Auf-~~den~~-Schilb-heben eines Königs in einem bisher königslosen Volk. Aber doch war das Königtum mehr eine Ehren- als eine Machtstellung, am allerwenigsten eine rechtlich bestimmte. Gebunden blieb der König immer an das Volk, dessen Versammlungen er vorfaß. Wie sich im Drang der späteren Ereignisse das Königtum zu größerer Gewalt entwickelte, gehört nicht hierher. Könige ganzer Stämme, wie später, gibt es in der Urzeit nicht.

Im ganzen haben die wirtschaftlichen Verhältnisse der Germanen sowie der Mangel an einem tieferen Heimatsgefühl die geringe Anhänglichkeit an ein Staatswesen und die Lockerheit desselben erzeugt. Eine weitere Ursache, warum keine starken politischen Gebilde entstanden, warum überall kleine Völker sich bildeten, ist zum Teil der trennende Wald: er läßt jene Bildungen nicht zu und erleichtert diese. Es muß aber überhaupt die geringe psychologische Gewalt aller sozialen Gebilde über den germanischen Menschen betont werden. Der immer aufs neue hervortretende Selbstständigkeitsdrang des einzelnen ließ das Band wie die Hoheit des Gesamtvolkes leicht gering achten. Der Vorteil des einzelnen ging über das Interesse der Gesamtheit. Daher die leichte Trennung raublustiger Gruppen und Teilstämme, daher aber auch das häufige Ausscheiden von einzelnen aus dem Volksganzen. Eine Eheschließung mit der Angehörigen eines fremden Stammes ist so wenig unerhört wie die Zulassung stammesfremder Freier zu dem eigenen Gemeinwesen. So auch ist das massenhafte Übertreten von Germanen, von Gruppen wie von einzelnen, in römische Dienste erklärlich. Focht dann der einzelne in fremdem Dienst gegen den eigenen Stamm, so ward das kaum als Frevel empfunden. Wie von seinem Stammesstaat trennte sich der einzelne auch von seiner Sippe. Von dem Hader innerhalb der Sippen wurde schon gesprochen<sup>1)</sup>: die Geschichte des Armin zeigt diesen bis zum Mord und Anschluß an den Feind gehenden Widerstreit fast typisch, nicht einmal, sondern wiederholt. Auch das Band der engsten Familie wurde da nicht geachtet. Man darf das feierliche Losschwören von der Sippe im salischen Gesetzbuch recht wohl schon

1) Vgl. S. 85.

als eine Möglichkeit der Urzeit ansehen. Wer so vor der Gemeinde die drei Stöcke zerbrochen und zerstreut und sich schwörend von den Seinigen losgesagt hatte, der war deshalb nicht vogelfrei, sondern blieb, wenn er nicht außer Landes zog, durchaus im Schutze des Staates. Freilich stand er nur auf sich und mußte überall die mächtige Hilfe der Sippenossen entbehren. Das zeugt doch von einer frühzeitigen Entwicklung individuellen Lebens. Allerdings werden wir gleich sehen, daß die so oft betonte Gebundenheit des germanischen Menschen sich trotz alledem geltend machte. Auch der Staat band zwar den einzelnen durch seinen Frieden: aber selbst die Recht- und Friedlosigkeit, die durch die Trennung vom Staat herbeigeführt wurde, hat einzelne nicht geschreckt. Derselbe Individualismus, derselbe Eigenwille, so wichtige Stücke der seelischen Art des Germanen<sup>1)</sup>, sind es in letzter Linie, die uns die flüssigen Formen des sozialen, des Rechts- und des politischen Lebens verständlich machen. Durch die ganze spätere deutsche Geschichte zieht sich die Auflehnung des individuellen Freiheitsgefühls gegen die staatliche Zusammenfassung.

Freilich, das Unabhängigkeitsgefühl äußerte sich damals nur negativ: dem losgelösten Individuum fehlte noch völlig der innere Halt. Man suchte ihn charakteristischerweise durch neue Bindung. Eben die Haltlosigkeit des einzelnen, die später bei allmählichem Zurücktreten der Bedeutung des Familienverbandes das reich entwickelte Genossenschaftswesen des Mittelalters mit hervorbrachte, ließ den Staatlosen sich fremden Stämmen anschließen oder trieb ihn viel häufiger in die Dienste der Römer. Für die Sippenentfremdeten, aber im Stammesverband Verbliebenen jedoch gab es noch eine genossenschaftliche Zuflucht, jenes Gefolge der „Hauptlinge“. Freilich war das Institut nicht gerade für solche Leute bestimmt: es war vielmehr ein merkwürdiger, auch bei den Galliern (Cäsar schildert deren Art genau) vorkommender, zunächst aus den Hausgenossen und Verwandten, dann auch durch freiwillig sich Anschließende<sup>2)</sup> ergänzter Körper, ein Machtmittel der Großen. Man darf dabei an die *εταίροι* der Griechen erinnern. Man braucht also auch nicht, wie behauptet worden ist<sup>3)</sup>, Entlehnung aus dem keltischen Institut anzunehmen. Dafür spricht freilich

1) Vgl. S. 63.

2) Vgl. S. 98.

3) Schrader a. a. O. S. 817. Vom germanischen Gefolge handeln Cäsar, d. b. G. VI, 23, und Tacitus, Germ. 13, 14.



aufßer der Gleichartigkeit des Instituts selbst der Übergang des keltischen Worts *ambactus* in alle germanischen Sprachen (Amt). Jedenfalls war dieses Gefolge, das an sich jeder Freie sich schaffen konnte, wie (S. 98) erwähnt, ein Hauptmitttel der principes. Den Jünglingen aus dem Kreise der principes stand als besonderes Vorrecht der Eintritt in die Gefolgschaft gleich nach der Wehrhaftmachung ohne weiteres frei. Andere mußten erst ihre Kriegstüchtigkeit bewährt haben. Es war eine unbedingte Bindung an einen freigewählten Herrn, der seinerseits „Schutz, Unterhalt und kriegerische Ausrüstung“ gewährte. Die Gefolgsleute waren seine Bantgenossen, die älteren zumal. Ein Bruch dieses fast empfindsam ausgestalteten, aber doch auf gegenseitigem Vorteil beruhenden Treuverhältnisses, das durch Handschlag und Treueid seitens des Mannes, durch Übergabe der Wehr seitens des Herrn begründet wurde, war Schande. Eine Hauptrolle spielte das Gefolge im Kriege. Durch die Beute, die dem Herrn zufiel, wurde es erhalten. Im Frieden kann man den Dienst des Gefolges, des „Gesinde“ (*gasindi*), das ja vor allem Großen diente, schon als den Keim des späteren Fürstendienstes ansehen. Und wenn Tacitus<sup>1)</sup> sagt, daß es im Komitat sogar „gradus“ gäbe, so zeigt sich darin schon eine beamtenmäßige Gliederung. Vorstufen der späteren Hofämter des Seneschalls, Marschalls, Kämmerers, Schenken, Truchessen mögen ebenfalls früh als gegebene Dienstfunktionen vorhanden gewesen sein. Unfreie und Freigelassene, ursprünglich nicht zum Gefolge zugelassen, mögen, wenn sie dem Herrn lieb waren, in seiner nahen Umgebung zu wichtigen Posten gelangt sein: wenigstens sollen sie nach Tacitus<sup>2)</sup> in Königsstaaten selbst über Vornehme emporgestiegen sein, was wohl nur durch das Komitat möglich war. Jedenfalls liegen hier die Keime zu dem höfischen Dienststapel, der die alte, in der Zeit der Völkerwanderung untergehende Aristokratie später ersetzte.

## VI. Kapitel.

### Äußere Lebensverhältnisse.

Die geschilderten Unterschiede zwischen den sozialen Gruppen kommen nun insbesondere für die richtige Würdigung der äußeren Lebenshaltung in Betracht, die gewiß im ganzen einfach

1) Germ. 13.

2) Germ. 25.

und gleichförmig war und derjenigen anderer Völker auf primitiverer Stufe entsprach, aber in Nahrung, Wohnung usw. doch auch schon große Differenzen zeigte, die nur allzuoft übersehen werden. Was die Ernährung betrifft, so leisteten im allgemeinen die Germanen in der Quantität des Essens so viel wie in der des Trinkens. Eine starke Mahlzeit nahmen sie wohl bereits am Morgen zu sich; die Hauptmahlzeit war abends. Heute noch spiegelt dies die englische Sitte wider. Für die Nahrung<sup>1)</sup> war zunächst die Viehzucht von Bedeutung. Das Vieh bot Fleisch als schon durch das Klima gebotene Nahrung. In Betracht kamen vor allem das Schwein, das sich im Walde selbst mästete, das Kalb und das Schaf, dann namentlich auch das Hausgeflügel, Gans und Huhn, wengleich das Geflügel mehr die Nahrung des Romanen ist. Vereinzelt mag schon in dieser Zeit Hausvieh zur Nahrung gemästet sein. Anfangs hat übrigens auch noch das „wild“ auf der Weide herumstreichende Pferd, das aber doch schon Haustier ist, zur Nahrung, besonders bei den Opfermahlzeiten, gedient, während das Rind vorzugsweise als Milchtier benutzt und nur mit Beginn des Winters häufiger geschlachtet wurde. Hirten schlachteten Tiere aus ihren Herden überhaupt nur im Notfall. Nach Pomponius Mela hätten die Germanen ihr Fleisch roh gegessen oder es zuvor in Häute gewickelt und durch Kneten mit Händen und Füßen mürbe gemacht. Man hat das in der Not im Kriege usw. auch später noch getan, namentlich im Norden. Indessen dürfen wir doch ein Dünsten des Fleisches zwischen heißen Steinen und auch ein Kochen desselben in Kesseln — man soll ja auch seit alters Met und braute Bier — früh annehmen. Der Reichere wird auch gebratenes Fleisch, insbesondere Wildbret, das eine Speise der Vornehmen war und meist am Spieße zubereitet wurde, genossen haben, wie das auch Posidonius bestätigt. In der Zubereitung des Fleisches, auch z. B. in der Herstellung der Wurst, hat man aber erst durch römischen Einfluß später Fortschritte gemacht. Uralt ist das Räuchern über dem Herde, vielleicht hat Pomponius Mela mit jener Schilderung nur Rauchfleisch gemeint. Schinken wurden aus dem späteren Westfalen schon nach dem kaiserlichen Rom geliefert. Namentlich wurden sodann auch Fische, die den Anwohnern der Gewässer früh zur Hauptspeise gedient haben, ge-

1) Über das Nahrungsweisen vgl. namentlich das zitierte Werk von M. Heyne, Bd. II.

räuchert oder gedörrt. Volksnahrung waren Fische insbesondere an der Küste; die Fischenahrung der belgischen Küstenbewohner, die Cäsar schildert, bestand sicher vor allem in Heringen. Der später berühmte holländische Heringsfang ist gewiß sehr alt, wenn auch ein Handel mit Heringen sich erst etwa im 11. Jahrhundert und zwar besonders an der Ostsee entwickelte.

Wie ferner schon nach Cäsars Nachrichten die an der Rheinmündung ansässigen Germanen die Eier der Strandvögel genossen, so gaben von jeher die Eier des Hausgeflügels eine gesuchte Nahrung ab. Nach dem Huhn kommt als Hausvogel, aber auch als Weidevogel und nicht nur wegen des Fleisches, sondern auch für den Haushalt wegen ihrer Federn die Gans in Betracht. Manche Landschaften müssen große Gänseherden gehabt haben, wie denn nach Plinius aus dem Lande der Moriner Gänse nach Rom kamen. Ungemein wichtig für die Nahrung war aber die Milch von der Kuh wie von der Ziege — Pferdemilch hat man schwerlich verwandt. Eine nicht zu niedrige Milchwirtschaft kann man getrost annehmen. Saure Milch z. B. war sehr verbreitet. Plinius beschreibt weiter ein Verfahren der Butterbereitung bei den Germanen, nennt aber die Butter eine feinere Speise der Herren, die sie auch in der Lat noch längere Zeit geblieben ist. Auf eine gewisse Entwicklung der Butterbereitung im Norden deutet der gemein-germanische Name des Butterfasses (Kirne). Viel allgemeinere Speise war der Käse: Milch, Käse, Fleisch nennt Cäsar<sup>1)</sup> als Hauptnahrung. Freilich kann man sich denselben nicht einfach genug denken, weshalb Plinius wohl auch das Fehlen des Käses behauptet. Den Fortschritt von der ungeformten Quarkmasse zu sorgfältig bereitetem und geformtem Käse verdanken die Germanen erst den Römern, deren Bezeichnung dafür sie dann auch übernahmen. Am ersten wird sich bessere Käseherstellung in dem später holländischen Gebiet, das außer auf Fischerei gerade auf Viehzucht angewiesen war, entwickelt haben. — Uralt ist in Germanien weiter der Genuß und die Verwendung des Honigs. Bienenzucht lernte man anscheinend erst von den Römern. Da aber von wilden Bienen im Wald und in Felsenhöhlen kaum in erheblichem Umfang die Rede sein kann, die Bienen vielmehr auf Blüten angewiesen sind, würden wir wieder auf das hohe Alter des Kulturlandes, zugleich wohl auf frühe Bienenzucht hingewiesen sein. Wichtig war

1) De bello Gall. VI, 22.

der Honig insbesondere für die uralte Herstellung des Metts<sup>1)</sup>, einer ursprünglich sehr einfachen Mischung von Honig mit Wasser, die gesotten und zur Gärung gebracht wurde. Es muß ein ziemlich schweres Getränk gewesen sein und wurde wohl nur in geringer Menge als Getränk der Vornehmeren gewonnen. Diodor kennt den Met für die Germanen (bei ihm „Galater“) ebenso wie das Bier; ja nach Strabo scheint schon Pytheas beide Getränke vorgefunden zu haben. Später ward der Met durch Zutaten bedeutend verfeinert und hielt sich noch lange in der vornehmen Gesellschaft, weit länger, zum Teil bis heute, aber als Volkstrank. Immerhin nennt im 16. Jahrhundert Aventin den Met nur noch als slawisches Getränk.

Neben der Viehzucht ist der Ackerbau für die Ernährung wichtig. Die eben erwähnte Cäsarstelle erwähnt das Brot, das wichtigste Produkt des Ackerbaus, als Hauptnahrungsmittel freilich nicht. Brot ist auch ein ziemlich spätes Kulturprodukt und das gesäuerte Brot vielleicht erst von Süden zu den Germanen gekommen. Aus dem, was man aus den Körnerfrüchten durch Mahlen herstellte, machte man lange Zeit als Nahrungsmittel zunächst und vor allem Brei (Mus). Wehlspeisen sind im Süden heute noch häufiger als im Norden. Daneben mochte man seit alters Wehl mit Wasser anmachen, kneten und „zwischen heißen Steinen auf dem Herde“ backen: aber dieses Backprodukt bleibt noch lange eine Speise der Vornehmen. Andere meinen nun doch eine Säuerung dieses Brotes aus sprachlichen Gründen für frühe Zeiten annehmen zu müssen. Jenen Brei aber bereitete man mit Milch, die hier wieder in ihrer Bedeutung hervortritt. Neben der überhaupt in ältester Zeit die wichtigste Rolle spielenden Gerste verwandte man, wie Plinius bestätigt, namentlich den nordischen Hafer, die deutsche Hauptfrucht, auch früh die Hirse dazu. Ebenso kam für das minderwertige Brot noch lange Hafer und Gerste neben dem ebenfalls nordischen Roggen in Betracht. Später im Mittelalter wird gerade das Roggenbrot die gewöhnliche Kost und dem herrenmäßigen Weizenbrot gegenübergestellt. An sich wurde Weizen von den Germanen von altersher gebaut, trat aber noch lange zurück, schon wegen der „Sandesnatur“. Roggenbrot galt später als germanisch gegenüber der feineren romanischen Brotnahrung. Wie es der Römer verachtete —

1) Vgl. noch Heyne a. a. O. II, S. 334 ff.; über Honiggewinnung ebenda S. 213 f.

Plinius glaubte, Roggen verursache Leibschmerzen, und den Hafer behandelte man als Unkraut —, so ist noch nach Goethe „schwarzes“ und „weißes Brot“ „das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen“. — Wichtig war die Körnerfrucht sobann für die Herstellung des Bieres. Es ist sehr alt, trotzdem man aus seiner Nichterwähnung bei Cäsar geschlossen hat, daß es nicht urgermanisch sei. Viktor Hehn's Ansicht<sup>1)</sup>, die Kelten seien die Träger und Vermittler des Bierbrauens und auch des herzhaften Biertrinkens, ist, trotzdem keltisches Bier sehr häufig bei den Alten genannt wird, nicht haltbar. Ein anderer Einwand, daß die Annahme eines sehr hohen Alters des Bieres bei den Germanen ein zu hohes<sup>2)</sup> Alter des Ackerbaus bedingen würde, wird eben durch die Annahme eines sehr frühzeitigen Ackerbaus widerlegt und umgekehrt das Alter des Anbaus durch dasjenige des Biers bestätigt. Nur insofern hat Hehn recht, als man das Bier und das starke Biertrinken nicht auf die Germanen beschränken darf, sondern beides sich auch sonst bei nicht weintrinkenden Völkern verbreitet denken muß<sup>3)</sup>, und sicherlich damit, daß „das rohe fermentum, das in den subterranei specus der Deutschen des Tacitus getrunken wurde, dem heutigen phantasiereichen Urentel sehr ungenießbar vorkommen“ würde. Der Hopfen war erst eine spätere klösterliche Zutat. Der Roggen trat beim germanischen Bier ebenso wie der Weizen (von dem aber Tacitus ausdrücklich spricht) vor dem Hafer und namentlich der Gerste völlig zurück. Bereitet wurde das Bier meist durch die Frauen, aber bei größeren Quantitäten vielleicht schon früh durch Männer. Jedenfalls hat es vielfach einen wesentlichen Ertrag des Körnerbaus verschlungen, wie es andererseits zu dessen Ausdehnung beigetragen haben wird. Der Konsum war frühzeitig sehr groß, zumal das Bier auch als Opfertrank, wenigstens nach der Schilderung eines späteren heidnischen Wodansfestes und nach nordischen Quellen, diente. — Von dem frühen Anbau gewisser Hülsenfrüchte und anderer Kulturpflanzen ist schon oben (S. 41) gehandelt worden. Die Rübe wurde in Deutschland bei dessen kaltem und feuchtem Klima besonders groß. Die von Tiberius geschätzten germanischen Mohrrüben, die er sich alle Jahre kommen

1) Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 7. Aufl., S. 150; dazu S. 158 ff. (Gegenansicht des Herausgebers D. Schrader).

2) Vgl. oben S. 55. ferner Hehn a. a. D. S. 143 ff., Schrader, Reallex. S. 88 ff. Über das Bier vgl. noch Hehne a. a. D. II, S. 338 ff.

ließ, sind wohl erst von den Römern eingeführt<sup>1)</sup>. Auch der feinere Rettich ist erst später nach Deutschland gelangt. Ferner erwähnt Plinius noch eine als wilder Spargel bezeichnete Frucht als germanisch.

Nicht durch Kultur, sondern aus der Hand der Natur gewann man eine Reihe weiterer Nahrungsmittel, so die Beeren des Waldes, weiter den Apfel, die älteste und wichtigste germanische Obstart. Neuerdings hat Hoops<sup>2)</sup> für die Germanen die Kenntnis „eines Apfels, der sich von dem römischen nicht wesentlich unterschied“, angenommen, also auch eine Kultur des Apfelbaumes, während alle sonstige Obstkultur späterer römischer Import ist, wie ja auch Tacitus Frucht bäume und Cäsar Obstgärten in Germanien vermischt. Andere denken daher nur an den wild wachsenden Apfelbaum (Holzapfel). Diesen Apfel nutzte man auch nicht zum Essen, ebensowenig die Schlehe, trotzdem Tacitus von *agrostia poma* als Nahrung spricht. Man hat vielmehr sicherlich neben Met und Bier auch ein aus Äpfeln oder Schlehcn bereitetes gegorenes Getränk<sup>3)</sup> gehabt, im Norden Deutschlands allerdings in sehr geringem Maße; beliebt war es besonders im Süden, namentlich auch später in bayerischen Landen. Dieser Holzapfeltrank, der im Mittelalter ein Bauerntrank ist, wird allerdings kein besonderer Genuß gewesen sein. — Den Wein als Getränk haben die Germanen vom Süden erhalten: das Gewächs selbst kam als wilde Weinrebe wahrscheinlich im Westen und Süden Deutschlands seit alters vor. Das von römischen und gallischen Händlern früh importierte berausende Getränk verbreitete sich freilich rasch als begehrtes Genußmittel durch Germanien; bei Tacitus sind die Stämme nahe dem Rhein schon lebhaft Abnehmer, und bald drang der Wein bis nach Scandinavien. Früh haben allerdings auch einzelne Stämme den Weinimport zu hindern gesucht, wie nach Cäsars Bericht die Nervier und die Sueven<sup>4)</sup>. Nach Posidonius handelten die römischen Händler von den „Galatern“ (d. h. wohl Germanen) für einen Krug Wein Menschen ein<sup>5)</sup>. Gewiß muß die berausende Wirkung, die sich für ein des Weines ungewohntes Volk viel stärker geltend machte, als erstes Motiv des Verbots angenommen werden. Eine viel spätere Zeit sah dann das gleiche den Deutschen selbst widerfahren. Die Weineinfuhr war nämlich der Grund zur Vertreibung deutscher

1) Hoops a. a. D. S. 467. 2) a. a. D. S. 480.

3) Heyne a. a. D. II, S. 351 ff.

4) Bgl. S. 27. 5) Bgl. ebenda.

Kaufleute aus Bergen<sup>1)</sup>. — Eine gewisse Würze der Nahrung darf vorausgesetzt werden, wenn man dafür auch nur das reichlich vorhandene Salz und den Lauch hatte. Salzquellen waren im innern Deutschland früh von großer Wichtigkeit, man kämpfte sehr häufig um sie, auch später, z. B. Alemannen und Burgunder, und weihte ihnen auch wohl besondere Verehrung.

Für die Ernährung des Germanen kommt endlich auch, wenngleich in zweiter Linie<sup>2)</sup>, die Jagd in Betracht.

Jagd, Anbau und Viehzucht sind nun auch für die Bekleidung des Germanen wichtig. Sie bestand aus Pelz, Leinen und Wolle. Man darf sich den Germanen nicht ganz spärlich bekleidet vorstellen, wenn auch die antiken Autoren einen Mangel an Gewandung betonen. Sie haben dabei ihre entwickelten Zustände allzusehr im Auge. Schon das rauhe Klima zwang zu ausgiebigerer Körperhülle. Für die wärmere Jahreszeit aber wird man allerdings nur eine notdürftige Kleidung annehmen müssen, und in dieser Jahreszeit lernten die Römer ja auch die Germanen vor allem kennen. Wenn man heute noch in einzelnen ländlichen Teilen Deutschlands, namentlich des slavisch gemischten Ostens, Leute daheim nur in Hemd, Hosen und Schuhen herumwirtschaften sieht, kleine Kinder daneben nahezu nackt, so wird man das in gesteigertem Maße für die Urzeit voraussetzen können. Gerade für die Tracht kommen übrigens neben den antiken Autoren — Cäsar namentlich spricht von der notdürftigen Fellkleidung, die einen großen Teil des Körpers nackt lasse, — die bildlichen Denkmäler, ein wenig auch die prähistorischen Funde, die freilich meist nur die dauerhafteren Kleidungszutaten und Bieraten bewahrt haben, in Betracht. Sind aber auf den Denkmälern Germanen und andere nördliche Völker kaum immer genau auseinandergehalten, so fehlt uns erst recht jeder Anhalt für die Unterschiede zwischen den einzelnen germanischen Gruppen, die zweifellos erheblich gewesen sind.

Das Bild, das man sich nach archäologischen Quellen machen muß, daß nämlich die Germanen mit nacktem Oberleib und nur mit Hosen (und Mantel) bekleidet einhergingen<sup>3)</sup>, trifft daher sicher

1) Vgl. mein Buch: Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit S. 19 (nach Weinhöld, Altnordisches Leben).

2) Vgl. S. 46f. und 103.

3) Vgl. dazu Cäsar, d. b. G. VI, 21: *pellibus aut parvis rhenonum tegimentis utuntur magna corporis parte nuda.* Vgl. auch IV, 1.

nicht für alle sozialen Gruppen und vielleicht auch nicht für alle Stämme zu. Ist für den gemeinen Mann der Rock erst später aufgetommen, so haben ihn oder auch eine Art Hemd die Vornehmen jedenfalls schon früh getragen. Vorgeschichtliche Funde von Leichen in Baumsärgen aus Jütland und Schleswig zeigen, wohl eben für Vornehme, ein vollendetes Habit: für die Männer wollenen Mantel, Rock ohne Ärmel, wollene Mütze, wollene Hosen (Abb. 6) sowie Schuhe, für die Frauen wollenes Unterkleid, wollene Jacke ohne Ärmel. In der Tat ist denn auch das Hauptstück der Kleidung der von Tacitus wohl gekannte (farbige) wollene Mantel, d. h. ein großes Wollentuch, das durch Spangen festgehalten wurde, gewesen, und zwar für Männer wie für Frauen. Die Taciteische Angabe, daß außer diesem Mantel auch jene Fellkleidung getragen wurde, ist durchaus nicht zu beanstanden. Solche Tracht wird bei Naturvölkern häufig beobachtet. Namentlich nach Norden und Osten hin nahm die Verwendung von wirklichem Pelzwerk zu, während daselbe, zum Teil von dort importiert, sonst mehr zur Verbrä-



Abb. 6.

Hose einer Moorleiche.

bloße Hosen und nackten Oberkörper als für die Germanen „speziell charakteristisch“ hat namentlich Furtwängler (Intermezzi, Leipzig 1896, Nr. 4: Das Monument von Adamklissi und die ältesten Darstellungen von Germanen) erwiesen. Nach desselben Verfassers Besprechung der Markusäulenpublikation von Petersen u. a. (Beilage z. Allg. Btg. 1896, Nr. 293) ist diese Tracht „auf den frühesten Germanendarstellungen durchaus herrschend“ und „weicht nur allmählich der volleren Bekleidung mit dem Rocke“. „Auf der Markusäule haben noch zahlreiche sichere Germanen den nackten Oberkörper, darunter auch einmal ein sicherer Vornehmer zu Pferd.“



mung minderwertiger Felle verwandt wurde (Tacitus)<sup>1)</sup>. Im Winter hat man Pelzwämser oder solche aus Rindschaut getragen. Das Pelzwams (rheno) wird später als charakteristisch für die Germanen hervorgehoben. Kurze Wämser kommen auch auf der Trajanssäule vor. Nach jütischen und schleswigschen Funden war das eben jener wollene Rock ohne Ärmel. Die von Tacitus hervorgehobene Ähnlichkeit der männlichen und weiblichen Tracht zeigt sich außer im Mantel in diesem Untergewand ohne Ärmel, das aber bei den Frauen lang war und häufig doch Ärmel hatte, so wie in dem Ledergürtel oder Wollenband. Der Rock, auch wohl aus Leinen (nach der Jahreszeit), blieb bei den Männern bald auch nicht mehr auf die Vornehmen beschränkt, wengleich ein leinenes „Hemd“ allgemein erst in sehr viel späterer Zeit getragen wurde.



Abb. 7. Schuh von der Damenborjer Moorleiche.

Besonders erwähnt Tacitus aber — und antike Kameen bestätigen das — eine stärkere Verwendung von Leinwand für das weibliche Geschlecht, das sich in lange leinene Gewänder kleide und diese überdies mittels Farbpflanzen durch Rot abwechslungsreicher gestalte. Neben einem rotfä-

benden Kraut hat man auch andere Farbpflanzen (Waid) gekannt. Denn abgesehen von der Rotverzierung der leinenen Gewänder wurden früh auch die wollenen Stoffe bunt gefärbt, sicherlich ohne römischen Einfluß. Die Nordseeleute vertrieben seit alters bunte Wollmäntel. Der Gebrauch der Leinwand, also auch die Flachskultur, muß bei den Germanen sehr alt sein; schon die „Priesterinnen“ der Kimbern trugen nach Strabo Linnengewänder, und wie Tacitus kennt Plinius Leinen als Lieblingsstoff der Frauen, gewiß nicht nur der vornehmen<sup>2)</sup>. Später werden Leinenrock oder Leinenhosen auch für die Männer wiederholt hervorgehoben, so für die Goten, Franken und Langobarden. Rote Färbung oder der obligate rote Rand waren auch hier beliebt. Leinen muß bald zur Volkstracht geworden sein, und das nordische „Hemd“ wie überhaupt die Leinenkleider eroberten schließlich auch die klassischen Völker, namentlich

1) Germ. 17, wo er überhaupt die Tracht näher schildert.

2) Strabo VII, 2, 3. Plinius, Hist. nat. XIX, 8.

allerdings wohl von Gallien her. Es hängt diese Leinwandkultur auch mit dem Reinlichkeitsgefühl des Nordländers zusammen, wie die wollene Kleidung des Südländers mit den wechselnden Temperaturen des Südens. Der Leinwandseß ist später ein Charakteristikum des deutschen Hauses geworden. — Die Frauentracht<sup>1)</sup>, trotz größerer Fülle ebenfalls einfach, bestand also aus einem hochgegürteten, hemdartigen Unterkleid, meist mit langen Ärmeln, und einem weiten, mantelartigen Überwurf. Die vornehmeren Frauen trugen außer dem Überwurf, der auch über den Kopf gezogen werden konnte, ein ärmelloses Überkleid, das der Gurt dann mit umfaßte. Der obere Teil der Brust blieb frei, und das Herunterfallen des Gewandes verhinderten Spangen an der Schulter.

Einige Worte erfordern noch als männliches Kleidungsstück die Hosen. Sie waren zwar ein charakteristischer Teil der Germanenkleidung und sind durch die Darstellungen auf der Trajans- und Markusssäule, auf Kameen und Diptychen, auch durch Denksteine in den römischen Rheinlanden wohl bezeugt: sie sind aber noch in viel späterer Zeit — die Ärmeren ließen die Beine unbedeckt — nicht allgemein getragen worden. Es handelt sich bei ihnen zum Teil um das noch heute im Gebirge konservierte kurze Beinkleid aus Leder, die „Bruch“, die aus dem bloßen Lendenschurz entstanden sein kann. Früher bezeugt sind aber die langen Leinenhosen — besonders weite Hosen derart sind mehr für die östlichen Völker charakteristisch —, neben denen jene wollenen Hosen vorkommen. Wer die kurzen Hosen trug, hat wohl hie und da auch schon die beiden Wadenstrümpfe aus Wolle, Beinlinge, getragen. Dies sind die eigentlich „Hosen“ genannten Stücke. Unbedecktheit der Kniee wird auch später für mehrere Stämme erwähnt. Fußbekleidung war in der Regel wohl vorhanden (Abb. 7): es gab primitive Schuhe aus einem Stück Leder, mit Lederriemen gehalten. Die Funde zeigen auch Lederandalen. Mützen wie jene jütischen wurden wohl nur von den principes getragen. Die erste volksmäßige Kopfbedeckung — im ganzen fehlte eine solche — werden primitive Stroh Hüte gewesen sein, die zwar erst für eine große sächsische Schar im 10. Jahrhundert erwähnt sind, aber doch wegen der Allgemeinheit ihrer damaligen Verwendung ein hohes Alter haben werden.

Die Haartracht war nicht gleichartig. Die Sueven sollen

1) Über die Frauentracht vgl. Weinhold a. a. D. II<sup>o</sup>, S. 208 ff. und, wie überhaupt über die Tracht, Heyne a. a. D. Bd. III.

das Haar durch einen Knoten zusammengefaßt haben, übrigens nicht auf dem Hinterkopf, sondern vermutlich vorn auf der rechten Seite. Das Haar wallte sonst frei herab, bei einigen Stämmen aber nur bis zum Nacken, wie die Bildwerke zeigen. Die hattische Sitte, Haar und Bart bis zur Erlegung des ersten Feindes wachsen zu lassen, spricht für Schneiden der Haare als Regel bei den Älteren. Frauen werden das Haar frei herabwallend, in der Mitte gescheitelt getragen haben, gelegentlich auch wohl mit einem Reifen um die Stirn. Doch scheinen die Funde lange Haarnadeln zu bezeugen, was für ein Flechten und Aufstecken des Haares sprechen würde. Daß die Germanen ihr Haar pflegten, zeigen die ziemlich regelmäßig gefundenen Kämme, die bald kostbarer geworden sind, zeigt ferner auch die (S. 53) erwähnte, vielleicht freilich anders aufzufassende gallisch-germanische Sitte des Haarfärbens mit einer Art Pomade. Überhaupt haben die Germanen die Körperpflege nicht vernachlässigt. Wie eifrig sie badeten, berichtet schon Cäsar; eine wahre Badelust scheint bestanden zu haben. Auch Waschen mit warmem Wasser war beliebt, und die Badestuben für warme Bäder (stuba haben Martin und Heyne als deutsches Wort hingestellt, aber diese Annahme hat Widerspruch gefunden)<sup>1)</sup> kamen ihnen vielleicht doch nicht erst von den Römern.

Selbstverständlich und überall, sogar bei den niedrigsten Völkern, üblich ist der Schmuck des Körpers wie der Kleidung, er zeigt aber bei den Germanen bereits eine ziemlich fortgeschrittene Art, freilich noch keine große Fülle. Was sie trugen, war indes, wie erwähnt, z. T. importiert oder gierig geraubt. Die Spangen zunächst, die den Mantel und bei den Frauen auch das lange Untergewand hielten, blieben bald nicht mehr die primitiven frühesten Zeit, der Handel bringt dauerhaftere und schönere unter die Leute. Diese Gewandfibeln, namentlich als Frauenschmuck, schreiten von ursprünglicher Art zu immer größerer Feinheit vor, zeigen eine

1) Über die Deutlichkeit von „stuba“ und auch den deutschen Ursprung der Erfindung einer primitiven Dampferzeugung vgl. Heyne a. a. O. I, S. 45, dagegen Schrader, Reallexikon S. 593 f. Meisinger, Das deutsche Haus (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 116) S. 62 ff., nimmt eine frühe Bekanntschaft der Germanen mit der Badestube an, „und das macht wenigstens für dieses Wort Stube die Herkunft aus fließen mehr als wahrscheinlich. Nach Jahrhunderten später erst kam \*extufa (latein.) als Bezeichnung einer Hypocaustum-, dann einer Ofenstube zu den Germanen und durchkreuzte sich mit dem ersten Worte“.

gewisse Vollandung und Kostbarkeit freilich erst in späterer Zeit. Der Ledergürtel sodann trug Schnallen- und Beschlagzier: er wurde im Laufe der Zeit immer reicher gestaltet. Unmittelbarer Körperschmud waren die anfangs schweren Halsringe (Abb. 8) und die Ringe um Ober- und Unterarm, von Männern wie Frauen in verschiedenen Formen getragen, meist leichte zusammengewundene Reifen oder einfache ornamentierte Bänder aus Gold, Silber oder Bronze. Statt der Halsringe trugen die Frauen Ketten aus Metallringen oder Schnüre aus Bernstein oder importierten bunten Glasperlen, auch wohl aus Kristallen, Muscheln usw. Fingerringe kommen in ähnlichen Formen wie die Armringe vor, nur entsprechend ge-

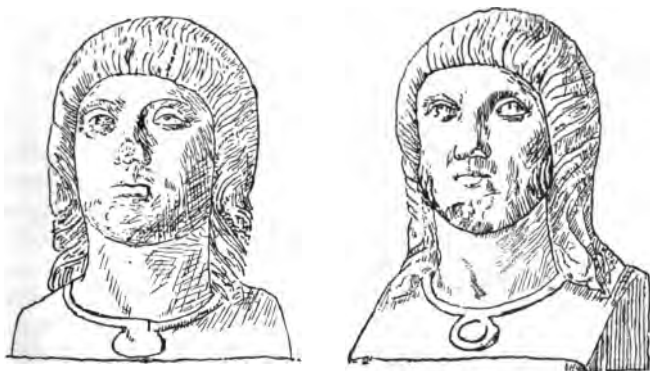


Abb. 8. Germane und Germanin mit Halsring.

mindert, werden aber häufiger gefunden. Dazu treten dann noch Ohrringe aus edlen Metallen oder Bronze und sonstige Zieraten, die etwa am Halsband oder am Gürtel hingen. Auch fremde Münzen wurden so verwandt.

Waffen waren nur zu geringem Teil eingeführt. Sie gehörten ständig zum Äußeren des Mannes und waren ihm unentbehrlich. Eine systematische Aufzählung derselben würde den falschen Eindruck erwecken, daß die Germanen einheitlich bewaffnet gewesen seien. Nicht einmal das Material zu den Waffen stand auf gleicher Stufe. Alte Holz- und Steinwaffen und solche aus Knochen und Horn überwogen noch hier und da. Je näher den südlichen und westlichen Grenzen, um so verbreiteter waren Eisenwaffen oder Eisenteile an den Waffen, namentlich infolge des Kultureinflusses der Kelten. Dazu kam die Ungleichheit der Bewaffnung je nach dem

Besitz infolge der Selbstausrüstung. Aus Knochen und Stein waren noch lange die Spitzen der Pfeile und der Speere; Steinwaffe war auch ursprünglich die Art. Uralte Waffen sind zunächst die Keule (Abb. 9) und der kurze Speer, jene nach Tacitus noch bei den Ästern besonders beliebt, beide ursprünglich als Naturwaffen vom Walde geboten. Härtung im Feuer machte sie widerstandsfähiger. Es finden sich aber auch der Eisenbeschlag der Keule und die kurze scharfe Eisenspitze des Speers. Der handliche Speer (*framaea*) diente, wie Tacitus berichtet, sowohl als Stoßspieß für den Nahkampf wie als Wurfspieß. Neben den kurzen Speeren gab es, jedoch seltener, sehr lange Lanzen: die vorderste Linie war damit bewaffnet. Auch die Keule wurde unter Umständen als Wurfswaffe, namentlich im Osten, gebraucht. Nicht minder war die Art (wie die Speerspitze auch zweischneidig) bald Streitart, bald Wurfsart, letzteres namentlich später bei den Franken (*Francisca*). Alter noch als die Art waren Streitkeile und Streitmeißel in Schäften. Schleuder, Bogen und Pfeile waren ebenfalls altheimische Waffen. Die Pfeilspitzen waren, wie gesagt, erst später aus Bronze oder Eisen (Abb. 10). Als neuere Eisenwaffe diente das nach Tacitus noch seltene Schwert, und zwar ist das Lang- und das Kurzsword zu unterscheiden. Letzteres war als Messer, aus Stein gefertigt, schon eine Lieblingswaffe der nördlichen Meeresstämme gewesen, blieb eine solche auch, als das Material Bronze und Eisen wurde. Die Länge dieses Kurzswordes (*Sax*) war verschieden, vom Dolch bis zum nordgermanischen Hiebschwert, das Tacitus erwähnt.



Abb. 9.  
Holzkeule.

Weit weniger verbreitet war das aus römischen und namentlich keltischen Landen importierte oder bei kriegerischen Erfolgen den Feinden abgenommene Langschwert, das eigentliche Schlachtschwert, das zu Anfang nur Besitzstück der Vornehmen war, später aber gerade von den Deutschen — ihrer Körpergröße entsprechend (wie ihre Längenmaße) — bedeutend vergrößert und für sie charakteristisch wurde. Schwerter sind indessen immerhin früh in Gebrauch gewesen, schon bei den Kimbern. Das Schwert genoß später ganz besondere Geltung, wie denn die Verwandten von männlicher Seite Schwertmagen hießen. Daß Schwertbewaffnung als etwas Auszeichnendes galt, zeigt die Benennung von Stämmen darnach (Sachsen, Suardonen, Cheruskier

[heru, Langschwert]). Zum Schutz führte der Germane nur den Schild, den ein tapferer Mann nie verlieren durfte. Der Schild ward beinahe zu des Mannes Symbol. Er war, wenn nicht nur aus Weiden geflochten, aus zähem Holz (Linde), sehr groß und viereckig oder auch, so bei den östlichen Völkern, rund, mit Leder (Fellen) überzogen, im letzteren Fall auch wohl schon mit Metallbuckel oder Metallbeschlag versehen. Er war bemalt, zum Schmuck wie um die Stammesverschiedenheit zu bezeichnen.

Helme und Panzer, wie sie schon die Kelten kannten, mögen schließlich als erbeutete oder erhandelte Stücke von einzelnen principes getragen worden sein. Auch diese trugen aber noch später meist nur die Hauptbinde, die Menge focht bloßen Hauptes. Im allgemeinen werden die Germanen seit der stärkeren Berührung mit den Römern öfter römische Waffen zu erlangen gesucht haben, schon wegen ihrer besseren Qualität.

Wie in der Ausrüstung unterschieden sich die Germanen von den kultivierten, militärisch weit überlegenen Römern naturgemäß auch in der Kampfweise sehr. Der betonte Mangel an Disziplin machte sich hier neben dem Fehlen der Einheitlichkeit stark geltend, aber auch die Draufgängerei. Letztere hat über alle Kunst schließlich doch entschieden. Im Angriff lag demgemäß die Hauptstärke der Germanen, und dem entsprach ihre Formation, der geschlossene Keil. Mußten die Germanen zurück, oder stieß ihre Masse auf ein zweites Treffen, so verfiel der Keil freilich leicht der Auflösung. Dann konnte man sich nur durch geschicktes Zusammenhalten der Schilde schützen, oder es focht der einzelne ungestüm für sich. Auch die Verfolgung war wieder wesentlich dem einzelnen überlassen. Wie alle Barbaren liebten die Germanen aber auch eine

Irrführung des Feindes in Hinterhalte oder ungünstiges Terrain und zeigten so doch berechnende Überlegung. Im allgemeinen kämpfte der Germane zu Fuß unter berittenen Führern: es gab aber Stämme, die sich als Reiter auszeichneten, wie die Tenkterer. Die früh vorhandene Reitkunst auf sehr primitiv gezäumten, unansehnlichen<sup>1)</sup>



Abb. 10.  
Reilspitze.  
(Gefunden in der  
Mark Brandenburg.)  
Photographie.

1) Vgl. S. 87.

Pferden — später erst übernahm man Sättel und Bügel — machte die Germanen auch als kavalleristische Gegner sehr gefährlich. Cäsar verwandte germanische Reiterei mit großem Erfolg. Sie kämpfte meist geschlossen; es gab ferner auch aus Reitern und behendem Fußvolk gemischte Trupps, die besonders angesehen waren. Für die Sicherung und Aufklärung scheint die Reiterei schon gute Dienste getan zu haben. Im Gefecht sprang man oft von den Pferden herab und focht zu Fuß. In den Kampf gingen die Germanen wie andere barbarische Völker mit einem rauhen Kriegsgefang, dessen Schall durch Vorhalten der Schilde noch verstärkt wurde. Alt waren die im Kampf Zusammenhalt gebenden Kriegszeichen, ursprünglich wohl Zeichen der Sippen, meist rohe Stangen mit Tierbildern und Tierköpfen (Bär, Eber, Bock) (effigies), alt auch schon die Fahnen aus Tuch (signa). Daß man sich durch Weissagung und Orakel der Opportunität des Kampfes versicherte, ist für solche Stufen selbstverständlich. Die Heeresorganisation war eine natürliche, das ganze Volk umfassende. Waffenpflichtig war jeder Waffenfähige und Waffenberechtigte. Die Gaufrüher, also bei größeren Aktionen mehrere nebeneinander, haben ursprünglich den Heerbann. Durch Feuer, auch durch Hornrufe, sowie durch Überbringung eines mit Zeichen versehenen Holzes — diese Aufgebothölzer kennen wir freilich erst aus späterer Zeit — bot man das Heer auf. Die Sippen fochten innerhalb des Haufens zusammen, ein nach Tacitus die Tapferkeit erhöhendes Moment. Das souveräne Volk, das über Krieg oder Frieden, über die Zahl der ins Feld Ziehenden bestimmte, wählte auch den (oder die; zwei) Feldherrn („Herzog“). In solcher Wahl gab sich aber schon die Erkenntnis der Notwendigkeit einer größeren Einheitlichkeit kund, und gewiß hat dieser Führer trotz aller Disziplinoslosigkeit eine feste militärische Gewalt gehabt. Aus ähnlicher Erkenntnis war man auch zu Formationen gekommen, die nicht auf der natürlichen Volksgliederung beruhten, zu den Hundertschaften (vgl. S. 89) und zum Teil auch zu Tausendschaften. — Trotz der Waffenübungen fehlte natürlich eine eigentliche militärische Ausbildung. Die langen Leute wurden leicht schlapp, was den militärischen Römern sehr auffiel.

Auch ohne die erhaltenen Spuren müßten wir bei den Germanen gewisse Sicherungen gegen feindliche Einfälle voraussetzen. Man sicherte dabei nicht seine Wohnstätte oder das Dorf selbst, sondern ganze Landstriche, einerseits durch die erwähnten Ob-

strecken<sup>1)</sup>, andererseits durch lange, dichte primitive Dornheckenbefestigungen, Palisadenstrecken oder Verhaue mit Gräben, auf die man sogar den römischen Limes zum Teil zurückführt<sup>2)</sup>. Es gab ferner für die Zeiten der Gefahr große Burgen, in denen sich einerseits die Wehrhaften zum Kriegszuge sammelten, andererseits die Gaubevölkerung ihre Zuflucht fand (Fluchtburgen). Nach Schuchhardt<sup>3)</sup> sind diese Gauburgen „nicht von einer beliebigen Volksmenge erbaut und gebraucht, sondern von einem Herrn angelegt und verwaltet“. Der Hof dieses Gauführers (princeps) oder größeren Fürsten liegt jedesmal am Fuß der Burg, was Tacitus z. B. für den des Marobod bestätigt<sup>4)</sup>. Die Befestigungen sind nicht nur einfache, auch durch Holzwerk verstärkte Erdwälle gewesen, vielmehr auch Steinmauern, d. h. meist breite Erdwälle, denen eine aus großen und kleinen Steinen geschichtete, weniger breite Mauer vorlag, deren Halt und Verankerung im Ganzen aber eine Holzkonstruktion bildete, die von einer Unterlage bis zu einem Oberbau heraufging. Später zog man auch Gräben vor der Mauer. Einfachere Wälle<sup>5)</sup> mochten aber vorkommen. Noch im 10. Jahrhundert flüchteten sich, wie Ekkehard IV. berichtet, die St. Gallischen Mönche vor den heranziehenden Ungarn auf einen Berg, warfen dort einen Wall auf, verstärkten ihn durch abgehauene Bäume und gewannen so eine Zufluchtsstätte.

Ungeichert blieben die Siedelungen selbst, zu denen wir nunmehr kommen. Ein natürliches, für die Wahl eines Siedelungsplatzes ausschlaggebendes Moment ist das Vorhandensein von Wasser. Zahlreiche Orte sind auch nach Quellen und Gewässern benannt. Die Siedelungsgemeinschaft war, wie erwähnt, die Sippe. Um ihre Wohnstätten lag das verteilte Ackerland<sup>6)</sup>, sowie das gemeinsame Weide- und Nutzungsland (Allmende). Die Sippen-

1) Die Tacitus nicht mehr kennt. Vgl. Seel a. a. D. S. 490. Die absichtlich verwüfeten Obstrecken werden von Cäsar, de bell. Gall. VI, 23, ausdrücklich auch als Sicherungsmaßnahmen hingestellt.

2) Vgl. E. Schuchhardt, Römisch-germanische Forschung in Nordwestdeutschland (Sonderabdr. a. d. Neuen Jahrbüchern f. d. Klassische Altertum, Gesch. usw. Bd. 5) S. 13 ff.

3) Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen (Neue Jahrbücher f. d. Klass. Altertum, Gesch. usw. Bd. 21, S. 305 ff.) S. 311.

4) Annal. II, 62.

5) Über altgermanische Schutzbauten vgl. noch Heyne a. a. D. I, S. 63 ff.

6) Vgl. S. 45 f.



Siedelung selbst, das Sippen- oder Hausendorf, war nun, der ganzen Art des Germanen entsprechend, keineswegs eine geschlossene Masse. Unregelmäßig und ohne Plan errichtete man die Hausstätten. Tacitus<sup>1)</sup> hebt hervor, daß die Gebäude nicht wie bei den Römern in geschlossener Reihe zusammenhingen: „jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum“, d. h. Hof. An wichtigen gelegenen Punkten, Flußübergängen usw., namentlich im Westen, mögen sich schon dichtere Ansiedelungen entwickelt haben, in deren Nähe sich dann später auch die römischen Lager und Städte erhoben. Der Individualismus der zerstreuten Wohnart, der in der nachmaligen Abneigung gegen die städtische Wohnweise sich noch erkennen läßt, zeigt sich nun noch stärker in einer anderen Siedelungsart, die sicherlich auch in sehr frühe Zeiten zurückgeht, aber keineswegs die allgemeine Bedeutung gehabt hat, die man ihr seit Justus Möser für den Westen zuschrieb, in den Einzelhöfen. Sie scheinen sehr für die oben berührte Lockerheit des Sippenverbandes zu sprechen: eben der Einzelsiedler könnte ihn überhaupt verlassen haben. Man wird aber besser mit Georg Hantsen<sup>2)</sup> und späteren Forschern eine starke Bedingtheit durch die Bodenverhältnisse annehmen dürfen, namentlich für die Mittelgebirge und die Alpen. Solche Siedelungsform war „auch auf knappen Dasen in der Heide und im Moor, wo nicht Kulturraum und Nahrung für mehrere Familien vorhanden war“, gegeben (Westfalen usw.). Meißens<sup>3)</sup> Ansicht, die Form sei keltisch, ist daher nicht haltbar, wie überhaupt Siedelungsformen nicht lediglich bestimmten Völkern zu eigen sind. Der Einzelhof kommt auch in den als urgermanisch angenommenen Sizen vor, und umgekehrt ist das Hausendorf ebenfalls nicht an eine bestimmte Grenze gebunden. Einzelhof und Dorf kamen in derselben Gegend nebeneinander vor, die eine oder die andere Form ist aber in bestimmten Gegenden häufiger.

Was die Wohnstätte<sup>4)</sup> selbst anlangt, so verlieh schon das

1) Germania 16.

2) Agrarhistor. Abhandlungen I, S. 27; danach E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 31 f. Die Worte des Tacitus, Germ. 16: *colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit*, sind nicht auf Einzelhöfe zu beziehen. Nach Schrader a. a. D. S. 142 gelten sie „vielmehr der zerstreuten Lage der ganzen *vici* innerhalb des Landes“.

3) Vgl. das zitierte Werk: Siedelung und Agrarwesen usw.

4) Über das germanische Haus vgl. noch Heyne a. a. D. Bd. I, von älteren Werken: R. Weinhold a. a. D. II<sup>5</sup>, S. 76 ff. — A. Meißens,

Klima der häuslichen Unterkunft eine viel höhere Bedeutung, als sie der Südländer kannte und kennt. Man hatte auch ein wirkliches Haus. Es geht freilich nicht an, spätere Bauernhausformen oder



Abb. 11. Germanische Wohnbauten.

eine derselben in die Urzeit zurückzuberlegen oder durch ihre Vergleichung eine Urform zu konstruieren. Auch die Stellen der späteren Volksrechte sind für jene Zeit nicht ohne weiteres zu bewerten. Man darf sich andererseits nicht durch antike Quellen ver-

Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin 1882. — H. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1882. — A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, Bd. III.

leiten lassen, eine zu primitive Wohnstätte anzunehmen<sup>1)</sup>. Man muß vielmehr wieder die Stammes- und sozialen Unterschiede betonen, weiter aber auch die kriegerischen Ausnahmezustände<sup>2)</sup> im Auge behalten. Jene äußerst primitiven, geflochtenen oder aus Ästen und Reisern hergestellten runden Hütten, wie sie die Markusssäule wieder-



Abb. 12. Hausurne, gefunden in Bohm.

gibt, wie sie Strabo für die Sueven, Seneca für die südöstlichen Germanen schildert, Hütten, die noch Ammianus Marcellinus *saepimenta fragilium penatium* nennt, und die noch viel später durch Helmolds Chronik für die Slawen belegt sind, diese eigentlich nur für den Tag gebauten, zum sofortigen Verlassen geeigneten Zelthütten sind eben vor allem für den Krieg und die Wanderungen charakteristisch gewesen. Daher führten auch die Germanen solches Hüttenmaterial nebst dem Hausrat auf Wagen mit sich, wenn sie nicht geradezu primitive Wohnwagen hatten. (Strabo und Plinius sprechen von den auf die Wagen gesetzten Häusern.)<sup>3)</sup>

Jene Hütten werden aber auch oft als Vorrats- und Wirtschaftshäuser gedient haben, vielleicht auch als Wohnungen kleiner Leute, sind aber nicht typisch für die Mehrzahl der freien Germanen nach Cäsars Zeit. Deren Haus war wie einst, so seit der allgemeinen Rückkehr zu sesshaften Zuständen wieder von einer Beweglichkeit durchaus entfernt. Das Haus, das Menschen und Vieh, Wohnung und Stall unter einem Dach in einem Raum vereinigt, und die Hofstatt, die dasselbe auch nach Tacitus umgibt, wurden als fest und vertraut empfunden.

1) Über Reste von Wohnanlagen (zum Teil Wohngruben) aus neolithischer, der Bronze-, Hallstatt- und La-Tène-Zeit vgl. Meringer, a. a. D. S. 66 ff.

2) Vgl. S. 43.

3) Über Wohnwagen vgl. Meringer a. a. D. S. 71.

Sie hatten schon einen persönlichen Charakter, und die germanische Neigung, sich von anderen abzuheben, zeigt der runde Zaun, der schon in früher Zeit den Hof umgab. Für eine bessere Art der Wohnstätte sprechen auch andere Umstände. Der Wald bot, was später Herodian hervorhebt, doch ein zu bequemeres und unerschöpfliches Baumaterial, als daß die Germanen, wenigstens die principes, nicht früh zu geräumigeren und solideren Holzhäusern gekommen sein sollten. Bei dem Holzreichtum schon der ältesten germanischen Sitze war andererseits zu dem von Tacitus vermischten Stein- und Ziegelbau keinerlei Nötigung. Die *materia informis* des Tacitus war eben das von der Natur gebotene Material. Der Holzbau wird naturgemäß viereckig gewesen sein, womit freilich jene Abbildungen germanischer Wohnungen auf der Markusäule (Abb. 11) sowie die sogenannten Hausurnen (Urnen in Form eines Hauses) (Abb. 12), die beide runde Formen zeigen, nicht übereinstimmen. Aber jene durch ihre mehrfachen Stockwerke, hohen Türen und Kuppeldächer überhaupt verdächtigen Darstellungen der Säulen scheinen auf die erwähnten Unterkunftshütten, wofür auch das wohl zu erkennende Flechtwerk spricht, zu gehen — hierzu paßt auch die Beschreibung der belgischen kuppelförmigen, rohrgedeckten Holz- und Flechtwerkhütten durch Strabo —; und bei den Urnen, die im übrigen ganz richtig ein hochaufgezimmertes Sparrendach vertragen, einmal sogar mit Pferdekopf am First, ist die Rundform durch die Natur des Gefäßes gegeben. Die Häuser der Säule zeigen im übrigen den Ständerbau, bei dem die Pfähle aufrecht dicht nebeneinander stehen. Anders beim Blockhaus, dessen Balken übereinander liegen. Neben diesem viereckigen Blockbau, der vorwiegend die südlichere Form war, muß man für den Norden einen ebenfalls viereckigen Fachwerkbau annehmen, bei dem die Zwischenräume zwischen den Bäumen oder später Balken durch Flechtwerk ausgefüllt wurden, wie es das Geäst und Gezweig der Bäume bot. Dieses wurde dann wieder mit dem in Norddeutschland vorhandenen Lehm, der auch mit Häcksel gemischt war, beworfen. Ein Steinfundament gab es kaum, den Bau sicherten eingesenkte Eckpfosten, der Fußboden war der festgestampfte natürliche Lehm- oder eine Unterlage von Bäumen oder Brettern. Diese Holzunterlage wie das ganze Haus ruhten in Süddeutschland zuweilen auf Pfählen, so daß der Erdboden nicht unmittelbar berührt wurde. Wie noch heute die Bewohner der Halligen mußten wieder die Chauken auf andere Weise ihre Wohnungen künstlich erhöhen, nämlich durch

Aufwerfen von Hügeln. Das hohe, ursprünglich zeltmäßige, erst später im Zusammenhang mit der Entwicklung des Giebels doppelseitig geformte Dach aus Stroh oder Rohr oder Holz ruhte in der Mitte auf einem besonders langen Baum (der späteren Säule). Eine besondere Decke gab es nicht. Die möglichst dichten Wände waren nur durch ziemlich hoch unter dem Dach gelegene kleine Öffnungen unterbrochen, deren Verschluss nur sehr primitiv sein konnte, und die nur wenig Licht und Luft hereinließen. Augentür (Augadauro) ist die gotische Bezeichnung dafür. Größere Fenster an den Seiten kannte man noch nicht. Das Innere des Hauses war naturgemäß vom Rauch geschwärzt.

Eines äußeren Schmuckes entbehrte es aber keineswegs. Tacitus läßt das Fachwerk mit glänzender Erdfarbe bemalt sein<sup>1)</sup>, und gewiß wird dieser Farbenschmuck zwischen den Balken auch die germanische Ornamentik gezeigt haben. Die Freude an glänzenden Farben, namentlich an Rot, Gelb und Blau, bewahrte noch die spätere Zeit. Ob übrigens die Freude am Rot, der Farbe des Führers (wie bei Kelten und Römern), dem Reiz des Blutes und seiner Farbe entspringt, bleibe dahingestellt. Weiter verstand man sich auf die Schnitzverzierung, und die Türpfosten, etwaige Seitenbretter des Daches, die Balken der Wände und im Innern die große Mittelsäule mögen vor allem damit bedeckt gewesen sein. Auch das einfachste Haus entbehrte solches Zierates nicht. Eine andere Bier scheint, wie eine schon erwähnte, aus augusteischer Zeit stammende Hausurne beweist, früh den Giebel geschmückt zu haben. Die heute namentlich in Niedersachsen, doch auch in Bayern und Österreich vorkommenden Pferdeköpfe, in welche die sich kreuzenden Giebelbretter an der Spitze auslaufen, die Ochsenhörner, welchen diese Spitzen anderswo gleichen, die Schwanenhälse, welche im sogenannten „alten Land“, aber auch sonst, den Giebel krönen, reichen in ihren Wurzeln wohl bis in die Urzeit zurück. Ob sie sich, wie behauptet wird, aus am Giebel als Schutzmittel aufgehängten Tierköpfen (für Pferdeköpfe wird der Brauch noch heute bestätigt) entwickelt haben, bleibe dahingestellt. — Eine besondere Erwähnung erfordern noch die Gruben unter der Erde. Die antiken Autoren, die sich darüber wunderten, haben sie, wie auch für andere Völker, unmißverständlich hervorgehoben. Man benutzte

1) Die Stelle (Germ. 16) ist indessen unklar. Vgl. Meringer a. a. O. S. 74. M. bestreitet ein bewußtes Verschönerungsstreben.

sie nach Tacitus nicht nur als Vorratskeller, sondern (in einer oberen Abteilung) auch als warmen Aufenthaltsort im Winter, indem man sie oben durch daraufgeworfenen Dünger schützte, besonders auch als Weberaum für die Frauen (Plinius). Dunk heißen noch heute die Webekeller in Ulm. Vermutlich hat Tacitus Vorratsgruben und ein zum Teil über den Boden ragendes Wohngrubenhause vermengt<sup>1)</sup>. Diese Gruben, um nicht zu sagen Höhlen, sprechen freilich auch für die Unvollkommenheit der eigentlichen Wohnstätten, die im Winter zu kalt und als Vorrats- und Arbeitsstätten nicht geräumig genug waren. Ein besonderer Raum soll nach neuerer Meinung später bei den Häusern der Reicherer noch für eine Art Dampfbad, das man durch Aufgießen von Wasser auf glühend gemachte Steine herstellte, vorhanden gewesen sein<sup>2)</sup>.

Auf alle Fälle war das altgermanische Holz- oder Fachwerkhause ein leichter Bau — man konnte es, wie noch eine Stelle des bayerischen Volksgesetzes zeigt, „auseinanderwerfen“ — und nach gewiß häufig vorkommenden Bränden rasch wiederherstellbar. Zieht man indes die außerordentlich geringe Entwicklung des Bauernhauses in der historisch bekannteren Zeit in Betracht, so wird der Versuch, wenigstens von dem besseren germanischen Hause durch Hinweis auf eine der späteren Bauernhausformen eine konkretere Anschauung zu gewinnen, unbeschadet des oben (S. 119) gemachten Vorbehalts nicht abzuweisen sein. E. H. Meyer<sup>3)</sup> hat auf das altniederländische Hause hingewiesen, schon aus dem Grunde, weil es sich dabei um altgermanische Sitze handelt und gerade diesen Sitten die Bewohner am treuesten geblieben sind. Bei ihm treten folgende, mit den ältesten Nachrichten über die Wohnstätten übereinstimmende Züge hervor: „ein längliches Viereck, dessen Hauptraum eine große Tenne (Pytheas weiß von Nordseeleuten, die ihr Getreide in großen Häusern dreschen) unter einem hohen, mit Pferdeköpfen gezierten Sparrendach ist, und dessen Wände aus Lehm oder Reifig hergestellt sind, die aber in ihrer Füllung und auf ihren Ständern mit weißer Farbe und bunten Figuren bemalt sind.“ Freilich vermißt Meyer bei diesem Hause jene unterirdischen Räume, die sich andererseits bei Franken und Friesen nachweisen lassen. Zu betonen sind aber bei dem niederländischen Hause als

1) Vgl. Meringer a. a. D. S. 75. Über die früheren Wohngruben der jüngeren Steinzeit vgl. Sophus Müller a. a. D. S. 25.

2) Siehe indessen oben S. 112.

3) Deutsche Volkskunde S. 53 ff.

weitere Merkmale hohen Alters die „urwüchsigte Einräumigkeit und die ebenfalls anderswo nirgend so zähe behauptete Freistellung des offenen Herdes.“ Die Einräumigkeit ist zweifellos für das germanische Haus der Urzeit besonders bezeichnend: man war noch gar nicht imstande, mehrere Räume abzuteilen, und baute auch später lieber für die verschiedenen Bestimmungen verschiedene Bauten. Die Einräumigkeit ist lange für das deutsche Haus charakteristisch geblieben. Um den freien Herd ferner hat sich früh das ganze häusliche Leben gruppiert: mit Recht schreibt ihm E. S. Meyer eine große „sittengeschichtliche Bedeutung“ zu. Für die gleichmäßige Verbreitung der Wärme von der Mitte aus, wo er steht, ist auch die quadratische Hausform besonders geeignet. Ein Ofen diente noch nicht als Wärmespender; seine Urform, ein „großes topfartiges Gefäß, das glühende Kohlen — diese hat man gehabt — enthielt“, wurde nur für das Backen, Schmieden, die Töpferei benutzt<sup>1)</sup>. Gefeuert wurde im Herde mit Holz oder in waldlosen Gegenden mit Torf, was Plinius schon für die Chauken bestätigt.

Ganz einfacher Natur war der Hausrat des Germanen; noch heute ist der des süddeutschen Bauern oft dürftig genug, ebenso der des skandinavischen. Am Herd gab es bei den principes einen erhöhten Ehrensitz — das bedeutet eigentlich Stuhl —, der auch mehreren Platz bot: sonst saß man auf rohen Bänken. Tische waren in größerer Zahl vorhanden. Die Taciteische Bemerkung, daß jeder seinen eigenen Tisch gehabt habe, deutet wohl nur auf eine Anzahl von Tischen für die einzelnen Gruppen, für den bevorzugten Hausvater, für die Unfreien usw. Man hat dies noch lange vorkommende Speisen an verschiedenen Tischen auf das Essen aus einer Schüssel zurückgeführt. Für das Ruhelager wird ein erhöhtes Gestell nicht immer vorhanden gewesen sein. In den Häusern der Großen war vielleicht schon früh ein wollener oder leinener Wandbehang üblich. Für die Beleuchtung wird man neben der Flamme des Herdes, neben dem Strohbüchel (um etwas näher zu besichtigen) und neben dem Rienspan vielleicht auch schon eine Urform der Kerze („geharztes oder gefettetes Berggeslecht auf einem Holzstod“)<sup>2)</sup> und irdene Näpfe mit Fett und primitivem Docht gehabt haben. Als Eß- und Trinkgeräte dienten hölzerne Teller und Näpfe, hölzerne Löffel, am Rande eingefasste Urhörner, weiter aber Ton-

1) Heyne a. a. D. I, S. 58.

2) Ebenda S. 60.

gefäße mannigfaltiger Art, auch wohl tönerner Vöffel, endlich jene Schüsseln und Schalen aus Bronze, die ebenso wie sonstiges Bronze- und Hie und da vorkommendes Glasgerät, wie ferner einzelne silberne Kleingeräte (Vöffel) zum Teil<sup>1)</sup> auf Import zurückgehen. Dazu kommt nun das Arbeitsgerät, Spindel und Webstuhl, Nadel und Schere, Handmühle, Pflug, Wagen. Sie führen uns auf das Arbeitsleben des Germanen.

Alle Arbeit geschah noch in ziemlich unentwickelten Formen. Wie bei allen Naturvölkern besteht für sie zunächst nur ein Motiv, das zwingende Bedürfnis, der Mangel. Als Arbeit wird die aus der Nahrungssuche, aus Unterkunft- und anderem Bedürfnis hervorgehende Tätigkeit auch nur bis zu einem gewissen Grade empfunden: daher das Spielerische primitiver Arbeit und der durchweg hervortretende Zug zu künstlerischer Ausgestaltung geeigneter Produkte. Ein weiteres Kriterium solcher Arbeit ist die Arbeitsgemeinschaft, zunächst der Sippe, die aber früh diese Rolle an die engere Familie abtrat. Das Kennzeichen germanischer, auch noch späterer Produktion ist daher die aus der Verkehrslosigkeit und wirtschaftlichen Isoliertheit erklärliche Hauswirtschaft. Jeder Haushalt beschafft und produziert alles Nötige selbst, also äußerst langsam, kompliziert, schwerfällig und mangelhaft. Andererseits bedingt die vielseitige Betätigung auch eine größere Geschicklichkeit und Erfahrung des einzelnen. Und schließlich sind die eigentlichen Trägerinnen solcher Arbeit regelmäßig die Frauen, die wir uns überhaupt in mancher Beziehung männerähnlich denken müssen (s. S. 49). Der Mann arbeitet nur, soweit jene der Arbeit nicht gewachsen sind, und soweit ihn der Mangel treibt, also namentlich als Räuber (Krieger), Jäger, Fischer, beschäftigt sich im übrigen wenig oder gar nicht und genießt. Ja, es liegt in der Arbeit etwas Ehrenrühri- ges (s. S. 57), und nur das Kriegshandwerk ziemt dem Manne, wie ja auch bei andern Indogermanen. Ein gewisses Prinzip einer natürlichen Arbeitsteilung zwischen ihm und der weiblichen Arbeitskraft ergibt sich aber schon auf niedrigster Stufe, auf der zu Nahrungszwecken die Frau Früchte und Pflanzen sammelt, der Mann Fleisch und Fische durch Jagd und Fang beschafft. Entsprechend ist dann der Anbau von Pflanzen Sache der Frau, die Viehzucht Sache des Mannes.<sup>2)</sup> Auch die Herstellung der Geräte, Werkzeuge und

1) Vgl. für die frühere Zeit S. 22 f.

2) Vgl. noch Bücher a. a. O. S. 339 f. Über die Ausnutzung der



Gefäße hat man je nach dem Arbeitsgebiet der Frau oder dem Manne zugeschrieben. Ein Teil der männlichen Arbeit wurde von unfreien Leuten besorgt. Ein großer Viehbesitzer war z. B. nur eine Art Oberhirte. Andererseits dürfen wir dem germanischen Manne — und das stimmt mit Beobachtungen bei den Indianern überein — wohl den Bau der Wohnstätte zutrauen, soweit ihm nicht auch hier Unfreie die Arbeit abnahmen. Die Zimmererei hat sich daher mit am frühesten gewerblich entwickelt. Als eines freien Germanen würdig galt sodann, wohl unter keltischem Einfluß, das sich mit dem Eisengraben und der Eisenbereitung verbreitende Schmiedewerk. Diese Auffassung erklärt sich aus der anfänglich bei der Metallarmut sehr großen Wertschätzung des immer noch seltenen Eisens vor allem als Waffenmaterial. Auch dieser Zug kehrt bei anderen Völkern wieder, wenn auch einzelne eine Sonderstellung des Schmiedes nach der entgegengesetzten Seite erkennen lassen, z. B. im Sudan, ihn also verachten, wohl weil er der erste war, der sich der mißachteten Handarbeit unterzog, vielleicht auch, weil das Schmiedehandwerk ursprünglich von unterworfenen Fremden betrieben ward. Möglicherweise widmeten sich ihm anfangs auch körperlich irgendwie weniger brauchbare Freie (der lahme Hephästos, der lahme Wieland). Mit der Mißachtung wie mit der Wertschätzung verbindet sich aber meist eine gewisse Scheu vor dem Schmiede, der als Tausendkünstler, als Kenner geheimer Dinge gilt, daher auch die ja ohnehin abergläubisch angesehene Heilkunde betreibt. Bei den Germanen wie bei anderen indogermanischen Völkern hat aber die Freude am Waffenwerk der Schmiedekunst göttlichen Ursprung einräumen und den Schmied eine bevorzugte Stelle einnehmen lassen. Der Sagenkreis von Wieland dem Schmied zeugt davon, wie andererseits das Geheimnisvolle des Handwerks in seiner Handhabung durch kluge Zwerge, z. B. Mime, in zahlreichen Sagen zum Ausdruck kommt. Der freie Mann schmiedet zunächst etwa die Speerspitze, bald auch sein Schwert selbst, und wer unfrei geboren ist, wird doch, wenn er des Schmiedewerks kundig ist, vor allen anderen Knechten geehrt, wie dies z. B. das für ihn festgesetzte Berggeld der späteren Volksrechte zeigt. Die Metalltechnik der Germanen<sup>1)</sup> darf man nicht als eine zu niedrige

Frau als Arbeitskraft vgl. auch Weber a. a. O. (Jahrbüch. für Nat.-  
 dt. III. F. Bd. 28) S. 456.

1) Über die anfängliche Beeinflussung durch die Kelten vgl. S. 25.

ansehen: sie haben Eisen gegraben und Eisen bearbeitet, wenn sich auch aus Tacitus auf einen gewissen Mangel an Eisen selbst wie an eisernen Waffen schließen läßt. Das Schmelzen und Gießen war den Germanen früh überliefert und ebenso die Bearbeitung an der Esse. Ein Teil dieser Schmiedetätigkeit war gewiß Hausarbeit, betraf auch mehr Gerüststücke als Waffen und wurde von Freien wie Knechten geleistet. Es muß sich aber auch bald ein gewerblicher, wenn auch auf wenige Personen beschränkter, zunächst im Zusammenhang mit der Eisengewinnung im Walde ausgeübter Betrieb (Walbschmiede) ausgebildet haben (siehe S. 130), und trotz des nachmals fühlbaren direkten römischen Einflusses bewahrte die Art der Ausführung und Ornamentierung der Schmiedearbeiten große Selbstständigkeit. Später verstanden sich besonders die Vandalen auf das Waffenschmieden. Von den Spuren frühzeitigen Gewerbebetriebes wird sogleich näher zu handeln sein.

Weit größer als das männliche war das Arbeitsgebiet der Frau. Nicht nur der Anbau, auch die Verarbeitung der Körner- und sonstigen Früchte, das Stampfen, das Mahlen usw., weiter aber die neben der Schmiedekunst zufrühest wichtigen Tätigkeiten der Töpferei und der Weberei lagen, die letztere noch sehr lange, in weiblichen Händen. Der Frau und den Töchtern standen in den größeren Haushalten mehr oder weniger zahlreiche unfreie Frauen und Mädchen zur Seite. Und ebenso nahmen dort einen großen Teil der schwereren Arbeit auch die männlichen Hörigen auf sich, insbesondere die gröbere agrarische Arbeit. Im kleineren Haushalt halfen ferner die Greise und Kinder, und der ärmere Freie wird wohl doch oft selbst mit Hand angelegt haben. Die Ackergeräte nun waren meist einfach; Eisen wurde wohl für Waffen, aber bei weitem nicht für alle Geräte verwandt. Natürlich hatte man den Pflug und zwar auch den bespannten mit breiter Pflugschar und (später, jedenfalls zu Beginn unserer Zeitrechnung) mit Rädergestell<sup>1)</sup>. Weiter gab es die Egge, die Sichel, die schon in vorgeschichtlichen Bronzefunden vorkommt, und manch anderes auf dem Wege der Sprachforschung für die älteste Zeit zu erschließende Handgerät. Auch das Hufeisen ist übrigens keltisch-germanisch und erst auf die Römer übertragen. Zum Dreschen, das im Norden in Tennen geschah, nahm man wohl nur einfache Knüttel. Wagen hatte

1) S. oben S. 42. Vgl. Hoops a. a. D. S. 506 ff., vorher auch schon R. Weber a. a. D. S. 448.

man anfangs nur in sehr primitiver Form, zweirädrig mit Klotzrädern: aber es müssen früh vollkommenere vierrädrige Fahrzeuge, auch für die Wander- und Kriegszüge, verwandt sein. In Jütland hat man sehr schöne Wagen aus vorrömischer Zeit gefunden. Schlitten und Schleife sind auch alte Fahrzeuge. War nun das Bestellen des Feldes, auch das Schneiden und das Dreschen des Kornes nur zum Teil weibliche Arbeit, so fiel den Frauen das Mahlen schon in größerem Umfang zu. Man hatte eine steinerne Handmühle, „aus einer gehöhlten Schale und einem mit freier Hand bewegten Reiber bestehend“<sup>1)</sup>. Sie genügte, weil man immer nur soviel Mehl, als man für den Tag brauchte, herstellte. In einzelnen Haushalten sind wohl auch größere Mahlvorrichtungen vorhanden gewesen. Die Bereitung des Breis wie des noch seltenen Brotes (s. S. 105 f.). — Mehl und Kleie waren noch nicht geschieden — war natürlich Sache der Frauen, ebenso die Zubereitung der sonstigen Nahrung. Weiter aber lag ihnen alles ob, was mit der Herstellung der Kleidung, von der Gewinnung des Hanfes und Flachses an, zusammenhängt. Insbesondere die Webekunst ist uralte. Bereits die Bewohner der Pfahlbauten haben sie geübt, und, nach den Kleiderresten jütischer Funde zu urteilen, muß sie in der älteren Bronzezeit schon recht vorgeschritten gewesen sein. Spinnen und Weben waren also den germanischen Frauen und Mädchen altvertraut, wie solche Arbeit denn auch die weiblichen Gestalten des Mythos und der Sage verriechen. Handspindel, Wirtel und Webstuhl sind alte Geräte. Die Spindel wurde geradezu zum weiblichen Symbol, die Verwandten mütterlicherseits hießen später die Spindelmagen. Natürlich verstanden die Frauen nicht nur die Herstellung und ebenso, wie wir (S. 110) sahen, die Färbung der Stoffe, sondern auch das Zusammennähen zu Kleidungsstücken. Schon die Steinmenschen konnten ihre Kleidung mit primitiven Knochenadeln zusammenfügen. Später gab es sehr schöne importierte bronzene und schließlich eiserne Nähadeln, die als wertvolle Habe die Frau immer begleiteten, auch ins Grab. Scheren (Abb. 13) aus Bronze und Eisen finden sich ebenfalls in den Frauengräbern. Die Hauptzeit für solche Arbeiten, insbesondere für das Weben, war der Winter. — Auch die Töpferei war wohl zunächst vielfach weibliche Hausarbeit; das beweisen z. B. die Abdrücke der Finger. Nach den Funden zu urteilen, muß die

1) Vgl. Heyne a. a. O. I, S. 44. Über Mahlen und Baden überhaupt vgl. Heyne II, S. 257 ff.

einheimische Keramik — denn gerade bei der Zerbrechlichkeit der Gefäße wird man in der Regel nicht an Import von weither denken dürfen<sup>1)</sup> — schon früh eine gewisse Höhe erreicht haben. Meist ohne Anwendung der Töpferscheibe, die wohl erst von den Römern kam, verstand man mit der Hand sehr gleichmäßige Gefäße (Schalen, Töpfe, Urnen, Krüge u. a.) in recht mannigfaltiger Weise aus Ton in verschiedener Färbung zu formen, bald auch zunächst mittels der Fingernägel, dann mittels aneinander gehaltener oder gebundener Ruten mit leicht eingeritzten Ornamenten zu verzieren. Aus dem Vorkommen korbähnlicher Verzierungen hat man mit Recht auf Korbflechterei der Germanen geschlossen, während man früher den Korb (corbis) als römisches Lehnwort ansah. Aber Schuchhardt geht weiter<sup>2)</sup>. „Alle Hauptmotive der Verzierung“ der neolithischen Tongefäße „finden in der Korbflechterei ihre Erklärung“ Er denkt sich, „daß man geflochtene Gefäße: Schalen und Töpfe mit Lehm dichtete, bis man sah, daß auch der Lehm allein das Gefäß hergab; da ging man zu dem billigeren Surrogat über, wollte es aber, wie es in solchen Fällen immer geschieht, in der äußeren Erscheinung so auftreten lassen, als ob es das alte, solide gearbeitete Gerät wäre.“ Schuchhardt meint also, „daß in Nordwestdeutschland ein ganz fester, zweckmäßig und gefällig entwickelter Korbflechtstil Form und Verzierung der neolithischen Tongefäße geschaffen habe“<sup>3)</sup>. Auf das Brennen hat man



Abb. 18. Schere. Photographie. (Sfund. i. d. Mart.)

- 1) Kiehebusch a. a. D. S. 36.
- 2) E. Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst in: Prähistorische Zeitschrift I, H. 1, S. 37 ff., bes. S. 40 u. 52.
- 3) Dagegen hätte „im südöstlichen Europa

sich nicht überall gut verstanden. Diese urheimische Produktion ward in unserer Epoche auch von den Römern, namentlich in den Formen, beeinflusst. Gerade die Töpferei könnte sich über die Hauswirtschaft zuerst erhoben haben, da sie von dem Vorkommen guter Tonerde abhängt. Vielleicht hat sich an solchen Punkten eine Herstellung von Tonwaren durch kleine Leute in größerem Maßstabe entwickelt, wofür die Verbreitung mancher gleichartiger Formen durchaus spricht.

Wir kämen so zu gewissen Ansätzen eines Gewerbebetriebes. Wahrscheinlich ist auch für die Weberei eine über den Hausbedarf hinausgehende Produktion früh anzunehmen, aber nur als lokale Besonderheit. Für Friesland kann man eine frühe Gewerbstätigkeit voraussetzen: das friesische Volksrecht nennt später auch Weber als Handwerker. Vorbedingung war eine ausgedehnte Schafzucht, und förderlich waren die Ansprüche der Schifffahrt an Segel usw. Sicher ist dann weiter ein handwerksmäßiger Betrieb früh für das Schmieden (siehe S. 126) anzunehmen, schon wegen der notwendigen besonderen Einrichtungen. Nicht nur die Waffen, auch der Beschlag an den Schilden, die Einfassung der Trinkhörner, allerlei sonstige Hiekraten und Geräte, später auch metallene Götterbilder erforderten, soweit es sich um einheimische Herstellung handelte, eine kunstreichere, geübtere Hand. Und unter den Schmieden mag sich früh dieser oder jener eine besondere Spezialität erkoren haben. Wie als Schmied wird auch bei Bearbeitung des Holzes mancher Germane als Zimmermann (siehe S. 126), Schnitzer, Wöttcher einen gewerbsmäßigen Betrieb mit Hilfe von Angehörigen gehabt haben. In der Fertigung hölzerner Gefäße, namentlich der großen Behälter für das Bier, aber auch von Fässern mit Dauben haben die Germanen nach dem Vorgang der Kelten — die Südländer kannten die Wöttcherei nicht — früh besondere Übung besessen. Vielleicht darf man auch für das Gerben der Häute eine Art gewerblichen Betriebes seitens kleiner Leute annehmen. Die Zubereitung des Salzes ferner, die nur bei den Salzquellen selbst möglich war, wird in den Händen bestimmter Leute gelegen haben, die das Salz dann auch vertrieben. — Wichtig blieben jene primitiven Betriebe auch weiterhin für das innere Deutschland. Die römische Töpferei

---

und offenbar noch weiter in Ägypten die Naturform des Kürbis und der Gurke den Haupteinfluß auf die Tongefäßbilderei gehabt und damit auch eine weit größere Freiheit in der Ornamentik hervorgerufen“.

in den Donauländern, am Rhein und an der Mosel, die römischen Tuchfabriken in Trier und Metz deckten später den Bedarf immer stärker und importierten reichlich Waffen, Schmuck usw. Aber allmählich ist der Gewerbebetrieb der Germanen gewachsen, und sie entwickelten auch eine nicht geringe Selbständigkeit. Erwähnt sei noch für die spätere Zeit, daß Ulfilas den Töpfer, den Zimmermann, den Schmied und den Weber kennt.

Die Verbreitung der Gewerbsprodukte, vor ihnen schon die des Salzes, setzt wenigstens einen primitiven Handel, den wir ja oben (S. 17) schon für eine graue Vorzeit festgestellt haben, und der sich z. B. auch aus dem starken Import schon der rohen Bronze und dem Ausführen des Bernsteins ergibt, voraus. Gewiß lag er in erster Linie in den Händen der Fremden, der Gallier und Römer. Römische Handelsleute waren z. B. in dem Hauptstiz des Markomannenkönigs Marbod ziemlich zahlreich ansässig und werden ebenso auf einer Insel der Bataver erwähnt. Die Fremden haben auch die erklärliche Abneigung einzelner Stämme gegen sie sehr bald zu überwinden gewußt. Aber über solchen Passivhandel, der wesentlich Tauschhandel und dessen Kern eigentlich der Menschen- und Weinhandel war<sup>1)</sup>, hinaus muß sich doch früh auch ein Teil der Germanen selbst mit Handelsgeschäften d. h. einfachem Austausch abgegeben haben. Erwerbssinn hat der Germane zudem nie verleugnet. Insbesondere der innergermanische Verkehr, das Heranholen der von den Römern begehrten Dinge (Bernstein, Pelzwerk, Gänsefedern, Vieh, Flußperlen, besonders auch Menschen) aus fernen Gegenden und der Vertrieb römischer Waren unter den inneren Stämmen, wird vielfach ein Verkehr germanischer Händler von Stamm zu Stamm gewesen sein. Mit den Slaven werden germanische Händler auch verkehrt haben; ebenso Südgermanen sicher mit den Scandinaviern. Weiter haben wir frühe Kunde von einem aus dem Seeraub sich entwickelnden Seehandel der Nordseegermanen: auf Grund ihrer günstigen geographischen Lage kamen die Friesen früh zum Vertrieb ihrer Produkte. Dazu kommt nun noch ein wohl vorauszusetzender Tauschhandel in primitiver Marktform innerhalb der Völkerschaften gelegentlich der Zusammenkünfte bei großen kultischen Versammlungen und Opferfesten.

Geld diente freilich noch nicht als Verkehrsmittel, obgleich die

1) Vgl. S. 27.

fremden Münzen den Germanen seit langem bekannt und für den Grenzverkehr wenigstens unentbehrlich waren. Im Gegensatz zu den Innergermanen, die das Geld noch nicht achteten, waren die Grenzgermanen bereits geldgierig, suchten sich auch schon gegen Übervorteilung zu sichern und nahmen neben dem früh geschätzten Gold aus Mißtrauen gegen Beschneidung am liebsten die ausgezählten vollwichtigen Silberdenare der Republik, trotzdem diese später außer Kurs gesetzt waren. Münzen sammelten sie aber meist als Schatz oder verwandten sie zum Schmud. Wurden sie als Zahlungsmittel benutzt, so kam nur der Metallwert in Frage. Die Münzen dienten also als Barrengeld. Dies letztere war überhaupt die Hauptform des Metallgeldes, also jedesmal abgewogene beliebige Stücke Metall, die aber auch in der Form von Hals-, Arm- und Beinringen die gleiche Rolle spielten.

Von Straßen kann nicht die Rede sein. Dagegen bewegte sich der erwähnte uralte Handel wie der Verkehr zwischen den Siedlungen einer Völkerschaft sicherlich auf alten, vielleicht oft schleichpfadartigen Wegen über Furten usw., selbst durch den unzugänglichen Wald zuweilen hindurch. Im ganzen hielt sich der Handel meist nur an bestimmte Richtungen, ohne daß immer wirkliche Wege vorhanden waren. Dasselbe gilt von den Kriegszügen. Die früher für römisch gehaltenen Bohlwege über Moorstreden sieht man neuerdings übrigens als germanisch an.

Ein Leben der Arbeit im heutigen Sinne haben die Germanen nicht geführt: noch waren es Naturmenschen, die nicht tiefer über das Leben nachdachten und nicht schwer um das Leben sich sorgten. Ihr Leben war durchaus an natürliche Bedingungen geknüpft. Wer hoch in die Jahre kam, seine Körperkräfte schwinden fühlte, für den verlор das Leben viel mehr seinen Reiz als für den Menschen auf höheren Stufen. Greise zogen daher gelegentlich einen freiwilligen Tod vor. Den Tod fürchtete der Germane überhaupt nicht: das zeigt schon seine Todesfreudigkeit in der Schlacht. In- des erklärt sich diese namentlich aus dem erörterten Seelenglauben. Derselbe Glaube bewirkte auch die Totenverehrung. Freilich ist mit ihr auch Totenfurcht verbunden, und so hat man auf diese die Sitte des Leichenbrandes, den man früher, wie Grimm, aus den nomadischen Zuständen — man wollte den Toten in leichtester Form (Asche) mit sich führen — oder als Opfer erklärte, zurückgeführt. Wie bei den klassischen Völkern haben Begraben und Leichenbrand gewechselt. Griechen wie Römer haben zuerst

ihre Toten begraben, dann kam Leichenbrand auf, bei den Römern unter griechischem Einfluß, bis aufs neue wieder daneben das Begräbnis aus gesteigerter Pietät gegen die Verstorbenen sich durchsetzte. Bei den Germanen wurden in der ältesten Zeit die Leichen ebenfalls unverbrannt bestattet; Leichenbrand kam aber schon gegen Ende der Steinzeit auf. Das Begraben, das ebenso wie der Brand nie ganz ausschließlich vorkam, war nun auch durchaus nicht einheitlich. Die Leichen wurden in verschiedenster (anfangs oft in hochender) Stellung meist auf die bloße Erde gelegt und mit Erde beschüttet, andererseits auf ein Brett oder in einen Totenbaum — so in Holstein und Mecklenburg, aber auch im Südwesten und noch nach dem salischen Gesetzbuch bei den Franken — gebettet. Der Holzfang ist römisch. Um die Leiche wurden oft Steine im Kreise gelegt und gestellt, oder es wurden förmliche, in der Steinzeit oft gewaltige, Steinkisten, Steinkammern errichtet. Hügel in verschiedenen Formen türmten sich darüber, die Erde wurde durch Steine befestigt. In einem Hügel wurden oft mehrere Leichen beigesetzt. Es gab also vermutlich wie überhaupt bei den Indogermanen Sippengräber, ebenso wie die als späteste Form vorkommenden Reihengräber auf Sippenfriedhöfe hinweisen. Das Begraben überwiegt noch in historischer Zeit in östlichen Gegenden und nachmals wieder bei den Alemannen, Franken und Burgundern. Doch war wohl bei diesen die Verbrennung vorhergegangen, die in Norddeutschland auch später üblich blieb. Von Tacitus wird letztere nun fälschlich als normal für die Germanen angenommen. Daß die Germanen nach seinem Bericht bei solchen Bränden nicht den Prunk höherer Kultur — nur in der Holzart machte man nach dem Ansehen des Toten Unterschiede — entfalteten, ist nur natürlich. Die Verbrennung auf Scheiterhaufen war wohl allein im Norden üblich: sonst schichtete man über der am Boden liegenden Leiche Holz auf und setzte es in Brand. Die nieder-rheinischen Hügelgräber zeigen im Gegensatz zur keltischen Art eine besondere Einfachheit. Zuweilen fehlen hier, wie früher überhaupt, Urnen für die Reste. Die Strandvölker ließen die Toten in einem angezündeten Schiff auf dem Wasser verbrennen.

Bei Leichenbrand sammelte man später die Asche in Urnen, die sich oft in großer Zahl in Gräberfeldern beieinander finden. Die Urnenfriedhöfe (Hallstattzeit) verdrängen die „bronzezeitlichen“ Hügelgräber. Die Formen der Urnenbeisetzung entsprechen den mannigfaltigen Arten der Beisetzung der Leichen. — In der römische



Zeit finden sich als Regel überall Flachgräber, nur am Niederrhein noch Hügelgräber (Brandgräber). Mit Riefebusch müssen wir also annehmen, daß Tacitus, wie früher erwähnt, seine Kenntnisse vom Niederrhein hat. Wie bei anderen Völkern waren ferner Totenopfer üblich, d. h. im Grunde Leichenschmäuse, die bei Leichenbrand während desselben stattfanden. Den Leichen wurden jene beim Leichenbrand zum Teil der Zerstörung anheimfallenden Beigaben beigelegt, Waffen, Schmuck und Zubehör der Person, bei den Frauen z. B. Nadeln, sowie Speise und Trank vom Opfer und die zerschlagenen Gefäße vom Leichenmahl. Tiere, Knechte, bei einigen Stämmen auch Frauen<sup>1)</sup> folgten dem Herrn in den Tod.

Auf keinen Fall ist erst von einem christlichen Einfluß auf die Verbreitung des Begrabens, dessen Verhältnis zum Brande völlig sicher schwerlich geklärt werden wird, die Rede. Später allerdings wurde die Verbrennung als heidnisch empfunden, weil die von den christlichen Franken bekämpften Sachsen und Friesen zäh daran festhielten und der Brauch so als ausschließlich heidnisch-germanisch erschien. Nun sah man das Begraben als Bestandteil der christlichen Sitte an, die Deutschland im Zusammenhang mit jener gewaltigen Macht erobert hatte, die das germanische Leben langsam umgestalten sollte, mit der römischen Kultur.

1) Vgl. S. 84.

## Register.

- Ackerbau 9, 32, 39 ff., 105 f., 127.  
 Ackergeräte 21, 42, 127.  
 Ael 88, 98.  
 Auferes d. Germ. 52 ff.  
 Ahnenkult 66, 132.  
 Alliteration 73, 78 f.  
 Apfel 41 f., 107.  
 Arbeit, Charakter und Rolle der 125.  
 Arbeitsteilung 44, 125.  
 Augenfarbe 33, 53.  
 Ausbreitung der Germanen 7 f., 12 ff.  
 Baden 105, 124, 128.  
 Baden 112, 123.  
 Bastarnen 15, 19.  
 Baumkult 12, 68.  
 Begraben 132 ff.  
 Beize 47 f.  
 Beleuchtungsmittel 124.  
 Bernstein 1, 7, 17 ff., 21, 131.  
 Bevölkerung 14, 40.  
 Bier 41, 106, 130.  
 Bluttrache 86 f.  
 Böttcherei 130.  
 Brei 105, 128.  
 Bronze, Bronzezeit 17, 20 ff., 44, 125.  
 Brot 105 f., 128.  
 Burgen 117.  
 Dämonen 66.  
 Disziplinlosigkeit 62 f., 115.  
 Ehe 59 f., 82 ff.  
 Eier 104.  
 Eigenliebe 60, 63.  
 Eigentumsentwicklung 42, 45 f.  
 Einbaum 6, 11.  
 Einzelhof 24, 45, 118.  
 Eisen 22 f., 25, 32, 36, 113 r., 126 ff.  
 Elfisher Geister 67 ff.  
 Empfindlichkeit 63.  
 Erbrechen 92.  
 Etrusker 18, 20.  
 Färben des Haares 53, 112.  
 Färben d. Stoffe 110.  
 Familie 81 ff., 86.  
 Farbenschmuck d. Hauses 122.  
 Fruchtigkeit 9.  
 Fischerei 5 ff.  
 Fischnahrung 103 f.  
 Flachs 39, 110.  
 Fleisch 103 f.  
 Frauen 49, 53, 125.  
 — Stellung der 58 ff., 81 f., 84 f.  
 —, weise 59, 72, 75.  
 Frauenarbeit 125, 127 ff.  
 Frauentracht 110 ff.  
 Freiheitsgefühl 62 f.  
 Freilassung 98.  
 Gänse 103 f., 131.  
 Gau 89 f.  
 Gebundenheit 63, 85, 101.  
 Gefolge 61, 98, 101 f.  
 Geistiges Leben 75 ff.  
 Geld 36 f., 131 f.  
 Gemüt 57 ff.  
 Gerberei 130.  
 Germanenname 33.  
 Getreidearten 39, 41 ff., 105 f.  
 Gewerbliche Ansätze 17, 127, 130 f.  
 Siebelzier 122.  
 Götter 49 f., 66 ff.  
 Griechen 18, 28, 132.  
 Grundherren 97.  
 Gutmütigkeit 57, 60.  
 Haarfarbe 33, 53.  
 Haartracht 111 f.  
 Häuptlinge s. principes.  
 Hallstattkultur 22 f., 36  
 Handel 6, 17 ff., 27, 32, 131.  
 Hanf 41.  
 Hausendorf 118.  
 Haus 45, 118 ff.  
 Hausrat 124 f.  
 Hauswirtschaft 125.  
 Heerweien 88, 116.  
 Herd 124.  
 Hering 6 f., 104.  
 Herzog 99, 116.  
 „Hirtenstufe“ 36 ff.  
 Honig 104 f.  
 Humor 57.  
 Hundertschaft 88 f., 116.  
 Idealismus 63 f.  
 Individualismus 63, 101.  
 Innerlichkeit 58, 72.  
 „Jägerstufe“ 36, 46.  
 Jagd 10, 46 ff., 108.  
 Jagdleibenschaft 47.  
 Käse 104.  
 Kampfesweise 48 f., 115 f.  
 Kelten 4, 13 ff., 22 ff., 33, 36, 53 ff., 106, 113, 118, 130 f.  
 Keramik 22 f., 129 ff.  
 Keuschheit 59 f.  
 Kleidung 21, 32, 108 ff.  
 Klima 9, 58, 119.  
 Königtum 99 f.  
 Körpergröße 52 f., 114.  
 Körperl. Übungen 50.  
 Körperpflege 112.  
 Korbflechterei 129.  
 Kriegerische Art 43 f., 48 ff., 69.  
 „Kriegerstufe“ 48 ff.  
 Kriegszeichen 71, 116.  
 Kultgenossenschaften 84.  
 Kultureinrisse 16 ff  
 —, keltische 23 ff., 38 f., 102, 106.  
 —, römische 26 f., 40, 70, 134.  
 Kulturstufe der Germanen 32 f., 36 ff.  
 Kunstübung 80 f.  
 La-Tène-Kultur 25, 36.  
 Lebensideal, Krieger. 48.  
 Leichenbrand 132 ff.

- Leinwand 110 f.  
 Loderheit d. sozial. Zu-  
 stände 81, 85, 88, 100 f.  
 Mafhlen 127 f.  
 Maffika 7, 20.  
 Mafflosigkeit 55, 60, 62.  
 Menfchenhandel 27, 131.  
 Menfchenopfer 54 f., 72.  
 Met 105.  
 Metalltechnik 21 ff., 25,  
 36, 126 f., 130  
 Milch 104.  
 Mutterrecht 81 f.  
 Myfenifche Kultur 17,  
 21 f.  
 Nähen 128.  
 Nahrung 103 ff.  
 Namen 49.  
 Naturfefte 71 f.  
 Naturgefühl 58, 66 ff.  
 Naturreligion 68 ff., 71.  
 Nomadentum 38 f.  
 Nordfee 5 ff., 17 f.  
 Ofen 124.  
 Oligarchie 96.  
 Opfer 66, 71 ff., 134.  
 Ornamentik 80.  
 Ostgermanen 4, 13, 19 f.,  
 34 f., 44.  
 Ostfee 2 ff., 18, 104.  
 Pelzwerk 19, 109 f., 131.  
 Perlen 131.  
 Pferde 37 f., 103, 115 f.  
 Pflug 21, 42, 127.  
 Phönizier 17 f.  
 Poetifches Gut 77 f.  
 Polygamie 82.  
 Priester 70 f., 93 f.  
 principes 88, 90, 92,  
 96, 98 f.  
 Pytheas 1, 5, 7, 17,  
 28, 123.  
 Quellen, antike 27 ff.  
 —, bildliche 30 f.  
 —, fonftige 31.  
 Räfel 78.  
 Rechtsleben 79 ff., 86 ff.,  
 91 ff.  
 Reiterei 115 f.  
 Religion 58, 64 ff.
- Rinder 38, 103.  
 Ringe 113.  
 Römer 26 ff., 49, 112.  
 115, 131 ff.  
 Rüben 106 f.  
 Runen 73 ff.  
 Salz 103, 130 f.  
 Schickfalsglaube 73 f.  
 Schifffahrt 5 f., 21.  
 Schmiedekunft 124,  
 126, 130.  
 Schmutz 19, 21, 112 f.  
 Schrift 75 f.  
 Schweine 10, 37, 103.  
 See, Einfl. d. 1, 5 ff.  
 Seelenglaube 58, 66 ff.,  
 74, 132.  
 Seeräuberei 6, 131.  
 Segel 5 f., 130.  
 Selbftändigkeitsdrang  
 100 f.  
 Seßhaftigkeit 44 f.  
 Sicherung gegen Feinde  
 116 f.  
 Siedelungen 8 f., 44 ff.,  
 117 f.  
 Sippe 42 f., 45, 85 ff.,  
 91, 118.  
 Sippenhader 85, 100.  
 Skandinavien 3 f., 7,  
 13, 21 f.  
 Sklaven 57, 84, 97.  
 Skythen 13.  
 Slawen 3, 11 ff., 19,  
 32, 120, 131.  
 Soziales Leben 81 ff.  
 Spaltung der Ger-  
 manen 7 f.  
 Spielleidenfchaft 56.  
 Spinnen 128.  
 Sprache 34, 79.  
 Staatliche Anfänge 85,  
 88 ff.  
 Stammesgegenfäße  
 34 f., 51, 57, 63, 89.  
 Steinzeit 20, 44, 129  
 133.  
 Steppen als Siede-  
 lungsland 8 f.  
 Strafen 54, 60, 93.
- Symbolifche Geiftes-  
 haltung 79 f.  
 Taufendfchaft 88, 116.  
 Tempel 70.  
 Todesfreundigkeit 132.  
 Töpferei 124, 128 ff.  
 Totenbaum 11, 133.  
 Totenbestattung 36, 66,  
 132 ff.  
 Trägheit 56.  
 Treue 60 ff.  
 Trunkfucht 55 f.  
 Übervöllerung 14.  
 Unbändigkeit 62.  
 Uneinheilichkeit 33 ff.  
 Unterird. Räume 122 f.  
 Unterfchiede, kulturelle  
 33 ff.  
 Unterwürfigkeit 62.  
 Urfitze d. Germ. 2 ff.  
 Viehzucht 36 ff., 44, 46,  
 103 f.  
 Volkscharakter 51 ff.  
 Volksverfammling 62,  
 71, 79, 88 ff., 92 ff.  
 Waffen 19, 21, 50, 113 ff.,  
 130.  
 Wagen 21, 120, 125,  
 127 f.  
 Wald, feine Bedeutung  
 8 ff., 66 ff.  
 — Heiligkeit 12, 58, 68.  
 Weberei 123, 128, 130.  
 Wechfel d. Wohnfitze 42 f.  
 Wege 32, 132.  
 Weiden 36.  
 Wein 107 f.  
 Weinhandel 27, 131.  
 Weisfagung 72 ff.  
 Wildbret 47, 103.  
 Wildheit 54 ff.  
 Wirtschaftsweife 36 ff.,  
 45 f.  
 Wohnung 118 ff.  
 Zauberei 74 ff.  
 Zeitrechnung 79.  
 Zimmererei 126, 130.  
 Zweikampf 73, 89.  
 Zwiespältigkeit d. Cha-  
 rakters 52, 56, 62.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Aus Natur und Geisteswelt

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

Zur **Kulturgeschichte** und **Völkskunde** sind u. a. erschienen:

**Germanische Mythologie.** Von Dr. Julius von Negelein.  
(Bd. 95.)

**Mittelalterliche Kulturideale.** Bd. I: **Heldenleben.** Von  
Prof. Dr. Daib. Vedel. (Bd. 292.)

**Die deutschen Völkstämme und Landschaften.** Von  
Prof. Dr. Oskar Weise. (Bd. 16.)

**Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache.**  
Von Prof. Dr. Wilhelm Uhl. (Bd. 84.)

**Die deutschen Personennamen.** Von Direktor Prof. Alfred  
Bähnisch. (Bd. 296.)

**Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.** Von  
Reg.-Baumstr. Christian Rand. (Bd. 121.)

**Das deutsche Haus und sein Hausrat.** Von Prof. Dr.  
Rudolf Meringer. (Bd. 116.)

**Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen  
Entwicklung.** Von Direktor Dr. Eduard Otto. (Bd. 14.)

**Das deutsche Dorf.** Von Robert Mielke. (Bd. 95.)

**Deutsche Baukunst im Mittelalter.** Von Prof. Dr.  
Adalbert Matthäei. (Bd. 8.)

**Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte.**  
Von Direktor Dr. Eduard Otto. (Bd. 45.)

**Deutsche Volksfeste und Volkssitten.** Von Hermann  
S. Rehm. (Bd. 214.)

**Die deutsche Volksage.** Von Dr. Otto Bödel. (Bd. 262.)

**Das deutsche Volkslied.** Von Dr. J. W. Bruhier. (Bd. 7.)

**Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius.** Von  
Dr. Heinrich Spiero. (Bd. 254.)

Nähere Angaben über diese Bände siehe im Anhang

## Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. Otto Böckel.

Beheftet M. 7.—, in Leinwand gebunden M. 8.—

„Wie müßten doch Herder und Goethe, die Brüder Grimm und Uhland voll Freude und voll Dankes sein über dieses Buch, die reife Frucht eines dem Volksliede gewidmeten Lebenswerkes. Die Psyche des Volksliedes hat sich ihm in ihrer vollen Klarheit und Totalität eröffnet, und so kommt sie auch bei größtem Ernst der wissenschaftlichen Darstellung schön und unwiderstehlich in ihrer Macht durch das ganze Buch zum Ausdruck: zur Wirkung auf den Leser. So wird es denn wenig Bücher geben, deren Lektüre in gleich hoher Weise zugleich den anspruchsvollen Gelehrten erfreut und durch Spendung eines ganz ausserlebens Genußes alle Kräfte des Gefühls in seinen Bann zieht.“ (Frankfurter Zeitung.)

„... Dieses Buch ist so reichhaltig und dabei so übersichtlich klar geordnet und so schlicht anmutig ohne allen Gelehrtsämkel und vielsprachigen Ballast geschrieben, daß es sicherlich sehr viele mit Freude lesen werden. Und niemand wird es ohne Wissensbereicherung aus der Hand legen. Es hat doppelten Wert. Es bietet in seinem eigentlichen Texte eine großartig umfassende Abhandlung über das Wesen des Volksliedes, in seinen überaus zahlreichen Anmerkungen eine Bibliographie zum Thema und somit einen Wegweiser für jeden, der die empfangenen Anregungen in ein oder anderer Hinsicht zu gediegeneren Kenntnissen ausbauen will.“ (Tägliche Rundschau.)

## Heimatflänge aus deutschen Gauen. Von Dr. Oskar

Dähnhardt. Für jung und alt ausgewählt. Gedichte und Erzählungen. 3 Bände. Mit Buchschmuck von Robert Engels. I. Aus Marsch und Heide. (Niederdeutsch.) 2. Aufl. II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. (Mitteldeutsch.) III. Aus Hochland und Schneegebirg. (Oberdeutsch.) Geb. je M. 2.—, geb. je M. 2.60.

„... Eines der liebenswürdigsten Bücher, das ich seit Jahren in der Hand gehabt habe. Ein auszeichneter Kenner der deutschen Dialektdichtung, ein fähner Tiefseeforscher im deutschen Volksgemüte, ein wahrer Pädagoge, der seinen Jungen die öde Schulstube zur behaglichen Stätte fräulicher Zweisprache und etlicher Märchenstimmung umzuschaffen versteht, macht hier den überaus gelungenen Versuch, Schülern und Lehrern eine Auswahl des Besten vorzulegen, was die heimische Dialektdichtung in Vers und Prosa darbietet.“ (A. Sauer im Fuphorion.)

## Deutsches Märchenbuch. Von Dr. Oskar

Dähnhardt. Mit Abbildungen von E. Kuitkan. 2 Bände. (Band I in 2. Auflage.) Geb. je M. 2.20.

„Wie durch den Schlag der Wünschelrute ist eine ganze herrliche Wunderwelt vor unserer Seele aufgebaut. Sie enthält nur solche Märchen, die bisher so gut wie unbekannt waren. Aus der reichen, nur dem Forscher bekannten Literatur ist das Schönste und Wirksamste ausgewählt. Dazu ist das Buch mit vielen herrlichen Zeichnungen und bunten Bildern ausgestattet. Erich Kuitkan hat die Bilder aus dem Geiste heraus geschaffen, der uns die Illustrationen Ludwig Richters so lieb macht: es ist echte Märchenstimmung, die in seinen Bildern lebt.“ (Gesellsch. Schulblätter.)

## Naturgeschichtliche Volksmärchen. Von Dr. Oskar

Dähnhardt. 3. Auflage in 2 Bänden. Mit Bildern von O. Schwindrazer heim. Geb. je M. 2.40.

„Die naturwissenschaftlichen Märchen sind ganz besonders gut dazu angetan, eine gesunde, lebensgewandte Phantastik im Kinde zu entwickeln. Sie gehen von dem in der Natur Vorhandenen aus, fügen sich auf jene Beobachtung der Eigenheiten der Tiere und Vögel und bringen deren Welt dem Herzen des Kindes nahe. Sie enthalten eine poetische Lösung so mancher ewig bestehender Rätsel der Schöpfung, eine Lösung, wie sie die naive Denkart des Volkes in jedem Lande findet.“ (Petersburger Zeitung.)

## Schlesische Sagen. Teil I: Spuk- und Gespenstersagen.

Von Prof. Dr. R. Kühnau. Beheftet M. 8.—, in Leinwand gebunden M. 9.—

Der von Freunden der Volkskunde lange gehegte Wunsch nach einer Sammlung schlesischer Volksagen geht durch die Herausgabe des vorliegenden Bandes in Erfüllung. Auf Grund langjähriger Vorarbeiten bietet hier der Verfasser eine Sammlung des weitverstreuten Materials, wie es in Zeitschriften und kleinen Sagenammlungen, in älteren Berichten über Sagen (in Landes- und Stadtchroniken, Kuriositätenammlungen und dgl.) und in zahlreichen im Volke umgehenden Volksagen vorlag. Jede Sage ist in ihrem ursprünglichen Gewand gelassen, nur die mundartliche Fassung wurde der allgemeinen Verständlichkeit wegen ins Hochdeutsche übertragen. Jeder Sage ist der literarische Nachweis beigegeben, so daß sie nachgeschlagen werden kann.

# Schriften von Professor Dr. Oskar Weise aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

**Unsere Muttersprache**, ihr Werden und ihr Wesen. 7., verbesserte Auflage. Gebunden M 2.80. —————  
„... Der Geist Herders lebt in ihm auf, dies lebendige Sicheinfühlen in dem Buche, die heimliche Poesie der Sprache. . . . Es wird empfohlen für die gebildete Laienwelt, insbesondere für Eltern, die eine anregende und zuverlässige Anleitung in Händen haben möchten, um mit ihren heranwachsenden Kindern Fragen der Muttersprache, wie jeder Tag und jede Stunde sie aufwirft, lehrend und lernend erörtern zu können.“ (Wesermanns Monatshefte.)

**Unsere Mundarten**, ihr Werden und ihr Wesen. In Leinwand gebunden M 3.— —————  
Das Buch ist ein Seitenstück zu des Verfassers Schrift 'Unsere Muttersprache' und ebenso volkstümlich gehalten. Es will zunächst über die Besonderheiten der Mundarten in Lautgestalt, Wortbiegung, Wortbildung, Wortschatz, Stil in Prosa und Volksdichtung aufklären, aber auch die Beziehungen zwischen Dialekt und Volksart aufdecken. In einem einleitenden Abschnitt ist den sozialen, politischen und religiösen Gründen nachgegangen worden, aus denen sich das Werden, die Entstehung und allmähliche Entwicklung der dialektischen Formen erklärt.

**Ästhetik der deutschen Sprache**. 3., verbesserte Auflage. Gebunden M 3.— —————  
„... Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte, als diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzlichste Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken.“ (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht.)

**Deutsche Sprach- und Stillehre**. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 2. verb. Auflage. In Leinwand geb. M 2.— —————  
„... für jeden, der sich für Gesehnäßigkeit und Logik einer Sprache interessiert, wird das Studium des 1. Teiles bereits einen Gewinn bedeuten; denn der Verfasser beweist sich auch hier als Künstler, der frei von jeder schulmäßigen Darstellung durch scharfe Charakteristik des Wesentlichen wirkt. . . . In der Auswahl der 'Stilproben' aber offenbart sich Weise als Sprachästhetiker, der durch ein selten feines Anempfinden befähigt ist, in die Schönheiten einer sprachlichen Komposition einzuführen. . . .“ (Die Lehrerin.)

**Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung**. 3. Aufl. In Leinwand geb. M 1.80. —————  
„... Ein Buch, dem man viele vernünftige Benutzer wünschen muß. . . . Eine bescheidene Sammlung wie die vorliegende, die durch bedeutenden Inhalt anzieht und durch kurze Hindeutungen auf das Wesentliche der darstellenden Kunst den Leser einlädt, über die Form des Gelesenen nachzudenken, ist uns erwünscht.“ (Das literarische Echo.)

**Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Friedrich Polle**. 3. verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise. In Leinwand gebunden M 1.80.  
„Das Buch ist für Leser aus allen Kreisen der Gebildeten ohne einen besonders gelehrten Apparat geschrieben. . . . jedermann, der sich für die Denk- und Sprechweise des Volkes interessiert, wird das Büchlein mit Augen und Vergnügen lesen.“ (Ztschr. f. d. Realshulw.)

**Vom papiernen Stil**. Von Prof. Dr. Otto Schroeder. 7., durchgesehene Auflage. Geheftet M 2.40, in Leinwand gebunden M 3.— —————  
„Man hat einen hohen Genuß von dieser kernigen, frischen, kräftigen, originellen Darstellung, durchwürzt mit guten, von Humor sprudelnden Wigen und hier und da auch von einem gewissen Sarkasmus, — und das alles auf dem Hintergrunde einer benedictus: swerten Literaturkenntnis deren Beurteilung und Verwertung hohe Feinheit eines literarisch und ästhetisch gebildeten Geschmacks und große kritische Schärfe bekundet.“ (Zeitung für Literatur, Kunst u. Wissenschaft.)

# Deutsche Charakterköpfe

Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften

Begründet von Wilhelm Capelle

Bisher sind erschienen:

**Elisabeth Charlotte,** Herzogin von Orleans. Briefe ausgewählt von Prof. Dr. J. Wille. [Bd. 1.] Mit 13 Abb. Geb. M. 2.—

„Wie dieses urdeutsche Wesen sich am Hofe des ‚Sonnenkönigs‘ zur Geltung gebracht hat in Liebe und Abneigung, in guten und bösen Tagen, mit welchen Augen sie, das Naturkind, den zeremoniellsten aller Höfe und sein Leben betrachtet hat, alles das können wir in ihren unvergleichlich natürlichen und frischen Briefen genießen.“ (Der alte Glaube.)

**Albrecht Dürer** in seinen Briefen. Von Oberbibliothekar Dr. M. Jucker. [Bd. 2.] Mit 20 Abbildungen. Gebunden M. 2.—

„Das reiche und mannigfache Schaffen eines hochstehenden Geistes wird uns hier in knapper Form vorgeführt. Was Dürer seine alle anderen Künstler seiner Zeit überragende Bedeutung verlieh, waren sein freier und weiter geistiger Horizont, eine unerlöschliche Erfindungsgabe, seine Fähigkeit, auf der Kupferplatte und dem Holzstock neue Ausdrucksmittel für künstlerische Gedanken zu entdecken und der stets rege Trieb, dem Wesen der Dinge nachzukommen.“ (Akademische Blätter.)

**Heinrich Pestalozzi.** Eine Auswahl aus seinen Briefen u. Schriften von Seminarlehr. Dr. H. Walsemann. [Bd. 3.] Mit 19 Abb. Geb. M. 2.—

„Mit Recht hat Walsemann nach einer trefflichen Einleitung, die in kurzen Zügen den Lebensgang des großen Pädagogen schildert, den Briefwechsel zwischen Pestalozzi und seiner Braut in den Mittelpunkt seines Buches gerückt. In diesem Briefwechsel, der zu den schönsten Denkmälern dieser Art in der deutschen Literatur zählt, tritt uns die Persönlichkeit Pestalozzis mit vollendeter Klarheit entgegen. Dieser Briefwechsel allein ist Goldes wert.“ (Samst. Nachr.)

**Joachim Nettelbeck,** Bürger zu Kolberg. Eine Auswahl aus seiner Selbstbiographie von Oberlehrer M. Schmittz-Hartlieb. [Bd. 4.] Mit 15 Abb. Geb. M. 2.—

„Eine wirklich erquickliche Lektüre und erhebend zugleich für jung und alt. . . Die getroffene Auswahl bringt in scharfer Disposition die Entwicklung dieser kraft- und charaktervollen Persönlichkeit zur lebendigen Darstellung, ihr Werden im strengen und ehrbaren Elternhaus zu Kolberg, und bei der Erlernung und Ausübung des harten, gefährvollen Seemannsberufes, und dann ihr Gewordensein und ihre Bewährung als der ‚exemplarische Bürger‘ seiner Vaterstadt in Friedenszeit und unter den Drangsalen der Belagerung vor dem Frieden von Tilfit.“ (Protestantenblatt.)

**Goethes Freundinnen.** Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgew. von Dr. Gertrud Bäumer. [Bd. 5/6.] Mit 12 Bildn. Geb. M. 3.—

„Gertrud Bäumer will dem gebildeten deutschen Publikum ‚Goethes Freundinnen‘, von denen sehr viele leben und die sehr wenige wirklich kennen in authentischen Zeugnissen nahe bringen; sie gibt also sorgfältige Auswahl aus ihren Briefen und sonstigen schriftlichen Auslassungen und unternügt diese Selbstschilderungen durch andere, zeitgenössische Berichte und durch eigene, knappe Lebens- und Charakterbilder, die von einem wahrhaft wohlthuenden Streben nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit zeugen. Dabei sind diese Skizzen anmutend und frisch und mit harter persönlicher Note geschrieben.“ (Das Wissen für Alle.)

**Wilhelm von Humboldt** in seinen Briefen. Ausgewählt von Prof. Dr. Karl Sell. [Bd. 7.] Mit 2 Bildn. Geb. M. 2.—

Die Absicht dieser Sammlung von Briefen, denen eine Lebensskizze und Gesamtcharakteristik, Einleitungen in die einzelnen Lebensabschnitte und kurze Berichte über alle wichtigeren vorkommenden Persönlichkeiten beigegeben sind, ist, eine Entwicklungsgeschichte des verständnisvollen Freundes unserer klassiker Schüler und Goethe in Gestalt von Selbstzeugnissen zu geben, um den Menschen so, wie er sich selbst erschien, den Augen der Nachwelt zu zeigen. Zugleich geleistet diese Sammlung intimster Ergüsse den Leser hindurch durch die wichtigsten Entwicklungs-epochen deutschen Geisteslebens im 18. und 19. Jahrhundert.

Ausführl. illustr. Prospekt umsonst und postfrei vom Verlag.

# Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher  
Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

## Allgemeines Bildungswesen. Erziehung und Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Aufl. Von Prof. Dr. W. Münch und 1. Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. Knabe. (Bd. 85.)

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Bd. 299.)

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. F. H. Stiegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Bay. Mit 2 Abb. (Bd. 224.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. 2. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 213.)

Moderne Erziehung in Haus und Schule. Von J. Lews. 2. Aufl. (Bd. 159.)

Großstadtpädagogik. Von J. Lews. (Bd. 327.)

Schulkämpfe der Gegenwart. Von J. Lews. 2. Aufl. (Bd. 111.)

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Bd. 65.)

Vom Hülfschulwesen. Von Rektor Dr. S. Maennel. (Bd. 73.)

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Fr. Schilling. (Bd. 256.)

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 140.)

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungsrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. G. Friß. Mit 14 Abb. (Bd. 266.)

Die amerikanische Universität. Von Bb. D. E. D. Perry. Mit 22 Abb. (Bd. 206.)

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. S. Müller. Mit zahlr. Abb., Karte u. Lageplan. (Bd. 190.)

Volkschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Von Direktor Dr. F. Kuyper. Mit 48 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 150.)

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor R. Müller. 2 Bde. Band II: In Vorb. (Bd. 188/189.)

Schulhygiene. Von Prof. Dr. S. Burgerstein. 2. Aufl. Mit 33 Fig. (Bd. 96.)

Jugendfürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. J. Petersen. 2 Bde. (Bd. 161. 162.)

Veitalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. P. Matorp. Mit 1 Bildnis u. 1 Briefstimmle. (Bd. 250.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor D. Flügel. Mit 1 Bildnis Herbarts. (Bd. 164.)

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von A. von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)

## Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von weil. Prof. Dr. M. Bischof. 2. Aufl. von Prof. Dr. S. Lübers. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Megelein. (Bd. 95.)

Mythik im Heidentum und Christentum. Von Dr. E. Lehmann. (Bd. 217.)

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. S. Freiherr von Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan u. 6 Ansichten. (Bd. 6.)



## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

- Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Von Gymnasialoberlehrer Dr. P. Thomsen. Mit 36 Abb. (Bd. 260.)
- Die Grundsätze der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. 2. Aufl. (Bd. 52)
- Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. S. Weinel. 3. Aufl. (Bd. 46.)
- Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. P. Mehlhorn. (Bd. 137.)
- Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor C. Bonhoff. (Bd. 89.)
- Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Bott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)
- Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. E. Vischer. (Bd. 309.)
- Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. F. Seif. 2 Bde. (Bd. 297. 298.)
- Aus der Werbezzeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. J. Geffken. 2. Aufl. (Bd. 54.)
- Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. S. Boehmer. 2. Aufl. Mit 2 Bildn. Luthers. (Bd. 113.)
- Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
- Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. S. Boehmer. 2. Aufl. (Bd. 49.)
- Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. S. Braasch. (Bd. 66.)
- Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. P. Kalweit. (Bd. 225.)
- Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. A. Pfannkuche. (Bd. 141.)
- Einführung in die Theologie: P. M. Cornifis. (Bd. 347.)

## Philosophie und Psychologie.

- Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. R. Richter. 2. Aufl. (Bd. 155.)
- Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor S. Richter. (Bd. 186.)
- Ästhetik: Dr. R. Naumann. (Bd. 345.)
- Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. F. Cohn. Mit 6 Bildn. (Bd. 176.)
- Griechische Weltanschauung. Von Privatdoz. Dr. M. Wundt. (Bd. 329.)
- Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. S. Hufse. 4. Aufl., herausgeg. von Prof. Dr. R. Faldenberg. (Bd. 56.)
- Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. O. Külpe. 5. Aufl. (Bd. 41.)
- Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. Mit 1 Bildn. (Bd. 180.)
- Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. O. Külpe. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 146.)
- Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Von Realschuldirektor S. Richter. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 81.)
- Herbert Spencer. Von Dr. R. Schwarze. Mit 1 Bildn. (Bd. 245.)
- Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Prof. Dr. F. Hegoldt. (Bd. 133.)
- Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. F. Unold. 3. Aufl. (Bd. 12.)
- Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Prof. Dr. D. Kirn. 2. Aufl. (Bd. 177.)
- Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. R. Verworn. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)
- Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. F. Rehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)
- Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömer. (Bd. 199.)

## Literatur und Sprache.

- Die Sprachstämme des Erdkreises. Von weil. Prof. Dr. F. R. Fınd. (Bd. 267.)
- Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von weil. Prof. Dr. F. R. Fınd. (Bd. 268.)
- Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Prof. Dr. W. Uhl. Mit vielen Abb. u. 1 Karte. (Bd. 84.)
- Rhetorik. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Von Dr. E. Geffler. (Bd. 310.)

## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

- |  |   |
|--|---|
| <p><b>Wie wir sprechen.</b> Von Dr. C. Richter. (Bd. 354.)</p> <p><b>Die deutschen Personennamen.</b> Von Direktor A. Böhniſch. (Bd. 296.)</p> <p><b>Das deutsche Volkslied.</b> Über Wesen und Werden des deutschen Volksliedes. Von Dr. J. B. Brunner. 4. Aufl. (Bd. 7.)</p> <p><b>Die deutsche Volksſage.</b> Von Dr. D. Böhle. (Bd. 262.)</p> <p><b>Das Theater.</b> Schaufpielhaus und Schaufpielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Gaehele. Mit 20 Abb. (Bd. 230.)</p> <p><b>Das Drama.</b> Von Dr. B. Puffe. Mit Abbildungen. 2 Bde. (Bd. 287/288.)</p> <p><b>Bd. I:</b> Von der Antike zum franzöſiſchen Klaſſiſmus. (Bd. 287.)</p> <p><b>Bd. II:</b> Das Drama des 18. Jahrhunderts. (Bd. 288.)</p> <p><b>Geſchichte der deutſchen Lyrik ſeit Claudius.</b> Von Dr. S. Spiero. (Bd. 254.)</p> | <p><b>Schiller.</b> Von Prof. Dr. Th. Siegler. Mit Bildnis Schillers. 2. Aufl. (Bd. 74.)</p> <p><b>Das deutſche Drama des neunzehnten Jahrhunderts.</b> In ſeiner Entwicklung dar- geſtellt von Prof. Dr. G. Wittkowski. 3. Aufl. Mit 1 Bildn. Sebels. (Bd. 51.)</p> <p><b>Deutſche Romantik.</b> Von Prof. Dr. D. F. Walzel. (Bd. 232.)</p> <p><b>Friedrich Sebhel.</b> Von Dr. A. Scha- pire-Neurath. Mit 1 Bildn. Sebels. (Bd. 238.)</p> <p><b>Gerhart Hauptmann.</b> Von Prof. Dr. E. Sulger-Gehing. Mit 1 Bildn. Ger- hart Hauptmanns. (Bd. 283.)</p> <p><b>Henrik Ibsen, Björnſterne Björnſon und ihre Zeitgenossen.</b> Von Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildn. (Bd. 193.)</p> <p><b>Shakespeare und ſeine Zeit.</b> Von Prof. Dr. E. Sieper. Mit 3 Taf. u. 3 Zertb. (Bd. 185.)</p> |
|--|---|

## Bildende Kunst und Muſik.

- |   |  |
|---|--|
| <p><b>Bau und Leben der bildenden Kunst.</b> Von Direktor Dr. Th. Solbehr. Mit 44 Abb. (Bd. 68.)</p> <p><b>Die Ästhetik.</b> Von Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)</p> <p><b>Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst.</b> Von Dr. E. Cohn- Wenzler. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 317/318.)</p> <p><b>Band I:</b> Vom Altertum bis zur Gotik. Mit 57 Abb. (Bd. 317.)</p> <p><b>Band II:</b> Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Mit 81 Abb. (Bd. 318.)</p> <p><b>Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Kelleſſarſtophage.</b> Eine Ein- führung in die griechiſche Plastik. Von Dr. S. Wächter. Mit 8 Taf. u. 32 Abb. (Bd. 272.)</p> <p><b>Deutſche Baukunst im Mittelalter.</b> Von Prof. Dr. A. Matthaei. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 8.)</p> <p><b>Deutſche Baukunst ſeit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts.</b> Von Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 62 Abb. u. 3 Taf. (Bd. 626.)</p> <p><b>Die deutſche Illuſtration.</b> Von Prof. Dr. R. Raupach. Mit 35 Abb. (Bd. 44.)</p> <p><b>Deutſche Kunst im täglichen Leben bis zum Schluſſe des 18. Jahrhunderts.</b> Von Prof. Dr. H. Gaendke. Mit 63 Abb. (Bd. 198.)</p> <p><b>Albrecht Dürer.</b> Von Dr. R. Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)</p> <p><b>Rembrandt.</b> Von Prof. Dr. B. Schuber- ring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)</p> | <p><b>Klaſſiſche Kunst und ihr Einfluß auf Europa.</b> Von Direktor Prof. Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. (Bd. 87.)</p> <p><b>Kunſtpflege in Haus und Heimat.</b> Von Su- perintendent Richard Würtner. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 77.)</p> <p><b>Geſchichte der Gartenkunst.</b> Von Reg- Baum. Chr. Rand. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)</p> <p><b>Die Grundlagen der Tonkunst.</b> Verſuch einer geneſiſchen Darſtellung der allge- meinen Muſiklehre. Von Prof. Dr. S. Rietsch. (Bd. 178.)</p> <p><b>Einführung in das Weſen der Muſik.</b> Von Prof. E. R. Hennig. (Bd. 119.)</p> <p><b>Klavier, Orgel, Harmonium.</b> Das Weſen der Laſteninstrumente. Von Prof. Dr. O. Die. (Bd. 325.)</p> <p><b>Geſchichte der Muſik.</b> Von Dr. Fr. Spiero. (Bd. 143.)</p> <p><b>Haydn, Mozart, Beethoven.</b> Von Prof. Dr. E. Krebs. Mit 4 Bildn. (Bd. 92.)</p> <p><b>Die Blütezeit der muſikaliſchen Romantik in Deutschland.</b> Von Dr. E. Ffel. Mit 1 Silhouette. (Bd. 239.)</p> <p><b>Das Kunſtwerk Richard Wagners.</b> Von Dr. E. Ffel. Mit 1 Bildnis R. Wagners. (Bd. 330.)</p> <p><b>Das moderne Orcheſter in ſeiner Entwick- lung.</b> Von Prof. Dr. Fr. Solbach. Mit Partiturbeisp. u. 2 Instrumententab. (Bd. 308.)</p> |
|---|--|

Geschichte und Kulturgeschichte.

- Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. S. Stein. (Bd. 93.)
- Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. S. Cauer. (Bd. 356.)
- Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. E. SiebARTH. Mit 22 Abb. (Bd. 131.)
- Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 2. Aufl. Mit 62 Abb. (Bd. 114.)
- Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdoz. Dr. L. Bloch. 2. Aufl. (Bd. 22.)
- Byzantinische Charakterzüge. Von Privatdoz. Dr. R. Dieterich. Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)
- Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhäusen. 2. Aufl. Mit 13 Abb. (Bd. 76.)
- Mittelalterliche Kulturideale. Von Prof. Dr. B. Hebel. 2 Bde. Bd. I: Heldenleben. (Bd. 292.) Bd. II: Ritterromantik. (Bd. 293.)
- Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. E. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 45.)
- Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. H. Heil. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
- Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Reg.-Baum. a. D. A. Erbe. Mit 59 Abb. (Bd. 117.)
- Das deutsche Dorf. Von R. Mielke. Mit 51 Abb. (Bd. 192.)
- Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. R. Reringer. Mit 106 Abb. (Bd. 116.)
- Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Reg.-Baum. Chr. Kand. Mit 70 Abb. (Bd. 121.)
- Geschichte des deutschen Bauernlandes. Von Prof. Dr. S. Gerbes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)
- Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dir. Dr. E. Otto. 3. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 14.)
- Deutsche Volksfeste und Volksitten. Von S. E. Rehm. Mit 11 Abb. (Bd. 214.)
- Deutsche Volkstrachten. Von Pfarrer C. Spieß. (Bd. 342.)
- Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350.)
- Die Münze als hist. Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abb. (Bd. 91.)
- Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abb. (Bd. 182.)
- Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. D. Weise. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)
- Das Zeitungswesen. Von Dr. S. Diez. (Bd. 328.)
- Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. 2. Aufl. Mit 1 Weltk. (Bd. 26.)
- Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. D. Weber. 2 B. (Bd. 123. 124.)
- Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. Mit 2 Bildn. (Bd. 246.)
- Geschichte der Französischen Revolution. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. (Bd. 346.)
- Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 195.)
- Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh. Von Prof. Dr. R. Th. v. Heigel. 2. Aufl. (Bd. 129.)
- Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 37.)
- Die Reaktion und die neue Kra. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. R. Schwemer. (Bd. 101.)
- Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. (Bd. 102.)
1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. D. Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)
- Osterreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Chamaß. 2 Bde. (I 2. Aufl.) Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.) Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)
- Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. W. Bangenbeck. Mit 19 Bildn. (Bd. 174.)
- Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. E. Daenell. (Bd. 147.)
- Die Amerikaner. Von R. M. Butler. Deutsche Ausg. bes. von Prof. Dr. W. Paszkowski. (Bd. 319.)

## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

**Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert.** Von Major D. v. Sothen. Mit 9 Übersichtsk. (Bd. 59.)

**Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technif.** Von Hauptmann A. Meher. Mit 8 Abb. (Bd. 271.)

**Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis**

zur Gegenwart. Von R. Freiherrn von Malshahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

**Die moderne Friedensbewegung.** Von A. S. Fried. (Bd. 157.)

**Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick.** Von Dr. R. Schirmacher. 2. Aufl. (Bd. 67.)

## Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

**Deutsches Fürstentum und dtsch. Verfassungsw.** Von Prof. Dr. E. Hubrich. (Bd. 80.)

**Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches.** Von Prof. Dr. E. Voening. 3. Aufl. (Bd. 34.)

**Moderne Rechtsprobleme.** Von Prof. Dr. F. Rohler. (Bd. 128.)

**Die Psychologie des Verbrechers.** Von Dr. P. Polliz. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)

**Strafe und Verbrechen.** Von Dr. P. Polliz. (Bd. 323.)

**Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik.** Von Kammergerichtsrat Dr. A. Hellwig. (Bd. 212.)

**Das deutsche Zivilprozessrecht.** Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)

**Ehe und Eherecht.** Von Prof. Dr. S. Währmund. (Bd. 115.)

**Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland.** Von Patentanw. B. Tollzborf. (Bd. 138.)

**Die Miete nach dem B. G. B. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter.** Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 194.)

**Das Wahlrecht.** Von Reg.-Rat Dr. O. Poensgen. (Bd. 294.)

**Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt.** Von Rechtsanw. B. Wienengraber. 2 Bde. (Bd. 219, 220.)

**Finanzwissenschaft.** Von Prof. Dr. S. P. Altman. (Bd. 306.)

**Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung.** Von G. Maier. 4. Aufl. (Bd. 2.)

**Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrh.** Von Privatdoz. Dr. Fr. Mucke. 2 Bände. (Bd. 269, 270.)

**Hand I: Der rationale Sozialismus. (Bd. 269.) Hand II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)**

**Geschichte des Welthandels.** Von Oberlehrer Dr. M. G. Schmidt. (Bd. 118.)

**Geschichte d. deutschen Handels.** Von Prof. Dr. W. Langenbed. (Bd. 237.)

**Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft.** Von Prof. Dr. P. Arndt. (Bd. 179.)

**Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert.** Von Prof. Dr. Chr. Gruber. 2. Aufl. Neubearb. von Dr. S. Reinlein. (Bd. 42.)

**Die Ostmark. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte.** Von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)

**Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrh.** Von Prof. Dr. S. Rohle. 2. Aufl. (Bd. 57.)

**Das Hotelwesen.** Von Paul Damm-Étienne. Mit 80 Abb. (Bd. 331.)

**Die deutsche Landwirtschaft.** Von Dr. W. Claassen. Mit 15 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 215.)

**Innere Kolonisation.** Von A. Brenning. (Bd. 261.)

**Antike Wirtschaftsgeschichte.** Von Dr. D. Neurath. (Bd. 258.)

**Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben.** Von Prof. J. S. Laughlin. Mit 9 graph. Darst. (Bd. 127.)

**Die Japaner und ihre wirtsch. Entwicklung.** Von Prof. Dr. R. Rathgen. 2. Aufl. (Bd. 72.)

**Die Gartenstadtbewegung.** Von Generalleut. S. Kampffmeyer. Mit 43 Abb. (Bd. 259.)

**Das internationale Leben der Gegenwart.** Von A. S. Fried. Mit 1 Tafel. (Bd. 226.)

**Bevölkerungslehre.** Von Prof. Dr. M. Haushofer. (Bd. 50.)

**Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.** Von Prof. Dr. D. v. Zwiabined-Siebenhorst. (Bd. 78.)

**Die Konsumgenossenschaft.** Von Prof. Dr. F. Staudinger. (Bd. 222.)

**Die Raubarbeit. Ein Problem des Kapitalismus.** Von Privatdoz. Dr. R. Wifbrandt. (Bd. 106.)

**Grundzüge des Versicherungswesens.** Von Prof. Dr. A. Manes. 2. Aufl. (Bd. 105.)

**Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900** (fortgeführt bis zur Gegenwart). Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. W. L o p f. 3. Aufl. (Bd. 15.)  
**Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung.** Von Posttr. J. B r u n s. (Bd. 165.)

**Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung.** Von Posttr. J. B r u n s. Mit 4 Fig. (Bd. 183.)  
**Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung.** Von Telegr. Insp. J. B r i t. Mit 58 Abb. (Bd. 235.)  
**Deutsche Schifffahrt und Schifffahrtspolitik der Gegenwart.** Von Prof. Dr. R. F h i e b. (Bd. 169.)

**Erdfunde.**

**Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden.** Von weil. Prof. Dr. A. K i r c h h o f f. 3. Aufl. (Bd. 31.)  
**Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch.** Von Prof. Dr. G. S t e i n m a n n. Mit 24 Abb. (Bd. 302.)  
**Die Städte. Geographisch betrachtet.** Von Prof. Dr. R. S a f f e r t. Mit 21 Abb. (Bd. 163.)  
**Wirtschaftl. Erdfunde.** Von weil. Prof. Dr. C h r. G r u b e r. (Bd. 122.)  
**Vollständige Geographie.** Von Dr. E. S c h ö n e. (Bd. 353.)  
**Die deutschen Volksstämme und Landschaften.** Von Prof. Dr. D. W e i s e. 4. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 16.)  
**Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.)** Von Dr. A. H e i l b o r n. 2. Aufl. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 98.)

**Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdfunde dargestellt.** Von Dr. C h r. G r u b e r. (Bd. 290.)  
**Die Alpen.** Von S. R e i s s h a u e r. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)  
**Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungstouren zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** Von Prof. Dr. R. S a f f e r t. 2. Aufl. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)  
**Der Orient. Eine Länderkunde.** Von E. W a n s e. 3 Bde. Mit zahlr. Abb. u. Karten. (Bd. 277, 278, 279.)  
**Band I: Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien.** Mit 15 Abb., 10 Kartenstücken, 3 Diagr. u. 1 Tafel. (Bd. 277.)  
**Band II: Der arabische Orient.** Mit 29 Abb. u. 7 Diagr. (Bd. 278.)  
**Band III: Der arische Orient.** Mit 34 Abb., 3 Kartenstücken u. 2 Diagr. (Bd. 279.)

**Anthropologie. Heilwissenschaft und Gesundheitslehre.**

**Der Mensch der Urzeit. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts.** Von Dr. A. H e i l b o r n. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 62.)  
**Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens.** Von Dr. E. W i e r n a d i. Deutsch von Dr. S. C h e l. (Bd. 25.)  
**Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin.** Von Dr. med. W. F ü r s t. (Bd. 265.)  
**Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben.** Von Prof. Dr. D. v o n S a n s e m a n n. (Bd. 83.)  
**Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers.** Von Privatdog. Dr. S. S a c h s. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 32.)  
**Die Anatomie des Menschen.** Von Prof. Dr. R. v. H a r d e s l e b e n. 5 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 201, 202, 203, 204, 263.)

**I. Teil: Allg. Anatomie und Entwicklungsgeschichte.** Mit 69 Abb. (Bd. 201.)  
**II. Teil: Das Skelett.** Mit 53 Abb. (Bd. 202.)  
**III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem.** Mit 68 Abb. (Bd. 203.)  
**IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane).** Mit 38 Abb. (Bd. 204.)  
**V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers.** Mit 20 Abb. (Bd. 263.)  
**Moderne Chirurgie.** Von Prof. Dr. F e s s l e r. Mit Abb. (Bd. 339.)  
**Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre.** Von weil. Prof. Dr. S. W a c h n e r. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. W. v. G r u b e r. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)  
**Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen.** Von Prof. Dr. S. R o s i n. Mit 18 Abb. (Bd. 312.)  
**Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege.** Von Zahnarzt Dr. F ä g e r. Mit 24 Abb. (Bd. 299.)

- Körperliche Vorbildungen im Kindesalter und ihre Verhütung.** Von Dr. M. David. Mit 26 Abb. (Bd. 321.)
- Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele in gesundem und krankem Zustande.** Von Prof. Dr. R. Sander. 2. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 48.)
- Die fünf Sinne des Menschen.** Von Prof. Dr. J. K. Kreibitz. 2. Aufl. Mit 30 Abb. (Bd. 27.)
- Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege.** Von Privatdoz. Dr. med. W. Abelsdorff. Mit 15 Abb. (Bd. 149.)
- Die menschliche Stimme und ihre Hygiene.** Von Prof. Dr. P. D. Gerber. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 136.)
- Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung.** Von Generaloberarzt Prof. Dr. W. Schumburg. Mit 4 Abb. u. 1 Tafel. (Bd. 251.)
- Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung.** Von Generaloberarzt Prof. Dr. W. Schumburg. Mit 1 Tafel u. 8 Fig. (Bd. 47.)
- Die krankheitserregenden Bakterien.** Von Privatdoz. Dr. M. Loehlein. Mit 33 Abb. (Bd. 307.)
- Geisteskrankheiten.** Von Anstaltsarzt Dr. G. Zoberg. (Bd. 151.)
- Krankenpflege.** Von Chefarzt Dr. P. Seid. (Bd. 152.)
- Gesundheitslehre für Frauen.** Von weil. Privatdoz. Dr. R. Sticher. Mit 13 Abb. (Bd. 171.)
- Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege.** Von Dr. W. Raupe. Mit 17 Abb. (Bd. 154.)
- Der Alkoholismus.** Von Dr. G. B. Gruber. Mit 7 Abb. (Bd. 103.)
- Ernährung und Volksnahrungsmittel.** Von weil. Prof. Dr. J. Frenkel. 2. Aufl. Neu bearb. von Geh. Rat Prof. Dr. R. Sunb. Mit 7 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 19.)
- Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit.** Von Prof. Dr. R. Sander. 3. Aufl. Mit 19 Abb. (Bd. 13.)

**Naturwissenschaften. Mathematik.**

- Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre.** Von Prof. Dr. F. Auerbach. 3. Aufl. Mit 79 Fig. (Bd. 40.)
- Die Lehre von der Energie.** Von Dr. A. Stein. Mit 13 Fig. (Bd. 257.)
- Moleküle — Atome — Weltäther.** Von Prof. Dr. G. Mie. 3. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 58.)
- Die großen Physiker und ihre Leistungen.** Von Prof. Dr. F. A. Schulze. Mit 7 Abb. (Bd. 324.)
- Übergang der modernen Physik.** Von Dr. S. Keller. (Bd. 343.)
- Das Licht und die Farben.** Von Prof. Dr. S. Graetz. 3. Aufl. Mit 117 Abb. (Bd. 17.)
- Sichtbare und unsichtbare Strahlen.** Von Prof. Dr. R. Börnstein u. Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Aufl. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)
- Die optischen Instrumente.** Von Dr. M. v. Rohr. 2. Aufl. Mit 84 Abb. (Bd. 88.)
- Spektroskopie.** Von Dr. S. Grebe. Mit 62 Abb. (Bd. 284.)
- Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung.** Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abb. (Bd. 35.)
- Das Stereoskop und seine Anwendungen.** Von Prof. Th. Hartwig. Mit 40 Abb. u. 19 Taf. (Bd. 135.)
- Die Lehre von der Wärme.** Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 33 Abb. (Bd. 172.)
- Die Kälte, ihr Wesen, ihre Erzeugung und Bewertung.** Von Dr. S. Alt. Mit 45 Abb. (Bd. 311.)
- Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimentalchemie.** Von Prof. Dr. R. Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abb. (Bd. 5.)
- Das Wasser.** Von Privatdoz. Dr. D. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
- Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe.** Von Dr. H. Davinl. Mit 7 Fig. (Bd. 187.)
- Die Erscheinungen des Lebens.** Von Privatdoz. Dr. S. Mische. Mit 40 Fig. (Bd. 130.)
- Abstammungslehre und Darwinismus.** Von Prof. Dr. R. Hesse. 3. Aufl. Mit 37 Fig. (Fig. 39.)
- Experimentelle Biologie.** Von Dr. C. Tschering. Mit Abb. 2 Bde. Band I: Experimentelle Zellforschung. (Bd. 336.) Band II: Regeneration, Selbstverstümmelung und Transplantation. (Bd. 337.)
- Einführung in die Biochemie.** Von Prof. Dr. W. Söb. (Bd. 352.)
- Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung.** Von Dr. E. Leichmann. Mit 7 Abb. u. 4 Doppeltaf. (Bd. 70.)
- Das Werden und Vergehen der Pflanzen.** Von Prof. Dr. P. Gisevius. Mit 24 Abb. (Bd. 173.)

## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

- Vermehrung und Sernalität bei den Pflanzen.** Von Prof. Dr. E. Küster. Mit 38 Abb. (Bd. 112.)
- Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser).** Von Prof. Dr. R. Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Fig. (Bd. 10.)
- Die fleischfressenden Pflanzen.** Von Dr. A. Wagner. Mit 16 Abb. (Bd. 344.)
- Der deutsche Wald.** Von Prof. Dr. S. Hausrath. Mit 15 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 153.)
- Die Pilze.** Von Dr. A. Eichinger. Mit 54 Abb. (Bd. 334.)
- Weinbau und Weinbereitung.** Von Dr. F. Schmitthenner. (Bd. 332.)
- Der Obstbau.** Von Dr. E. Voges. Mit 13 Abb. (Bd. 107.)
- Unsere Blumen und Pflanzen in Haus und Garten.** Von Prof. Dr. U. Dammer. I. Pflanzen des Hauses. (Bd. 359.)
- Kolonialbotanik.** Von Privatdoz. Dr. F. Töbner. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
- Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen natürlichen Getränke.** Von Prof. Dr. A. Wiefer. Mit 24 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 132.)
- Die Pflanzenwelt des Mikroskops.** Von Bürgereschullehrer E. Neufuss. Mit 100 Abb. (Bd. 181.)
- Die Tierwelt des Mikroskops (die Artiere).** Von Privatdoz. Dr. R. Goldschmidt. Mit 39 Abb. (Bd. 160.)
- Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt.** Von Prof. Dr. R. Kraepelin. (Bd. 79.)
- Der Kampf zwischen Mensch und Tier.** Von Prof. Dr. M. Edstein. 2. Aufl. Mit 51 Fig. (Bd. 18.)
- Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie.** Von Privatdoz. Dr. R. Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
- Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere.** Von Prof. Dr. W. Lubowich. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)
- Die Stammesgeschichte unserer Säugetiere.** Von Prof. Dr. E. Kellner. Mit 28 Fig. (Bd. 252.)
- Die Fortpflanzung der Tiere.** Von Privatdoz. Dr. R. Goldschmidt. Mit 77 Abb. (Bd. 253.)
- Deutsches Vogelleben.** Von Prof. Dr. A. Voigt. (Bd. 221.)
- Vogelzug und Vogelschutz.** Von Dr. W. M. Eckardt. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)
- Korallen und andere gesteinsbildende Tiere.** Von Prof. Dr. W. Man. Mit 45 Abb. (Bd. 231.)
- Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere.** Von Prof. Dr. O. Maas. Mit 11 Karten u. Abb. (Bd. 139.)
- Die Bakterien.** Von Prof. Dr. E. Gutzeit. Mit 13 Abb. (Bd. 233.)
- Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt.** Von Prof. Dr. R. Lampert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)
- Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus).** Von Dr. Fr. Knauer. Mit 37 Fig. (Bd. 148.)
- Die Ameisen.** Von Dr. Fr. Knauer. Mit 51 Fig. (Bd. 94.)
- Das Säuwasser-Plankton.** Von Dr. O. Schariaz. 2. Aufl. Mit 49 Abb. (Bd. 156.)
- Meeresforschung und Meeresleben.** Von Dr. D. Janson. 2. Aufl. Mit 41 Fig. (Bd. 30.)
- Das Aquarium.** Von E. W. Schmidt. Mit 15 Fig. (Bd. 335.)
- Wind und Wetter.** Von Prof. Dr. S. Weber. 2. Aufl. Mit 28 Fig. u. 3 Tafeln. (Bd. 55.)
- Gut und schlecht Wetter.** Von Dr. R. Hennig. (Bd. 349.)
- Der Rasender.** Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
- Der Bau des Weltalls.** Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Aufl. Mit 26 Fig. (Bd. 24.)
- Entstehung der Welt und der Erde, nach Sage und Wissenschaft.** Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. (Bd. 223.)
- Aus der Vorzeit der Erde.** Von Prof. Dr. Fr. Frech. In 6 Bdn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abbildungen. (Bd. 207—211, 61.)
- Band I: Vulkanismus einst und jetzt.** Mit 80 Abb. (Bd. 207.)
- Band II: Gebirgsbau und Erdbeben.** Mit 57 Abb. (Bd. 208.)
- Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers.** Mit 51 Abb. (Bd. 209.)
- Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen.** Mit 1 Titelbild und 51 Abb. (Bd. 210.)
- Band V: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit.** (Bd. 211.)
- Band VI: Gletscher und Hochgebirge.** (Bd. 61.)
- Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.** Von Prof. Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abb. (Bd. 110.)
- Probleme der modernen Astronomie.** Von Prof. Dr. S. Oppenheim. (Bd. 355.)
- Die Sonne.** Von Dr. A. Krause. (Bd. 357.)
- Der Mond.** Von Prof. Dr. J. Franz. Mit 31 Abb. (Bd. 90.)
- Die Planeten.** Von Prof. Dr. H. Peter. Mit 18 Fig. (Bd. 240.)

## Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

**Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht.** Von Prof. Dr. P. Crank. In 2 Bdn. Mit zahlr. Fig. (Bd. 120. 205.)  
I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades.  
2. Aufl. Mit 9 Fig. (Bd. 120.) II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Binet'sches- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. Mit 21 Fig. (Bd. 205.)  
**Praktische Mathematik.** Von Dr. H. Neundorff. Mit 69 Fig. (Bd. 341.)  
**Planimetrie zum Selbstunterricht.** Von

Prof. Dr. P. Crank. Mit 99 Fig. (Bd. 340.)

**Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht.** Von Prof. Dr. G. Komalewski. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)

**Mathematische Spiele.** Von Dr. W. Ahrens. 2. Aufl. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)

**Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien.** Von Dr. W. Lange. Mit den Hilbnissen E. Lasfers und P. Morphts, 1 Schachbretttafel und 43 Darst. von Übungsspielen. (Bd. 281.)

## Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

**Am laufenden Wasser der Zeit.** Von Prof. Dr. W. Saunhardt. 3. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 23.)

**Bilder aus der Ingenieurtechnik.** Von Baurat R. Merkel. Mit 43 Abb. (Bd. 60.)

**Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit.** Von Baurat R. Merkel. 2. Aufl. Mit 55 Abb. (Bd. 28.)

**Der Eisenbahnbau.** Von Dipl.-Ing. E. Saimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)

**Das Eisenhüttenwesen.** Von Geh. Bergrat Prof. Dr. S. Webbing. 3. Aufl. Mit 15 Fig. (Bd. 20.)

**Die Metalle.** Von Prof. Dr. R. Scheib. 2. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)

**Mechanik.** Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Fhering. 3 Bde. (Bd. 303/305.)

**Band I: Die Mechanik der festen Körper.** Mit 61 Abb. (Bd. 303.) **Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper.** (In Vorb.) (Bd. 304.) **Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper.** (In Vorb.) (Bd. 305.)

**Maschinenelemente.** Von Prof. R. Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)

**Hebezeuge.** Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. R. Vater. Mit 67 Abb. (Bd. 196.)

**Dampf und Dampfmaschine.** Von Prof. R. Vater. 2. Aufl. Mit 45 Abb. (Bd. 63.)

**Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Dampfkraftmaschinen (Gasmaschinen).** Von Prof. R. Vater. 3. Aufl. Mit 33 Abb. (Bd. 21.)

**Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Dampfkraftmaschinen.** Von Prof. R. Vater. 2. Aufl. Mit 48 Abb. (Bd. 86.)

**Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte.** Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Fhering. Mit 73 Fig. (Bd. 228.)

**Landwirtsch. Maschinenkunde.** Von Prof. Dr. G. Fischer. Mit 62 Abb. (Bd. 316.)

**Die Spinnerei.** Von Dir. Prof. R. Gehmann. Mit 166. (Bd. 338.)

**Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung.** Von Prof. Dr. Fr. Sahn. Mit zahlr. Abb. (Bd. 71.)

**Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart.** Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. E. Bieder mann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)

**Die Klein- und Straßenbahnen.** Von Oberingenieur a. D. A. Siebmann. Mit 35 Abb. (Bd. 322.)

**Das Automobil.** Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. R. Blau. 2. Aufl. Mit 83 Abb. (Bd. 166.)

**Grundlagen der Elektrotechnik.** Von Dr. R. Blochmann. Mit 128 Abb. (Bd. 168.)

**Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung.** Von Telegrapheninsp. Dr. H. Fried. Mit 58 Abb. (Bd. 235.)

**Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik.** Von Telegrapheninsp. Dr. H. Fried. Mit 43 Abb. (Bd. 285.)

**Die Funkentelegraphie.** Von Oberpostpraktikant S. Thurn. Mit 53 Illustr. (Bd. 167.)

**Nautik.** Von Dir. Dr. J. Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)

**Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung.** Von Dr. R. Nimführ. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)

**Die Beleuchtungsarten der Gegenwart.** Von Dr. W. Prück. Mit 165 Abb. (Bd. 108.)

**Heizung und Lüftung.** Von Ingenieur S. E. Mayer. Mit 40 Abb. (Bd. 241.)



Industrielle Feuerungsanlagen und Dampfkessel. Von Ingenieur S. E. Mayer. (Bb. 348.)	Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Prof. Dr. R. Biebermann. Mit 15 Fig. (Bb. 286.)
Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. S. Bod. Mit 47 Abb. (Bb. 216.)	Photochemie. Von Prof. Dr. G. Rümmeil. Mit 23 Abb. (Bb. 227.)
Wie ein Buch entsteht. Von Prof. A. B. Unger. 2. Aufl. Mit 7 Taf. u. 26 Abb. (Bb. 175.)	Die Kinematographie. Von Dr. S. Behmann. (Bb. 358.)
Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. B. Böb. Mit 16 Fig. (Bb. 264.)	Elektrochemie. Von Prof. Dr. R. Arndt. Mit 38 Abb. (Bb. 234.)
Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. A. Müller. Mit 24 Abb. (Bb. 191.)	Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bb. 125. 126.)
Der Luftstickstoff und seine Verwertung. Von Prof. Dr. R. Kaiser. Mit 13 Abb. (Bb. 313.)	I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bb. 126.)
Agrikulturchemie. Von Dr. P. Frische. Mit 21 Abb. (Bb. 314.)	Chemie in Küche und Haus. Von weill. Prof. Dr. G. Abel. 2. Aufl. von Dr. J. Klein. Mit 1 Doppeltafel. (Bb. 76.)
Die Bierbrauerei. Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bb. 333.)	

# Die Kultur der Gegenwart ihre Entwicklung und ihre Ziele

Herausgegeben von Professor Paul Hinneberg

Von Teil I und II sind erschienen:

## Teil I. Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der

Abt. 1: **Gegenwart.** Bearb. von W. Lexis, Fr. Paulsen, G. Schöppa, G. Kerschene- steiner, A. Matthias, H. Gaudig, W. v. Dyck, E. Pallat, E. Kraepelin, J. Lessing, O. N. Witt, P. Schlenker, G. Göhler, K. Bücher, R. Pietschmann, F. Milkau, H. Diels. (XV u. 671 S.) Lex. 8. 1906. Geh. M. 16.—, in Leinwand geb. M. 18.—

„Die berufensten Fachleute reden über ihr Spezialgebiet in künstlerisch so hoch- stehend, dabei dem Denkenden so leicht zugehender Sprache, zudem mit einer solchen Konzentration der Gedanken, daß Seite für Seite nicht nur hohen künstlerischen Genuß verschafft, sondern einen Einblick in die Einzelgebiete verstatet, der an Intensität kaum von einem anderen Werke übertroffen werden könnte. (Nationalzeitung, Basel.)

## Teil I. Die orientalischen Religionen. Bearb. von: E. Lehmann.

Abt. 3, 1: Oldenberg, J. Goldziher, A. Grünwedel, J. J. M. de Groot, K. Florenz, H. Haas, (VII u. 267 S.) Lex.-8. 1906. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

„Auch dieser Band des gelehrten Werkes ist zu inhaltvoll und zu vielseitig, um auf kurzem Raum gewürdigt werden zu können. Auch er kommt den Interessen des bildungsbedürftigen Publikums und der Gelehrtenwelt in gleichem Maße entgegen. ... Wahr ist es, daß der Versuch, so junge Wissensgebiete wie die hier bearbeiteten zu popularisieren, insofern gefährlich bleiben muß, als die Subjektivität des Autors, der in diesem Falle einem Laienpublikum gegenübersteht, sich nur allzu leicht eine schranken- lose Herrschaft sichern kann, wodurch Fehler und Einseitigkeiten in die weitesten Kreise einzudringen vermögen. Der Ton vornehmer Zurückhaltung, der unser Buch durchweht, mildert indes diese Gefahr, und die regelmäßigen Verweise auf fremde Leistungen (Literaturangabe) drängen sie weiter zurück. Schließlich bürgt die Zahl und der Klang der Namen aller beteiligten Autoren dafür, daß ein jeder nur vom Besten das Beste zu geben bemüht war.“ (Berliner Tageblatt.)

# Die Kultur der Gegenwart

**Teil I, Geschichte der christlichen Religion.** Mit Einleitung: Die israelitisch-jüdische Religion. Bearbeitet von: J. Wellhausen, A. Jülicher, A. Harnack, N. Bonwetsch, K. Möller, A. Ehrhard, E. Troeltsch. 2., stark vermehrte und verbesserte Auflage. (X u. 792 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 18.—, in Leinwand geb. M. 20.—

**Teil I, Systematische christliche Religion.** Bearbeitet von E. Troeltsch, J. Pohle, A. Harnack, N. Bonwetsch, K. Möller, A. Ehrhard, E. Troeltsch. 2., stark vermehrte und verbesserte Auflage. (X u. 792 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 18.—, in Leinwand geb. M. 20.—

**Abt. 4, I:** J. Mausbach, C. Krieg, W. Herrmann, R. Seeberg, W. Faber, H. J. Holzmann. 2., verb. Auflage. (VIII u. 279 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 6.60, in Leinwand geb. M. 8.—

„... Die Arbeiten des ersten Teiles sind sämtlich, dafür bürgt schon der Name der Verfasser, ersten Ranges; und da die Autoren und ihre Ideen mehr oder weniger bekannt sind, braucht nicht weiter darüber referiert zu werden. Am meisten Aufsehen zu machen verspricht Troeltsch, Aufriß der Geschichte des Protestantismus und seiner Bedeutung für die moderne Kultur. ... Alles in allem, der vorliegende Band legt Zeugnis ab dafür, welche bedeutende Rolle für die Kultur der Gegenwart Christum und Religion spielen.“ (Zeitschrift für Kirchengeschichte.)

**Teil I, Allgemeine Geschichte der Philosophie.** Bearbeitet v.: W. Wundt, A. Riehl, W. Ostwald, Th. Lipps. 2. Aufl. (X u. 435 S.) Lex. 8. 1908. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

**Abt. 5:** H. Oldenberg, J. Goldziher, W. Grube, T. Jaouye, H. v. Arnim, Cl. Baeumker, W. Wundt. (VIII u. 572 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 14.—

„... Man wird nicht leicht ein Buch finden, das, wie die ‚Allgemeine Geschichte der Philosophie‘ von einem gleich hohen überblickenden und umfassenden Standpunkt aus, mit gleicher Klarheit und Tiefe und dabei in fesselnder Darstellung eine Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bei den primitiven Völkern bis in die Gegenwart und damit eine Geschichte des geistigen Lebens überhaupt gibt.“ (Zeitschrift f. lat. u. h. Schulen.)

**Teil I, Systematische Philosophie.** Bearbeitet von: W. Dilthey, A. Riehl, W. Wundt, W. Ostwald, Th. Lipps. 2. Aufl. (X u. 435 S.) Lex. 8. 1908. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

**Abt. 6:** H. Ebbinghaus, R. Eucken, Fr. Paulsen, W. Münch, Th. Lipps. 2. Aufl. (X u. 435 S.) Lex. 8. 1908. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

„Hinter dem Rücken jedes der philosophischen Forscher steht Kant, wie er die Welt in ihrer Totalität dachte und erlebte; der ‚neukantische‘, rationalisierte Kant scheint in den Hintergrund treten zu wollen, und in manchen Köpfen geht bereits das Licht des gesamten Weltlebens auf. Erfreulicher Weise ringt sich die Ansicht durch, Philosophie sei und biete etwas anderes als die Einzelwissenschaften, und das sogenannte unmittelbare Leben und der positive Gehalt der Philosophie selbst müssen in der transzendenten Realität oder wenigstens in der transzendentalen, auf methodischem Wege gewonnenen Struktur der einzelnen Weltinhalte und Verhaltensformen aufgesucht werden.“ (Archiv für systematische Philosophie.)

**Teil I, Die orientalischen Literaturen.** Bearbeitet von: E. Schmidt, A. Erman, C. Bezold, H. Gunkel, Th. Nöldeke, M. J. de Goeje, R. Pischel, K. Geldner, P. Horn, P. N. Fink, W. Grube, K. Florenz. (IX u. 419 S.) Lex. 8. 1906. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—

„... So bildet dieser Band durch die Klarheit und Übersichtlichkeit der Anlage, Knappheit der Darstellung, Schönheit der Sprache ein in hohem Grade geeignetes Hilfsmittel zur Einführung in das Schrifttum der östlichen Völker, die gerade in den letzten Jahrzehnten unser Interesse auf sich gelenkt haben.“ (Leipziger Zeitung.)

**Teil I, Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.** Bearbeitet von: U. v. Wilamowitz-Moellendorf, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. 2. Auflage. (VIII u. 494 S.) Lex. 8. 1907. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

„Das sei allen sechs Beiträgen nachgerühmt, daß sie sich dem Zwecke des Gesamtwertes in geradezu bewundernswerter Weise angepaßt haben: immer wieder wird des Lesers Blick auf die großen Zusammenhänge hingelenkt, die zwischen der klassischen Literatur und Sprache und unserer Kultur bestehen. Möge das Werk an seinem Teil dazu beitragen, die neuerdings oft verkannte Bedeutung dieser Grundlage unserer Kultur wieder in weitesten Kreisen zur Geltung zu bringen.“ (Byzant. Zeitschrift.)

# Die Kultur der Gegenwart

**Teil I. Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen.** Bearbeitet  
**Abt. 9:** von: V. v. Jagić, A. Wesselovsky, A. Brückner, J. Máchal, M. Murko, A. Thumb, Fr. Riedl, E. Setälä, G. Suits, A. Bezzenberger, E. Wolter. (VIII u. 396 S.) Lex. 8. 1908. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—

„... Eingeleitet wird der Band mit einer ausgezeichneten Arbeit von Jagić über ‚Die slawischen Sprachen‘. Für den keiner slawischen Sprache kundigen Leser ist diese Einführung sehr wichtig. Ihr folgt eine Monographie der russischen Literatur aus der Feder des geistvollen Wesselovsky. Die südslawischen Literaturen von Murko sind hier in deutscher Sprache wohl erstmals zusammenfassend behandelt worden. Mit Wolters Abriß der lettischen Literatur schließt der verdienstvolle Band, der jedem unentbehrlich sein wird, der sich mit dem einschlägigen Schrifttum bekannt machen will.“  
(Berliner Lokal-Anzeiger.)

**Teil I. Die romanischen Literaturen und Sprachen**

**Abt. 11, I:** mit Einschluß des Keltischen. Bearbeitet von: H. Zimmer, K. Meyer, L. Chr. Stern, H. Morf, W. Meyer-Lübke. (VIII u. 499 S.) Lex.-8. 1909. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 14.—  
„Auch ein kühler Beurteiler wird diese Arbeit als ein Ereignis bezeichnen... Die Darstellung ist derart durchgearbeitet, daß sie in vielen Fällen auch der wissenschaftlichen Forschung als Grundlage dienen kann.“ (Jahrbuch für Zeit- u. Kulturgeschichte.)

**Teil II. Staat und Gesellschaft der Griechen u. Römer.**

**Abt. 4, I:** (VI u. 280 S.) Lex.-8. 1910. Geh. M. 8.—, in Leinwand geb. M. 10.—  
„Ich habe noch keine Schrift von Wilamowitz gelesen, die im prinzipiellen den Leser so selten zum Widerspruch herausforderte wie diese. Dabei eine grandiose Arbeitsleistung und des Neuen und Geistreichen sehr vieles... Neben dem glänzenden Stil von Wilamowitz hat die schlichte Darstellung der Römerwelt durch B. Niese einen schweren Stand, den sie aber ehrenvoll behauptet...“  
(Südwestdeutsche Schulblätter.)

**Teil II. Staat und Gesellschaft der neueren Zeit** (bis zur

**Abt. 5, I:** schen Revolution). Bearbeitet von F. v. Bezold, E. Gothein, R. Koser. (VI u. 349 S.) Lex.-8. 1908. Geheftet M. 9.—, in Leinwand geb. M. 11.—  
„Wenn drei Historiker von solchem Range wie Bezold, Gothein und Koser sich dergestalt, daß jeder sein eigenstes Spezialgebiet bearbeitet, in die Behandlung eines Themas teilen, dürfen wir sicher sein, daß das Ergebnis vortrefflich ist. Dieser Band rechtfertigt solche Erwartung.“  
(Literarisches Zentralblatt.)

**Teil II. Systematische Rechtswissenschaft.** Bearbeitet von: R. Stammler, R. Sohm,

**Abt. 8:** K. Gareis, V. Ehrenberg, L. v. Bar, L. Seuffert, F. v. Liszt, W. Kahl, P. Laband, G. Anschütz, E. Bernatzik, F. v. Martitz. (X, LX u. 526 S.) Lex.-8. 1906. Geheftet M. 14.—, in Leinwand geb. M. 16.—

„... Als Vorzug aller Verfasser kann knappe, dabei aber erschöpfende und vor allem leicht verständliche Darstellung des Stoffs hervorgehoben werden. Es ist daher jedem Gebildeten, welcher das Bedürfnis empfindet, sich zusammenfassend über den gegenwärtigen Stand unserer Rechtswissenschaft im Verhältnis zur gesamten Kultur zu orientieren, die Anschaffung des Werkes warm zu empfehlen.“  
(Blätter f. Genossenschaftswesen.)

**Teil II. Allgemeine Volkswirtschaftslehre.** Von W. Lexis. (VI u. 259 S.)

**Abt. 10, I:** Lex.-8. 1910. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—  
„... Ausgezeichnet durch Klarheit und Kürze der Definitionen, wird die ‚Allgemeine Volkswirtschaftslehre‘ von Lexis sicher zu einem der beliebtesten Einführungsbücher in die Volkswirtschaftslehre werden. Eine zum selbständigen Studium der Volkswirtschaftstheorie völlig ausreichende, den Leser zum starken Nachdenken anregende Schrift. ... Das Werk können wir allen volkswirtschaftlich-theoretisch interessierten Lesern warm empfehlen.“  
(Zeitschrift des Vereins der Deutschen Zucker-Industrie.)

**Probeheft und Sonderprospekte umsonst und postfrei vom Verlag  
B. G. Teubner in Leipzig.**

# Schaffen und Schauen

Zweite Auflage Ein Führer ins Leben Zweite Auflage

1. Band:

Von deutscher Art  
und Arbeit



2. Band:

Des Menschen Sein  
und Werden

Unter Mitwirkung von

R. Bärner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch · A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs  
P. Klopfer · E. Koerber · O. Lyon · E. Maier · Gustav Maier · E. v. Malhahn  
† A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn  
G. Steinhäusen · E. Teichmann · A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting  
G. Wolff · Th. Zielinski · Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 5.—

Nach übereinstimmendem Urteile von Männern des öffentlichen Lebens und der Schule, von Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Richtungen löst „Schaffen und Schauen“ in erfolgreichster Weise die Aufgabe, die deutsche Jugend in die Wirklichkeit des Lebens einzuführen und sie doch in idealem Lichte sehen zu lehren.

Bei der Wahl des Berufes hat sich „Schaffen und Schauen“ als ein weitblickender Berater bewährt, der einen Überblick gewinnen läßt über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes und des Einzelnen in Staat, Wirtschaft und Technik, in Wissenschaft, Weltanschauung und Kunst bestimmen.

Zu tüchtigen Bürgern unsere gebildete deutsche Jugend werden zu lassen, kann „Schaffen und Schauen“ helfen, weil es nicht Kenntnis der Formen, sondern Einblick in das Wesen und Einsicht in die inneren Zusammenhänge unseres nationalen Lebens gibt und zeigt, wie mit ihm das Leben des Einzelnen aufs engste verflochten ist.

Im ersten Bande werden das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das Deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutungsvollsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

Im zweiten Bande werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines irdischen und seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

## Was spricht in unserem Heim mehr zu uns als dessen Bildschmuck?

Und doch wie gedankenlos wird er oft gewählt! Wir wollen gar nicht von Bildruden schlimmster Art reden! Auch die Reproduktion eines berühmten Gemäldes, oft undeutschen Empfindungsgehaltes, an der Wand verschwappend, das Beste des Kunstwertes durch Kleinheit und Farblosigkeit vernichtend, was vermag sie uns als Wandschmuck in unserem Heim zu sagen, wenn wir nach des Tages verwirrendem Getriebe Sammlung in ihm suchen?

## Welcher Art soll vielmehr ein Bild im deutschen Hause sein?

Vor allem muß deutsches Empfinden, deutsche Innigkeit, deutsche Heimatliebe darin zum Ausdruck kommen. Nur so vermag es zu uns zu sprechen, nur so wird es aus uner schöpfllichem Quell immer Neues zu sagen wissen.

Darum darf ein Bild vor allem auch keine alltäglichen Plartheiten und Säklichheiten bieten, deren wir als ernsthafte Menschen in kurzer Zeit überdrüssig sind. Es muß uns sodann nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch die Kunst der Darstellung des Geschehenen immer aufs neue fesseln. Das vermag eine Reproduktion nun überhaupt kaum, das kann nur ein Originalkunstwerk. Das Bild endlich muß eine gewisse Kraft der Darstellung besitzen, es muß den Raum, in dem es hängt, durchdringen und beherrschen.

## Teubners Künstler-Steinzeichnungen

(Original-Lithographien) bieten all das, was wir von einem guten Wandbild im deutschen Hause fordern müssen. Sie bieten Werke großer, ursprünglicher, farbenfroher Kunst, die uns das Schöne einer Welt von Formen und Farben mit den Augen des Künstlers sehen lassen und sie in dessen unmittelbarer Sprache wiedergeben. In der Original-Lithographie führt der Künstler eigenhändig die Zeichnung auf dem Stein aus, bearbeitet die Platten, bestimmt die Wahl der Farben und überwacht den Druck. Das Bild ist also bis in alle Einzelheiten hinein das Werk des Künstlers, der unmittelbare Ausdruck seiner Persönlichkeit. Keine Reproduktion kann dem gleichkommen an künstlerischem Wert und künstlerischer Wirkung.

Teubners Künstler-Steinzeichnungen sind Werke echter Heimatkunst, die stark und lebendig auf uns wirken. Das deutsche Land in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, seine Tier- und Pflanzenwelt, seine Landschaft und sein Volksleben, seine Werkstätten und seine Fabriken, seine Schiffe und Maschinen, seine Städte und seine Denkmäler, seine Geschichte und seine Helden, seine Märchen und seine Lieder bieten vor allem den Stoff zu den Bildern.

Sie enthalten eine große Auswahl verschiedenartiger Motive und Farbestimmungen in den verschiedensten Größen, unter denen sich für jeden Raum, den vornehmsten wie das einfachste Wohnzimmer, geeignete Blätter finden. Neben ihrem hohen künstlerischen Wert besitzen sie den Vorzug der Preiswürdigkeit. All das macht sie zu willkommenen Geschenken zu Weihnachten, Geburtstagen und Hochzeiten und macht sie zum Besten, zu

**dem künstlerischen Wandschmuck für das deutsche Haus!**

Die großen Blätter im Format 100×70, 75×55 und 60×50 kosten M. 6.—, bzw. M. 5.— und M. 3.—. Die Blätter in dem Format 41×30 nur M. 2.50 und die Bunten Blätter gar nur M. 1.—. Preiswerte Rahmen, die auch die Anschaffung eines gerahmten Bildes ohne nennenswerte Mehrkosten gestatten, liefert die Verlags- handlung in verschiedenen Ausführungen und Holzarten für das Bildformat 100×70 in der Preislage von M. 4.50 bis M. 16.—, für das Format 75×55 von M. 4.— bis M. 12.—, für das Format 41×30 von M. 1.75 bis M. 4.50.

13

YB 25002

# Urteile über B. G. Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen.

.... Doch wird man auch aus dieser nur einen beschränkten Teil der vorhandenen Bilder umfassenden Aufzählung den Reichtum des Dargebotenen erkennen. Indessen es genügt nicht, daß die Bilder da sind, sie müssen auch gekauft werden. Sie müssen vor allen Dingen an die richtige Stelle gebracht werden. Für öffentliche Gebäude und Schulen sollte das nicht schwer halten. Wenn Lehrer und Geistliche wollen, werden sie die Mittel für einige solche Bilder schon überwiesen bekommen. Dann sollte man sich vor allen Dingen in privaten Kreisen solche Bilder als willkommene Geschenke zu Weihnachten, zu Geburtstagen, Hochzeitsfesten und allen derartigen Gelegenheiten merken. Eine derartige Lithographie ist ein Geschenk, das auch den verwöhntesten Geschmack befriedigt. An den Blättern erhält man für eine Ausgabe, die auch dem bescheidensten Geldbeutel erschwinglich ist, ein dauernd wertvolles Geschenk.“ (Teubner-Jahrbuch.)



... der letzten Jahre, die der neuen 'Ästhetischen Bewegung' entsprungen sind, begrüßen wir eins mit ganz ungetrühter Freude: den 'künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus', den die Firma B. G. Teubner in Leipzig herausgibt. ... Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit reichem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns — fördern wir es, ihm und uns zu Nutze, nach Kräften!“ (Kunstwart.)  
„Alt und jung war begeistert, geradezu glücklich über die Kraft malerischer Wirkungen, die hier für verhältnismäßig billigen Preis dargeboten wird. Endlich einmal etwas, was dem öden Hibrudbilde gewöhnlicher Art mit Erfolg gegenüberzutreten kann.“ (Die Hilfe.)  
„... Es ist unseres Erachtens wertvoller, an dieser originalen Kunst sehen zu lernen, als an vielen hundert mittelmäßigen Reproduktionen das Auge zu verblenden und totes Wissen zu lernen, statt lebendige Kunst mitzuerleben.“ (Illustrierte Zeitung.)

**Illustrierter Katalog** mit ca. 170 farbigen Abbildungen und beschreibendem Text gegen Einsendung von 30 Pfennig (Ausland 40 Pfennig) vom Verlag B. G. Teubner Leipzig.



